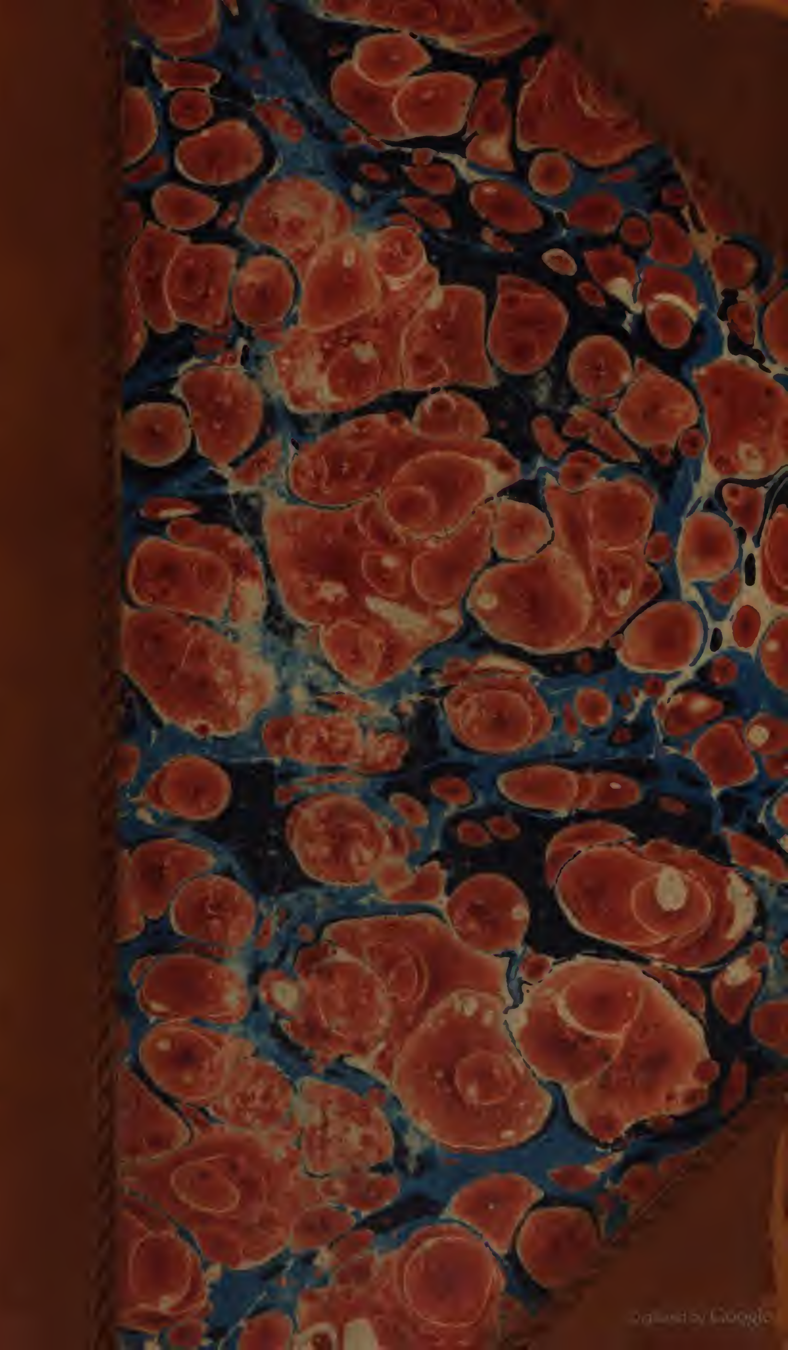
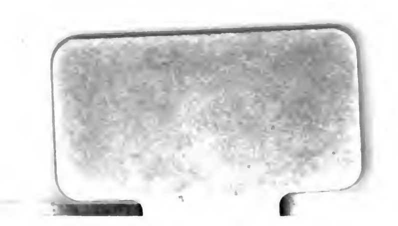




Zachariä's

Reise in den Orient

in den

Jahren 1837 und 1838.

Dr. E. Zachariä's,

correspondirenden Mitgliedes des archäologischen Instituts zu Rom,

Reise in den Orient

in den

Jahren 1837 und 1838.

Ueber

Wien, Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Malta, Sicilien und Griechenland

nach

Saloniki, dem Berge Athos, Konstantinopel und Trapezunt.

Mit einer Charte des Berges Athos.

Heidelberg,

in der akadem. Buchhandlung von J. C. B. Mohr.

1840.

Vorwort.

Eine große Vorliebe für Alles, was griechisch ist, führte mich im Jahre 1830, während ich vorzugsweise dem Studium des römischen Rechts oblag, auf das griechisch-römische oder byzantinische Recht, d. h. auf das Recht, welches seit den Zeiten des Kaisers Justinian im oströmischen Reiche gegolten hat und von griechischen Rechtsgelehrten in griechischer Sprache bearbeitet worden ist. Das byzantinische Recht ist von großer Bedeutung für die Kritik und Erklärung der Quellen des justinianeisch-römischen Rechts: aber bis auf die neuere Zeit von den Romanisten nur wenig beachtet worden. Gerade darum entschloß ich mich, einen Theil meiner Zeit dem Studium des byzantinischen Rechts zu widmen, und begann allmählig mit den nöthigen Vorarbeiten.

Ein großer Theil der Quellen und Bearbeitungen des byzantinischen Rechts ist noch ungedruckt, und die Handschriften derselben sind in den verschiedenen Bi-

bliotheken Europa's zerstreut. Tiefere und umfassendere Forschungen waren, das erkannte ich bald, ohne Untersuchung der Handschriften nicht zu unternehmen, und mit Freuden ergriff ich die Gelegenheit, auf den Reisen, die mir nach den Hauptstädten Europa's zu machen vergönnt war, mit den handschriftlichen Schätzen der größeren Bibliotheken genauer bekannt zu werden.

Im Herbste des Jahres 1830 bereiste ich einen Theil des südlichen Frankreichs und Oberitaliens; im Herbste des Jahres 1832 besuchte ich von Berlin aus Kopenhagen und St. Petersburg. Nach Ostern 1834 verließ ich die Heimath auf längere Zeit. Mein Weg führte mich zunächst nach Paris, wo ich acht Monate lang auf der königlichen Bibliothek arbeitete. Im März des Jahres 1835 ging ich dann weiter über Brüssel nach London und Oxford, von da nach Dublin, Glasgow, Edinburg, Cambridge, verweilte an jedem dieser Orte einige Zeit, und kehrte im October 1835 in meine Vaterstadt zurück.

Endlich, im Jahre 1837, trat ich die Reise an, deren Beschreibung den Gegenstand des vorliegenden Buches bildet. Ich wollte die großen Bibliotheken von Wien, Venedig, Florenz und Rom, und

besonders die noch im Orient vorhandenen Bibliotheken untersuchen, von deren verborgenen Schätzen so viel gefabelt wurde, und welche zum wenigsten für das byzantinische Recht einige Ausbeute hoffen ließen. Im September verließ ich Heidelberg, und ging über Meißen und Prag nach Wien: von da durch Italien und über Sicilien und Malta nach Griechenland und der Türkei. Von Konstantinopel kehrte ich mit den Donaudampfbooten nach Wien zurück. Hier verfiel ich in Folge der nachtheiligen Einwirkung der Herbstluft an den Ufern der Donau und zum Theil in Folge des schnellen Uebergangs zu einer anderen Lebensweise in ein heftiges Fieber, aus welchem mich kaum die sorgsame Pflege meines Arztes, des Herrn Lederer, und die treue Theilnahme meiner Wiener Freunde und Gönner errettete. Noch schwach und kränkelnd langte ich endlich am 16. November 1838 wieder in Heidelberg an; — die Reise hatte im Ganzen 14 Monate gedauert, und die Kosten hatten nahe an 6000 Gulden betragen.

Ich hatte bereits während der Reise den Plan gefaßt, eine Beschreibung derselben im Drucke herauszugeben, und hatte zu diesem Zwecke theils in meinen Papieren einzelne Aufzeichnungen gemacht, theils ausführlichere Briefe in die Heimath gelangen lassen; die

Beschreibung sollte mit Umgehung des Bekannteren und rein Persönlichen eine Reihe einzelner Bemerkungen, und Nachrichten über die von mir untersuchten Bibliotheken enthalten, insoweit solche Nachrichten ein allgemeineres Interesse zu bieten schienen. Nach meiner Rückkehr aber ließen mich die Nachwehen des langen Krankenlagers und eine damit in Verbindung stehende gedrückte Stimmung die Ausführung des Planes von Tage zu Tage verschieben.

Unterdessen sind, der italienischen Reisen nicht zu gedenken, mehrere Reisebeschreibungen erschienen, in denen ein großer Theil der östlichen Länder, die ich besucht habe, mit größerer oder geringerer Ausführlichkeit und Genauigkeit geschildert wird. Friedrichsthal hat von dem, was er in Griechenland gesehen und erlebt, eine sehr anmuthige, anspruchslose, und wahre Schilderung entworfen. Der Vorläufer hat über Personen und Sachen in Griechenland in der bekannten Manier des Verstorbenen berichtet. Raoul-Rochette hat Athen besucht, und sich in Briefen über das Emporkommen und Aufblühen dieser Hauptstadt in einer Weise ausgesprochen, die wie ein Vorwurf für die griechische Regierung klingt, weil sie das alte Athen nicht in Trümmern gelassen habe, damit ein reisender Archäologe desto besser nach neuen

Entdeckungen wühlen könne. Greverus, der nach Griechenland gekommen war, „um die Natur auf sich einwirken zu lassen", hat uns mit Reisebildern beschenkt, die in den Heidelberger Jahrbüchern treffend charakterisirt worden sind. Die Donauländer endlich hat Schubert durchflogen und einige Zeit in Konstantinopel verweilt: in seiner Reisebeschreibung, die bereits in zweiter Auflage erscheint, hat er uns seine Empfindungen und Beobachtungen geschildert, auch für die Freunde der Naturwissenschaften interessante Mittheilungen gemacht, und dabei Alles mit reichen Auszügen aus bekannten, — aber, was die Donauländer betrifft, durchaus unzuverlässigen, — Büchern verwebt.

Nach dem Erscheinen dieser Reiseberichte hätte ich vielleicht den Plan, auch meinerseits die Feder in Bewegung zu setzen, ganz aufgeben oder fallen lassen sollen: um so mehr, als die Kritik, die jene getroffen hat, auch meiner Schilderung und zwar in noch höherem Grade drohen könnte. Demungeachtet haben mich mancherlei Gründe bewogen, zur Herausgabe meiner Reisebeschreibung zu schreiten: einmal der Umstand, daß mein Weg denn doch einige minder bekannte Gegenden berührt hat, dann die Hoffnung, daß ich bei strengerer Auswahl auch aus bekannten Ländern und Orten vielleicht noch einiges von Anderen nicht Er-

wähnte zu berichten im Stande sein dürfte, ferner die ermunternden Wünsche einiger Freunde und Gönner, endlich und mehr noch der Eintritt eines frohen Ereignisses, das mir ein regeres Interesse an der Beschreibung des früher Erlebten und Gesehenen einflößte.

So entstanden und vollendet, sei dies Buch der Erinnerung an das Glück gewidmet, das mich mit Liebe und Lust zur Arbeit erfüllte!

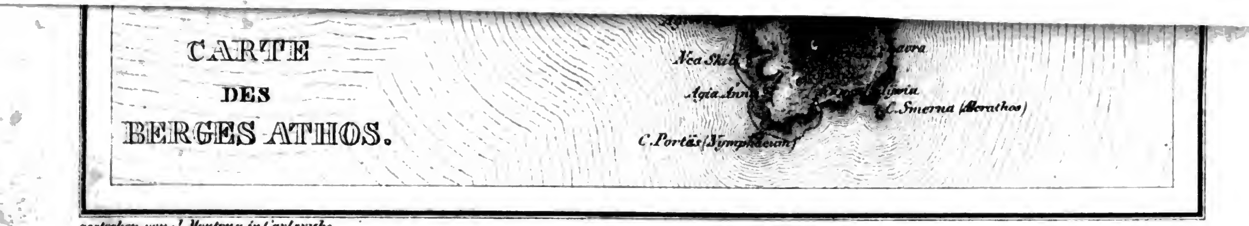
April 25. 1840.

E. Zachariä.

Inhaltsverzeichniß.

Bemerkung.

Bei der Correctur sind einige Druckfehler übersehen worden, die der geneigte Leser leicht selbst entdecken und verbessern wird. — S. 35 Z. 20 würde es besser statt „zumal“ heißen: „mittelbar auch“. — Einige Ungleichheiten in der Schreibart waren bei dem Mangel fester Regeln in unserer Orthographie nicht überall zu vermeiden, namentlich was die Schreibart griechischer Eigennamen betrifft. Unser Alphabet reicht nicht aus, um griechische Worte ganz mit denselben Zeichen zu schreiben, welche nach den Regeln der griechischen Orthographie zu setzen sind. Aber ebensowenig läßt sich der Plan, griechische Namen in der Art, wie sie ausgesprochen werden, zu schreiben, überall consequent durchführen. Auch dazu ist unser Alphabet nicht ausreichend, und obendrein herrscht über die Aussprache des Griechischen eine große Verschiedenheit der Ansichten. Möchte es nicht unpassend gefunden werden, daß ich in diesen Dingen einem festen Systeme der Orthographie zu folgen vermieden, und in der Regel die grade gebräuchliche Schreibweise gewählt habe, indem ich, so oft es nöthig schien, denselben Namen mit griechischen Buchstaben geschrieben in einer Parenthese hinzugefügt habe. — Die Allgemeine Zeitung vom 29. April 1840 theilt in der Beilage einen Auszug aus einer Schilderung des Bergs Athos mit, die aus der Feder eines jungen griechischen Reisenden, P. Karajannopulos, geflossen, und in der Griechischen Athene vom 27. März erschienen ist. —



CARTE
DES
BERGES ATHOS.
C.Portäs (Nymphaeum)
C.Smerna (Akrathos)
gestochen von J. Montoux in Carlsruhe.

Erstes Capitel.

Reise nach Wien.

---

1. Meißen am 18. Sept. 1837.

Auf der Fürstenschule zu St. Afra hat sich in neuerer Zeit Manches anders gestaltet, als es wohl ehedem zur Zeit meiner Schulstudien war.

Ehemals war es fast nur die lateinische Sprache und Literatur, die von den Schülern gründlich erlernt und studirt wurde: das Griechische wurde vernachlässigt, mehr noch Mathematik, Geschichte und Geographie; nicht grade, weil es an dem nöthigen Unterrichte in diesen Fächern gefehlt hätte, sondern weil es der Geist der Anstalt mit sich brachte, daß mehr auf eine philologische als auf eine reale Bildung gesehen wurde. Der Unterrichtsstunden waren verhältnißmäßig am Tage nur wenige, und was der Schüler für diese Stunden zu arbeiten hatte, war nicht bedeutend. Der größere Theil des Tages war dem Privatstudium bestimmt. Da saßen die Schüler in den Arbeitssälen, gewöhnlich vier an einem Tische, und beschäftigten sich nach eigener Wahl mit der Lectüre eines lateinischen oder griechischen Schriftstellers, mit Mathematik, Geschichte oder

Geographie. Ein Lehrer führte die Aufsicht, und die Schüler selbst hielten in diesen Stunden streng auf Ruhe und Ordnung. Der neu ankommende Schüler, der gewohnten Leitung und der äußeren Nöthigung zu einer bestimmten Arbeit entbehrend, wußte oft nicht, wie er die Zeit des Privatstudiums ausfüllen sollte. Bald aber wirkte das Beispiel der älteren Schüler und der einem Jeden inwohnende Trieb nach Beschäftigung. Der Schüler gewöhnte sich, nach eigener Wahl Arbeit zu suchen, und erfreute sich der freien und selbstständigen Beschäftigung mit den Wissenschaften. Daran waren dann immer auf der Universität die ehemaligen Fürstenschüler deutlich zu erkennen. Die meisten jungen Leute, welche die Universität beziehen, begnügen sich, wenn sie fleißig sind, mit dem Besuche und der Repetition der Vorlesungen, die ihnen als Vorbereitung zu ihrem künftigen Berufe angerathen worden sind, und sind nicht selten in Verlegenheit, wie sie die übrige Zeit verwenden sollen. So war es nicht mit denen, welche von der Meißner Fürstenschule oder einer ähnlichen Anstalt auf die Universität entlassen wurden. Diese fuhren in den gewohnten selbstständigen Studien fort, hielten unter einander Disputirübungen, und ergriffen die Gelegenheit, die ihnen auf der Universität geboten wurde, sich in manchen Fächern weiter auszubilden, die nicht grade in den Bereich der Wissenschaften gehörten, deren Studium ihr künftiger Beruf von ihnen verlangte.

Hierin haben sich aber mancherlei Veränderungen zugetragen, seit ich die Schule verlassen habe. Dem Geiste der jetzigen Zeit gemäß wird auf die Realwissenschaften größere

Rücksicht genommen, wobei freilich die classische Bildung leidet. Die Zahl der Unterrichtsstunden ist vermehrt, und dem Privatstudium dadurch Abbruch gethan worden. Auch dadurch ist das Privatstudium verkürzt worden, daß die Schüler nicht mehr so streng in den Mauern der Anstalt gehalten werden. Die Fürstenschule wird nach und nach den anderen gelehrten Schulen immer ähnlicher gemacht, wie es denn überhaupt heut zu Tage auch bei den Unterrichtsanstalten eines Landes als eine Grundbedingung ihres Gedeihens betrachtet zu werden scheint, daß sie alle möglichst gleichförmig organisirt seien.

Man hat auf St. Afra eine Sammlung von Büchern angelegt, welche von gewesenen Schülern dieser Anstalt geschrieben oder herausgegeben worden sind. Die Verfasser oder Herausgeber, ihre Nachkommen oder Freunde sind aufgefordert worden, durch Geschenke an der Bildung und Vervollständigung dieser Sammlung Theil zu nehmen. Die Namen der Geber sollen auf einer Tafel verewigt werden; wie mancher Vater, Sohn und Enkel werden sich da neben einander finden! Die Sammlung enthält schon zahlreiche Bücher aus den verschiedensten Fächern, und wird in dieser Hinsicht mit der Zeit vielleicht den Beweis liefern, daß eine tüchtige philologische Schulbildung selbst für die die beste Grundlage ist, deren spätere Studien mit Philologie auch nicht den entferntesten Zusammenhang haben.

2. Prag am 23. Sept. 1837.

In Prag war es ungewöhnlich lebendig. Die Naturforscher hatten sich hier in ziemlich bedeutender Anzahl

versammelt, und die Einwohner der Königsstadt bemühten sich, ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen, und nahmen an den wissenschaftlichen und geselligen Zusammenkünften regen Antheil. Auch an Festlichkeiten war kein Mangel. Der Oberstburggraf Graf Chotek gab in seinem Palaste ein Concert, zu welchem die fremden Gäste mit ihren Familien geladen wurden. In dem prachtvollen Saale des Schlosses auf dem Hradschin wurde den versammelten Naturforschern ein wahrhaft kaiserliches Gastmahl gegeben. Der Prager Handelsstand endlich veranstaltete ihnen zu Ehren einen glänzenden Ball auf der Färberinsel, einem Belustigungsorte der Prager, in der Moldau gelegen, wo sich auch die Naturforscher zur gemeinschaftlichen Mittagstafel zu vereinigen pflegten.

An Gelegenheit zu geselligen Vereinigungen, zu persönlicher Annäherung fehlte es also den Fremden durchaus nicht, und man kann insofern sagen, daß die Versammlung der Naturforscher in Prag ihrem Zwecke vollkommen entsprochen habe. Denn die Absicht, welche die Gründung solcher Versammlungen hervorrief, ging besonders dahin, das Anknüpfen von Verbindungen zwischen denen zu erleichtern, die ein gleiches Streben beseelt, und durch einen lebhafteren mündlichen oder brieflichen Verkehr den gegenseitigen Austausch einzelner Entdeckungen und Beobachtungen zu befördern, welcher für das schnelle Gedeihen der Naturwissenschaften eine unerläßliche Bedingung zu sein schien. Ungerecht ist das Urtheil derer, welche über den Werth und die Wirksamkeit dieser Versammlungen nach dem entscheiden, was in den Sitzungen der vereinigten

Forscher, und wohl gar nur nach dem, was in den öffentlichen Sitzungen zu Tage gefördert wird. Ihre Wirksamkeit ist nicht eine unmittelbare, in die Augen springende: aber unter den Mitgliedern sind nur Wenige, die nicht den Einfluß erfahren hätten, welchen jene Zusammenkünfte auf sie selbst und ihre Forschungen ausüben mußten.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß jetzt, wo an der Zukunft dieser Versammlungen nicht mehr gezweifelt werden kann, die Möglichkeit einer größeren und unmittelbaren Wirksamkeit gegeben ist: eine Möglichkeit, deren Benutzung wesentlich zum Gedeihen derselben beitragen würde. Die Versammlungen der Naturforscher in England, die verwandten Versammlungen der Philologen und Schulmänner im heimischen Deutschland haben das Beispiel gegeben, wie solche Vereinigungen nicht blos zur Erleichterung des persönlichen Verkehres, sondern auch zu einer gemeinsamen Förderung der Wissenschaft benutzt werden können.

Den Naturforschern wurde ein Programm mitgetheilt, welches den Titel führt: „Personalstand der kaiserl. königl. Universität zu Prag, und Ordnung der öffentlichen, ordentlichen und ausserordentlichen Vorlesungen, welche an derselben im Schuljahre 1837 gehalten werden". — Die Universität zählt im Ganzen 62 Lehrer, darunter 9 juristische. Die Zahl der Studirenden ist nicht angegeben: sie wird auf 2000 geschätzt. Außer den regelmäßigen Ferien und den Sonn- und Feiertagen wird auch

noch nach alter Sitte am Dienstag Nachmittag und am Donnerstage gefeiert. Die für das „juridische Studium“ in dem Programme angekündigten Vorlesungen geben einen anschaulichen Begriff von der eigenthümlichen Art und den Gegenständen des juristischen Unterrichts.

Für die Studirenden des ersten Jahres ist angekündigt:

1. Nach einer kurzen Encyklopädie des juridisch-politischen Studiums in Oesterreich als Voreinleitung nach eigenen Aufsätzen, das natürliche Privatrecht nach des Herrn Hofraths v. Zeiller natürlichem Privatrechte; das natürliche öffentliche Recht über den Lehrbegriff des Freiherrn v. Martini, und, vereinigt mit dem natürlichen, das europäisch-practische Völkerrecht, endlich das österreichische Criminalrecht nach dem Gesetzbuche: — von J. U. D. Schnabel, täglich zwei Stunden.

2. Theoretische Einleitung in das Studium der Statistik nach Zizius, die allgemeine europäische Statistik; dann die des österreichischen Kaiserthums nach Bisinger: — von J. U. D. Chlupp, täglich eine Stunde.

Für die Studirenden des zweiten Jahres:

1. Im ersten Semester das römische Civilrecht nach Prof. Haimberger's Reinem römischen Privatrechte: — von J. U. D. Helfert, täglich zwei Stunden.

2. Im zweiten Semester das Kirchenrecht (sowohl für Theologen als Juristen): — von J. U. D. Helfert, täglich zwei Stunden.

Für die Studirenden des dritten Jahres:

1. Das österreichische bürgerliche Recht nach dem Gesetzbuche: — von J. U. D. Wessely, täglich zwei Stunden.

2. Das Lehenrecht nach den geltenden Lehengesetzen und Böhmer's principia juris feudalis, im ersten Semester: — von J. U. D. Haimerl, täglich eine Stunde.

3. Das Handels- und Wechselrecht nach den österreichischen Handels- und Wechselgesetzen und Sonnleithner's Lehrbuche des Handels- und Wechselrechts, im zweiten Semester: — von J. U. D. Haimerl, täglich eine Stunde.

Endlich für die Studirenden des vierten Jahres:

1. Die politischen Wissenschaften, im ersten Semester nach des Hrn. Hofraths v. Sonnenfels Grundsätzen über Polizei, Handlung und Finanz; im zweiten Semester die politische Gesetzkunde nach dem von ihm verfaßten Hülfsbuche, den durch den Druck kundgemachten Gesetzen, und dem Gesetzbuche über schwere Polizeiübertretungen: — J. U. D. W. Gustav Edler von Kopetz, täglich zwei Stunden.

2. Das gerichtliche Verfahren in und außer Streitsachen nach der Jurisdictionsnorm, Gerichtsinstruction, Gerichts- und Concursordnung und den einschlagenden Gesetzen, dann den Geschäftsstyl nach Sonnenfels Grundlinien: — von J. U. D. Haimerl, täglich eine Stunde.

3. Die Staatsrechnungswissenschaft nach Szarka: — Joh. Ch. Ammann, täglich 1½ Stunden.

Zweites Capitel.

Wien. Sept. 27. bis Nov. 25. 1837.

1. Allgemeines.

Im Vergleiche mit anderen Städten macht Wien einen überaus günstigen Eindruck auf den fremden Besucher.

In London ist die gewaltige Masse des zu Schauenden wahrhaft erdrückend: die Handelsgeschäftigkeit in den Straßen mahnt an den Ernst des Lebens, und der überall durchschimmernde, übermüthige Reichthum ist für den minder Bemittelten zurückstoßend. Paris ist wohl in seinem Aeußeren heiterer, anziehender: aber dem Auge fällt so mancherlei Unflath und Elend auf, daß es sich oft mit widrigen Empfindungen wegzuwenden veranlaßt ist.

Anders in Wien. Die eigentliche Stadt ist von geringem Umfange: zwischen ihr und den zahlreichen Vorstädten zieht sich im Kreise ein freier Zwischenraum hin, das Glacis der Festungswerke, welche die Stadt vor dem Feinde zu schützen bestimmt sind. Dadurch wird das Ganze mehr in einzelne, scharf von einander geschiedene Parthien zerlegt, und der Ueberblick wesentlich erleichtert. Das Innere der Stadt trägt überall das Gepräge der Tüchtigkeit, Ordnung und Nettigkeit. In den belebteren Straßen ist

Laden an Laden: der Reichthum an Waaren, die, an den Fenstern ausgestellt, die Augen der Vorübergehenden auf sich ziehen, die Schilder, meist große Bilder von guter Ausführung, die als Zeichen der Handlungen ausgehängt sind, dienen zugleich zur äußeren Zierde der Häuser und zur heiteren Ausschmückung der Straßen. Die Menschen, welche in diesen hin- und herwogen, haben nicht überall den strengen, ernsten Blick solcher, die da unablässig nach Erwerb ringen, oder den sich herablassenden, übermüthigen der Reichen: in Blick und Wesen spricht sich eine größere Ruhe und Harmlosigkeit, eine innere Zufriedenheit aus, die auch die Außenwelt mit Theilnahme betrachten läßt.

Diese Harmlosigkeit, dieses stille, zufriedene Glück bildet einen charakteristischen Zug in dem öffentlichen Leben der Wiener. Es ist schon lange nicht mehr der Prater allein, wo man die Wiener sich an den mannichfaltigsten Lustbarkeiten ergötzen sieht; alle Ortschaften rings um Wien haben ihre Belustigungsorte, die an Sonn- und Feiertagen von Personen aus allen Ständen zahlreich besucht werden. Und nichts ist erheiternder, als ein Ausflug in die liebliche Umgegend, die durchaus einen ländlichen Eindruck macht und die Nähe des städtischen Treibens völlig vergessen läßt. Zahlreiche Gesellschaftswagen führen die lebensfrohen Bewohner der Stadt nach allen Richtungen zu den Thoren der Stadt hinaus auf die benachbarten Orte: heitere Musik tönt von allen Seiten, und freundliche Gärten laden zum Besuche ein. Mit der einbrechenden Dämmerung strömt dann die Menge wieder in langen Zügen nach der Stadt, fröhlicher Gespräche pflegend in

der Erinnerung an die Freuden des Tages, und mit frohem Muthe der Arbeit des folgenden Tages entgegensehend.

Die geselligen Kreise sind in Wien weniger zugänglich: aber dieses engere Abschließen ist der wahren Geselligkeit nichts weniger als unersprießlich. Jeder nimmt im Umgange mit Personen, die er nur oberflächlich kennt, mehr oder minder die Maske vor: wer da offen sein Herz und die innerste Gesinnung zeigen wollte, würde kaum Anklang, und oft nur ein bemitleidendes Lächeln finden. Ob sich dann die Unterhaltung um das Alltägliche oder aber um ernstere Gegenstände dreht, ist im Ganzen gleichgültig: immer ist es nur ein unbestimmtes Besprechen ohne tieferen Gehalt. Aber da, wo die Bande des geselligen Vereines enger gezogen sind, und nur da vermag der Ausdruck des innersten Gedankens und Gefühles frei hervorzutreten, ohne eine unfreundliche Erwiderung oder ein übeldeutendes Mißwollen scheuen zu müssen. In der That erinnere ich mich kaum anderswo eines so erwärmenden und erhebenden geselligen Umgangs genossen zu haben, als in Wien in den Kreisen, in welchen aufgenommen zu werden mir das Glück wurde.

Namentlich ist, was man doch so oft behaupten hört, in Wien kein Mangel an ernsterer, wissenschaftlicher Unterhaltung. Nicht zu gedenken der Bibliotheken und Leseinstitute, die einem jeden literarischen Bedürfnisse vollkommen zu genügen im Stande sind, giebt es auch der Männer wahrlich nicht wenige in Wien, deren Umgang höchst belehrend und anregend ist. Aber der Umgang mit ihnen ist freilich ein Gut, um das man sich bewerben

muß. Sie wissen den Werth ihrer Wissenschaft besser zu schätzen, als daß sie dieselbe dazu gebrauchen sollten, um vor mehr oder minder gleichgültigen Zuhörern zu glänzen.

An musikalischen Genüssen würde Wien arm zu nennen sein, wenn allein nach der Zahl der öffentlichen Aufführungen geurtheilt werden müßte. In den geselligen Kreisen herrscht desto mehr Geschmack für Musik, und überall trifft man Dilettanten, die Künstler im eigentlichen Sinne des Worts sind. Und wenn es auch der öffentlichen Concerte nur wenige giebt, so entschädigt dafür der Werth der einzelnen Leistungen vollkommen. Nur mit Bewunderung und Entzücken denke ich an den hohen Genuß, den die Aufführung „der Schöpfung" durch ein Personal von 1100 Musikern gewährte. Die Oper am Kärnthner Thore steht den Opern in anderen großen Städten nicht nach, und bietet den Liebhabern der neueren Musik hinreichende Unterhaltung.

Einen Genuß aber, wie man ihn sonst nirgends in diesem Grade findet, bietet das k. k. Theater an der Burg. Unter den Darstellungen, denen mir beizuwohnen Gelegenheit wurde, waren die gelungensten die des Lear und Hamlet. Lear ist unstreitig eine der gewaltigsten Leistungen im Felde der dramatischen Dichtkunst, deren sich die europäische Literatur zu rühmen hat. Nicht die Worte nnd einzelnen Gedanken des Dichters allein fesseln und bezaubern den Zuhörer, sondern vorzugsweise die Handlung, die Begebenheiten, die in gewaltigen Massen und zum Theil schroffen Gegensätzen auf ihn einstürmen. Und daß man namentlich diese Schroffheit der Gegensätze

nicht allzu grell empfand, daß man die Schauspieler über dem Stücke vergaß, war wahrlich kein geringer Triumph der Aufführung. Auch Hamlet wurde meisterhaft gegeben; aber um so peinlicher trat grade dadurch die moralische Hülflosigkeit hervor, die den Helden und mit ihm die Zuhörer foltert.

Auf den drei kleinen Theatern in den Vorstädten werden meist nur Localpossen aufgeführt, in welchen die Ohren der Zuhörer mehr oder weniger mit schalen und nicht immer feinen Witzen gekitzelt werden. Als Genrebilder aus dem Leben des gemeinen Volks sind sie für den Fremden nicht ohne Interesse. Aber selbst dem Müßigen und Abgespannten gewähren diese Vorstellungen nicht immer den gewünschten Zeitvertreib und die gehoffte Erholung: an einen wahren, innerlichen Genuß darf man dabei nicht denken.

2. Sehenswürdigkeiten Wien's.

Unter den Baudenkmälern Wien's zieht vor Allen die Stephanskirche die Aufmerksamkeit auf sich. Das Gebäude trägt zwar die deutlichsten Spuren einer oft unterbrochenen Ausführung und der Vollendung durch verschiedene Meister an sich: aber das Innere der Kirche und der hohe Thurm gehören jedenfalls zu den herrlichsten Erzeugnissen der mittelalterlichen Baukunst. Dem Thurme freilich fehlt zum Theile in seiner Anlage und Ausführung der luftige, zu den Wolken emporstrebende Charakter, der sonst dem gothischen Baustyle eigen ist: besonders erscheint die Basis des Thurmes verhältnißmäßig zu breit angelegt, oder es nimmt die Breite desselben nach der Spitze zu verhältnißmäßig zu schnell ab. Vollkommener in ihrer Art

ist die Façade der Kirche Maria Stiegen, welche, in demselben Style erbaut, die herrlichsten Verhältnisse mit der zierlichsten Ausführung vereinigt.

Die Augustinerkirche enthält das berühmte Grabmal, welches Herzog Albert von Teschen im J. 1805 seiner verstorbenen Gemahlin, der Erzherzogin Christina, durch Anton Canova errichten ließ: ein anderes Meisterstück desselben Künstlers, Theseus als Ueberwinder des Centauren, ist in einem eigens zu diesem Zwecke erbauten Tempel im Volksgarten aufgestellt. In besonderem Grade treten an diesen Werken alle Mängel und Vorzüge des berühmten Meisters hervor; auf der einen Seite eine unbeschreibliche Zartheit und vollendete Ausführung, auf der andern eine nicht völlige Wahrheit in der Erfindung und eine manierirte Behandlung des Gegenstandes.

Die Schätze, welche in den Kunstsammlungen Wien's aufgehäuft sind, dürften, wenn auch an sich bedeutend genug, dennoch kaum einen Vergleich mit denen anderer großen Städte aushalten. Die Gemäldegalerien enthalten in großer Mehrzahl Stücke von untergeordnetem Werthe, denen gewiß zum Theile mit Unrecht die Namen großer Meister angedichtet worden sind, während sie höchstens aus der Schule dieser Meister stammen. Die Galerie des Fürsten von Lichtenstein enthält unter Anderem auch eine Sammlung von Gemälden der neueren und neuesten österreichischen Künstler, deren Leistungen freilich sowohl in Rücksicht auf die Strenge und Kraft der Zeichnung als in Rücksicht auf die Fülle und Wärme des Colorits zu einem großen Theile nur unbefriedigend genannt werden können.

Ausgezeichnet ist das k. k. **Münz- und Antiken-cabinet**, dessen Schätze aber nicht blos flüchtig in Augenschein genommen, sondern durchaus einer gründlichen Prüfung unterworfen werden müssen. Indessen kann man sich theils durch **Eckhel's** Schriften, theils durch mehrere Aufsätze in den Wiener Jahrbüchern der Literatur hinreichend zum Besuche dieser Sammlungen vorbereiten, in welchen noch überdies die nicht genug zu rühmende Gefälligkeit der Vorsteher die Uebersicht des besonders Bemerkenswerthen wesentlich erleichtert. Als das bedeutendste Kleinod wird gewöhnlich betrachtet der große Onyx von 7'' Höhe und 8'' Breite, in dessen weiße Ueberschichte zwanzig Figuren in herrlicher Zusammenstellung eingeschnitten sind *). An Größe ist diese Camee von allen in Europa aufbewahrten die dritte, nach ihrem künstlerischen Werthe aber und nach der Kostbarkeit des Steines wird sie sogar allen übrigen vorgezogen. Als Gegenstand der Darstellung bezeichnete **Eckhel** eine Apotheose des Augustus, ou, pour mieux dire, un tableau de famille: nach neueren Untersuchungen ist es eine Darstellung des Triumphes, welchen Tiberius unter Augustus über die Pannonier feierte. Man hat diesen Stein dem Dioscorides, dem größten Meister in der Kunst Steine zu schneiden, der in dem Zeitalter des Augustus blühte, zuschreiben wollen: Zeichnung und Ausführung sind in der That von großer Vollendung. Aber der Künstler hat sich zum

---

*) Siehe die Abbildung bei **Eckhel** Choix des pierres gravées pl. I.

Theile den Fehlern des Steines fügen müssen: die Brust des Tiberius, die rechte Hüfte der Göttin Roma, (— nach Anderen soll diese Figur die Livia darstellen, —) der Genius am Arme der Abundantia, (— nach Anderen der Agrippina, —) sind beinahe unförmlich zu nennen. Untadelhafter ihrem Kunstwerthe nach, ein bewunderungswürdiges Erzeugniß griechischer Kunst ist die Camee, welche Jupiter darstellt, wie er, auf seinem Viergespanne stürmisch herbeieilend, den Blitz gegen die Giganten schleudert. Eben so herrlich, wie die künstlerische Auffassung des Gegenstandes, ist auch die Ausführung: man weiß nicht, ob man sagen soll, daß der Stein sich dem Künstler gefügt, oder daß der Künstler seinen Gegenstand ganz in dem Steine aufgefaßt haben müsse, in welchem er ihn auszuführen gedachte *). —

Ein ganz besonderes Interesse gewährten die reichen Sammlungen des Barons C. von Hügel, eine Frucht langjähriger Reisen in Aegypten und den südlichen Ländern Asiens, über welche der Herr Baron in einer öffentlichen Sitzung der Naturforscherversammlung zu Prag übersichtlich berichtet hatte. Auf diesen Reisen hat der Baron von Hügel außer zahlreichen Exemplaren der Thiere, Pflanzen und Steine, die in jenen Gegenden vorkommen,

---

*) Siehe die Abbildung bei **Eckhel Choix des pierres gravées pl. XIII.** Diese Abbildung ist jedoch eher verfehlt zu nennen, während die in der voranstehenden Anmerkung angeführte umgekehrt die Mängel des Originals zu verdecken sucht.

auch die mannichfaltigen Geräthschaften, deren sich die Bewohner jener Länder zu den verschiedenartigsten Zwecken bedienen, mit vollkommener Kenntniß und bewunderungswürdiger Ausdauer gesammelt. Seine Sammlungen enthalten auch mehrere Proben chinesischer Malerei, die durch ihre Zeichnung und Färbung unwillkürlich an die Erzeugnisse der altdeutschen Kunst erinnern: daneben aber ein in Kaschmir verfertigtes Miniaturporträt einer Frau, welches dem Besten an die Seite gestellt zu werden verdient, was die französischen Künstler in diesem Fache zu Tage gefördert haben. Endlich ist unter den Schätzen dieser Sammlung eine Anzahl orientalischer HSS. zu erwähnen: unter Anderen ein sehr alter Sanskritcodex, ein dicker Quartband, auf Baumrinde geschrieben.

3. Die k. k. Hofbibliothek.

Die öffentliche Bibliothek ist eine der größten und reichsten Büchersammlungen Europa's, und wächst noch täglich durch neue Erwerbungen. Kaum faßt der herrliche Bibliotheksaal mit seinen Gestellen und Schränken die Menge der Bücher und Handschriften. Auf den einzelnen Brettern stehen zum Theile die Bücher schon jetzt in doppelten Reihen hintereinander, und eine Erweiterung des Raumes ist dringendes Bedürfniß, wenn die Aufrechthaltung der Ordnung noch ferner möglich sein soll.

Die Bibliothek zählt 10 Beamte, (Bibliothecare, Custoden, Scriptoren,) und drei Aufwärter. Die Beamten sind fast alle Männer, die sich durch gelehrte Forschungen ausgezeichnet haben: Philologen im eigentlichen Sinne des

Worts, wie sie allein für Bibliotheken sich eignen. Männer, wie Kopitar, Eichenfeld, Gévay, brauchte ich nicht erst rühmend zu erwähnen, wenn ich nicht ihnen meine hohe Verehrung und Ergebenheit auszudrücken mich besonders verpflichtet fühlte.

St. Endlicher, den Juristen durch die Entdeckung einiger Pergamentstreifen mit Fragmenten aus Ulpian's Institutionen wohl bekannt, ist von seiner Stelle als Scriptor bei der k. k. Hofbibliothek zum Custos des Naturaliencabinets befördert worden, und hat sich als solcher bereits durch mehrere in die Botanik einschlagende Abhandlungen bekannt gemacht. Dagegen ist wohl ebensowenig auf eine Fortsetzung des von ihm 1835 angefangenen Catalogs der lateinischen Handschriften zu hoffen, als darauf, daß noch andere Fragmente des römischen Rechts durch seine Bemühungen an das Licht des Tages gefördert werden könnten. Auch dürfte die k. k. Hofbibliothek wohl schwerlich noch weitere Pergamentreste mit der Fortsetzung der Ulpianeischen Fragmente enthalten. Endlicher fand die früheren in einer Papyrushandschrift, wo sie, in Streifen geschnitten, beim Heften dazu verwendet worden waren, die Papyrusblätter mit einander zu verbinden. Jene Handschrift war aber zu Zeiten Josephs II. einzeln aus dem südlichen Frankreich gekommen, und es wäre daher eher in Papyrushandschriften nachzusehen, die aus dem südlichen Frankreich stammen oder dort noch befindlich sind, z. B. in denen zu Genf, ob nicht etwa auch hier die einzelnen Papyrusblätter mit Pergamentstreifen an einander geklebt sind, die der Buchbinder aus derselben Pergamenthand-

schrift der Ulpianeischen Institutionen herausgeschnitten hatte.

Bücher, und namentlich Handschriften, können aus der k. k. Hofbibliothek unter keiner Bedingung entliehen werden. Dagegen ist für die, welche auf der Bibliothek selbst arbeiten wollen, hinlänglich gesorgt. Ein großer, im Winter geheizter, Saal ist den Studirenden eingeräumt. Rings an den Wänden hin laufen die Arbeitstische der Bibliothecare: in der Mitte aber ist eine lange Tafel mit Stühlen für die, welche die Schätze der Bibliothek zu benutzen wünschen. Nur das Geräusch der Eintretenden und die Verhandlungen mit oder unter den Bibliothecaren verursachen zuweilen eine Störung. Mit großer Bereitwilligkeit reichen die Bibliothecare sogleich die verlangten Bücher oder Handschriften, und beantworten gerne aus dem Schatze ihrer Gelehrsamkeit die Fragen, deren sofortige eigene Lösung dem Studirenden nicht immer möglich ist. Und grade hier zeigt sich besonders, wie förderlich für einen ausgebreiteteren Nutzen der Bibliotheksschätze die Anstellung mehrerer, in den verschiedenen Fächern der Philologie und Alterthumswissenschaft wohl bewanderten, Gelehrten ist, deren Anzahl sonst bei der k. k. Hofbibliothek mit der Menge derer, welche regelmäßig diese Bibliothek besuchen, — es sind im Durchschnitte täglich nicht mehr als zwanzig, — in einem Mißverhältnisse zu stehen scheinen möchte.

Regelmäßige Besucher der Bibliothek waren während meines Aufenthaltes in Wien unter Anderen der Hofrath von Hammer, der nicht müde wird, zu seiner unermeßlichen Belesenheit in der orientalischen Literatur

immer neue Lesefrüchte zu sammeln: und der Archivar Joseph Chmel, der mit angestrengtem Fleiße nach Handschriften und Urkunden für eine Geschichte Oesterreichs forscht. Im J. 1830 hat derselbe eine Reise nach den Klöstern Unter- und Ober-Oesterreichs gemacht, um die Geistlichen zu bewegen, daß sie die Schätze ihrer Sammlungen zu demselben Zwecke einer genaueren Untersuchung unterwerfen möchten. Er selbst hat dabei die Bibliotheken in Augenschein genommen, und reichhaltige Auszüge aus den Verzeichnissen derselben in der Oesterreichischen Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde, Jahrg. 1836 No. 93 ff. gegeben.

Von den griechischen Handschriften, auf die ich mein Augenmerk ausschließlich richtete, giebt es zwei Cataloge, einen älteren von Lambecius, der von Kollar neu herausgegeben worden ist, und einen neueren von Nessel, der die Reihenfolge und Bezeichnung der Handschriften giebt, wie sie noch jetzt geordnet sind. Beide Cataloge gehören zu den besten und genauesten Handschriftenverzeichnissen, die wir besitzen. Dennoch habe ich nicht selten Ungenauigkeiten und selbst grobe Entstellungen in den Beschreibungen bei genauerer Einsicht der einzelnen Handschriften entdeckt.

Die Bibliothek ist im Besitze mehrerer doppelt beschriebenen Handschriften (Codices rescripti). Indessen hat man bis jetzt noch keinerlei Reagentien versucht, um die verwischte Schrift wieder lesbar zu machen: es scheint, daß man zuwarten will, bis daß weniger zerstörende Mittel, als die bisher gebräuchlichen Tincturen, gefunden sein werden.

Den Fremden, welche die Bibliothek als eine Merkwürdigkeit zu besuchen kommen, werden allerlei Curiositäten gezeigt, die freilich für verschiedene Menschen von verschiedenem Interesse sind. Ich erinnere mich, daß einmal ein Türke, — ich glaube, es war Namik Pascha, der als Botschafter nach London ging, — durch die ungeheizten Bibliothekssäle geführt wurde, und bei allen merkwürdigen Gegenständen, die ihm gezeigt wurden, nur die eine Bemerkung zu machen wußte: „Es ist sehr kalt!"

Unter diese Merkwürdigkeiten gehört unter Anderem die berühmte eherne Tafel, welche das älteste juristisch-wichtige Denkmal des römischen Rechts, das wir besitzen, das **Senatusconsultum de Bacchanalibus** aus dem J. d. St. 568, enthält, und im J. 1640 in Calabrien gefunden worden ist. Sie ist von nicht bedeutendem Umfange, und die eingegrabene Schrift weder ganz orthographisch, noch besonders groß und deutlich. Sollte es wirklich eine Tafel sein, auf welcher der Senatsbeschluß zum Zwecke der Publication eingegraben und dann öffentlich ausgestellt wurde? Selbst wenn man die eingegrabenen Buchstaben mit einer Masse von abstechender Farbe, z. B. mit rother Siegelerde, ausgefüllt, und die Tafel in Manneshöhe an einer Wand befestiget hätte, so würde die Schrift dennoch kaum zu lesen gewesen sein. Und doch sollten dergleichen Tafeln so ausgestellt werden, **U. D. P. R. I. L. P. (unde de plano recte ita legi possent)**, daß sie von ebener Erde aus leicht gelesen werden könnten!

Drittes Capitel.

Venedig. Nov. 29. bis Dec. 30. 1837.

1. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Die Königin des adriatischen Meeres schwimmt noch auf der weiten Wasserfläche der Lagunen. Anstatt der Straßen ist sie in mannichfaltigen Windungen von hundert und aber hundert Canälen durchschnitten, die mit prächtigen Kirchen und Palästen von ganz eigenthümlich graziöser Bauart eingefaßt sind. Die schwarzen Gondeln, von denen der gellende Zuruf des Schiffers tönt, fahren wie Schatten darauf einher; unter dem weiten Bogen der Rialtobrücke hindurch nach der **Piazzetta**, wo noch auf hoher Säule der venetianische Löwe inmitten der **Procuratie**, der Cathedrale des heil. Marcus und des Dogenpalastes steht, und endlich an der Seufzerbrücke und den Bleikammern vorüber, längs dem slavischen Quai (**Riva de' Schiavoni**), nach dem Arsenale, vor dessen Eingang die Löwen vom Piräus Venedig's Macht und Siege bezeugen.

Aber das Auge des Wanderers, der einsam in die schwellenden Kissen der Gondel zurückgelehnt die lange Bahn durchfliegt, blickt trübe und fragend auf die schwin-

bende Pracht einer glorreichen Vergangenheit. Verlassen, düster und halb verfallen erzählen ihm die Paläste von dem Schicksale ihrer Herren; die Kirchen, zum Theile erst halb vollendet, klagen über die Unmacht und Verarmung der Gläubigen; nur der einförmige Ton des Ruderschlages schlägt an sein Ohr, von keinem fröhlichen Liede des Gondoliers begleitet; die Löwen des Arsenales haben nicht mehr Hunderte von wohlgerüsteten Galeeren zu bewachen!

Und die Menschen, sie sind nicht mehr die alten Venetianer, deren eigenthümliche Sitten und Gebräuche so manchen Beschreiber gefunden haben. Die Nobili haben ihre Stellung verändert, die alten Geschlechter sind zum Theile ausgestorben oder nach dem Festlande ausgewandert. Der Bürger- und Handelsstand hat mit dem Handel abgenommen. Wasserträger, Ausrufer, Fischer und Schiffer sind nicht und waren zu keiner Zeit von ächt venetianischem Gepräge: es sind Bewohner des benachbarten Festlandes, welche die Hoffnung auf Erwerb und Verdienst nur vorübergehend nach Venedig zieht. Noch andere fremdartige Bestandtheile hat die Bevölkerung in neuerer Zeit in sich aufgenommen: auswärtige Kaufleute, Civil- und Militärbeamte mit ihren Familien und Gefolgen haben sich in Venedig angesiedelt.

Jeder, der mit Theilnahme zurückdenkt an die schöne Vergangenheit der wundersamen Meeresstadt, richtet seine Blicke in die Zukunft: ob wohl Venedig einst in verjüngter Kraft und Herrlichkeit wieder auferstehen werde? Aber die Aussicht ist trübe und umwölkt.

Seitdem die stürmischen und unheilbringenden Zeiten der französischen Kriege vorüber sind, und Oesterreichs Adler seine schützenden Fittige ruhig über Oberitalien ausgebreitet hat, ist zwar Venedig zum Sitze der obersten Behörden des venetianischen Königreichs und zur abwechselnden Residenz des Vicekönigs von Italien erhoben worden. Allein als eine Hauptstadt wird Venedig nimmer auf eine gleiche Stufe mit anderen Hauptstädten der neueren Zeit sich emporzuschwingen vermögen. Die ganz besondere Lage und Bauart der Stadt muß der Einführung der Sitten und Gebräuche, nach denen die Großen und Reichen in anderen Hauptstädten zu leben gewohnt sind, und der militärischen Feierlichkeiten, die man heut zu Tage in dergleichen Städten kaum entbehren zu können glaubt, stets als unübersteigliches Hinderniß im Wege stehen. Und an ein Wiederaufleben des alten, ganz charakteristischen, venetianischen Lebens ist kaum zu denken. Nur so lange Venedig seine selbstständige Individualität behauptete, war das Bestehen solcher Eigenthümlichkeiten möglich: seit es aber ein Glied eines größeren Staates geworden ist, können Sitten und Gebräuche, die von den in andern Theilen desselben Staates herkömmlichen durchgängig verschieden sind, sich nicht auf die Dauer erhalten, und noch weniger erst entstehen.

Venedig's Hoffnungen beruhen allein auf der Möglichkeit, daß sich der Handel wieder heben und die Lagunen von Neuem beleben könne. Deshalb ist Venedig zum Freihafen erklärt worden; große Bauten hat man unternommen, um die Einfahrt in die Lagunen sicherer

und für große Schiffe zugänglicher zu machen; Venedig soll mit Mailand durch eine Eisenbahn verbunden werden, und diese Eisenbahn soll sogar vermittelst einer Brücke über die Lagunen bis an die Stadt geführt werden. Aber was wird es helfen, wenn man bis an die Stadt mit Wagen fahren kann, da innerhalb der Stadt doch immer nur ein Verkehr zu Wasser möglich sein wird? Wird man überhaupt durch eine künstliche Vermehrung und Erleichterung der Communicationen den Mangel an innerem Triebe zum Handel ersetzen, und den Waarenzug aus der Levante, der schon längst andere Straßen eingeschlagen hat, auf den alten Weg zurückleiten können?

2. Die protestantische, griechische, und armenische Kirche.

Die Venetianer sind stets als gute Katholiken gerühmt worden, wenn gleich die venetianisch-katholische Kirche gar mancher Freiheiten genoß. Indessen sind andere Religionsverwandte, wenigstens in späteren Zeiten, immer geduldet worden, und erfreuen sich gegenwärtig einer freien Ausübung ihres Gottesdienstes.

Die protestantische Gemeinde in Venedig zählt gegen zweihundert Mitglieder, theils Deutsche, theils Franzosen und Engländer. Sie hat ihre Capelle, in welcher ein regelmäßiger Gottesdienst in deutscher Sprache gehalten wird. Die vortrefflichen Kanzelreden des Herrn Pfarrers Wittgen (aus Oberungarn) vereinigten jeden Sonntag fast alle Protestanten zur gemeinsamen Gottesverehrung. Im Ganzen hat sich die protestantische Kirche

in Venedig einer vollkommenen Duldung zu erfreuen: seit langer Zeit war nur die einzige Frage, ob man in einer öffentlichen Anzeige von dem Tode eines Protestanten den Ausdruck: spirò nel Signore (— er ist gestorben im Herrn —) gebrauchen dürfe, ein Gegenstand vorübergehender Streitigkeiten gewesen. —

Die Griechen bilden eine weit zahlreichere Gemeinde: sie haben eine prächtige und ziemlich reich dotirte Kirche, zum heiligen Georg genannt, in welcher der Gottesdienst von mehreren, zum Theile sehr gebildeten, Geistlichen besorgt wird. Zuweilen fungirt auch Benedetto Kraljewitsch (Βενέδικτος Κραλίδης), ehemaliger Erzbischof von Dalmatien, Albanien und Istrien, der in diesen Ländern in den unruhigen Zeiten zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts als treuer Anhänger Oesterreichs eine Rolle gespielt hat, und nunmehr ruhig von einer nicht unbedeutenden Pension in Venedig lebt. Es ist ein Mann, der viel gesehen und erfahren hat; in einem griechischen Kloster in Macedonien erzogen, hat er sich doch eine viel höhere Bildung anzueignen gewußt, als sonst an griechischen Mönchen oder Geistlichen wahrzunehmen ist. Er besitzt eine ausgesuchte Bibliothek, deren Benutzung er den venetianischen Griechen mit großer Bereitwilligkeit gestattet. —

Ein besonderes Interesse gewährt die Gesellschaft der unirten Armenier auf der Insel S. Lazzaro.

Die armenische Kirche, vom h. Gregorius gestiftet, unterschied sich anfangs von der allgemeinen Kirche nur durch eine besondere Liturgie in armenischer Sprache.

Später verweigerten die armenischen Bischöfe die Anerkennung der Beschlüsse, welche im J. 451 auf der Kirchenversammlung zu Chalcedon gefaßt worden waren, und die armenische Kirche trennte sich nun völlig von der griechischen. Diese Trennung und Isolirung verursachte zum Theile das Unglück der armenischen Nation überhaupt, und insbesondere den gänzlichen Verfall aller geistigen Bildung. Um so natürlicher war der Gedanke, daß die geistige und politische Wiedergeburt der armenischen Nation zunächst durch eine Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche zu bewirken sein möchte.

Dieser Gedanke wurde in Mechitar, einem Manne von ungewöhnlichen Gaben und voll Eifers für das Beste seines Volkes, der 1676 in Sebasti, einer Stadt in Kleinarmenien, geboren war, und seine erste Erziehung in armenischen Klöstern erhalten hatte, schon früh durch wiederholte Berührungen mit katholischen Missionären in der Levante besonders lebhaft angeregt. Nach vielen vergeblichen Versuchen zur Verwirklichung dieses Gedankens und nach mancherlei harten Schicksalen trat Mechitar im J. 1700 als Prediger in Konstantinopel auf, wo er bald zahlreiche Anhänger fand, und unter dem Schutze des französischen Gesandten eine religiöse Gesellschaft stiftete, deren Mitglieder einst durch Lehre und Schrift für die Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche wirken sollten. Nicht lange darauf nöthigten ihn die Verfolgungen seiner Feinde Konstantinopel zu verlassen. Mit Bewilligung der Venetianischen Regierung ließ er sich mit seinen Schülern in Modon nieder, wo im J. 1708 feierlich der

Grundstein zu einer Klosterkirche gelegt wurde; um dieselbe Zeit bestätigte der Pabst die Regel, welche Mechitar für seine Gesellschaft nach dem Vorbilde der Regel des h. Benedict aufgestellt hatte. Aber bald wurde das Aufblühen der neuen Gesellschaft gestört: während des Krieges zwischen den Venetianern und Türken sah sich Mechitar genöthigt, von Neuem seinen Aufenthaltsort zu wechseln. Mit elf seiner Schüler kam er nach Venedig, wo ihm im J. 1717 die verlassene Insel S. Lazzaro in der Nähe des Lido zur Errichtung eines Klosters vom Senate eingeräumt wurde. Unterstützt durch die Mildthätigkeit reicher Armenier war nun Mechitar unablässig um die Ausführung der für seine Gesellschaft nöthigen Einrichtungen bemüht: im J. 1740 endlich waren sie vollendet, wie man sie noch jetzt auf S. Lazzaro findet.

Mechitar starb im J. 1749. Die Mechitaristen-Congregation hat sich seitdem bedeutend erweitert. Im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts hat sich ein Theil der Gesellschaft losgerissen, und Anfangs Triest, später aber Wien zum Aufenthaltsorte gewählt; in Wien ist dieser Gesellschaft ein Kloster angewiesen worden, dessen Einweihung zur Zeit meiner Anwesenheit mit vielen Feierlichkeiten und in Beisein des kaiserlichen Hofes stattfand. Die Mechitaristengesellschaft, die auf S. Lazzaro zurückgeblieben ist, zählt gegenwärtig fünfzig Mitglieder, von denen gewöhnlich zwanzig anwesend, dreißig aber in Geschäften der Gesellschaft oder auf Missionen abwesend sind. Eine sehr reiche Stiftung hat die Gesellschaft in neuester Zeit in den Stand gesetzt, zur Erreichung ihrer Zwecke

Anstalten in weit größerer Ausdehnung zu treffen, die vielleicht bedeutendere Erfolge, als man bisher erzielt zu haben sich schmeicheln konnte, für eine künftige Zeit in Aussicht stellen.

Nach der Absicht des Stifters ist es die Aufgabe der Gesellschaft, durch Schrift und Lehre für die Bildung des armenischen Volkes und die Wiedervereinigung der armenischen Kirche mit der katholischen, jedoch mit Beibehaltung der armenischen Liturgie, zu wirken. Darnach theilen sich die Mitglieder dieser Gesellschaft entweder in geistliche Lehrer (Vartabied), die erforderlichen Falls als Missionäre ausgeschickt werden, oder in Schriftgelehrte (Varjabied), die sich mit schriftstellerischen Erzeugnissen oder mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigen. Die Missionäre durchziehen mit größerem oder geringerem Erfolge den ganzen Orient, so weit Armenier leben. Unterrichtsanstalten für armenische Knaben sind auf S. Lazzaro und in Padua. Aus den armenischen Pressen auf S. Lazzaro sind durch die Bemühungen der Mechitaristen seit dem J. 1749 zahlreiche Schriften hervorgegangen. Der größere Theil besteht in Uebersetzungen religiöser oder profaner Bücher: aber auch mancherlei Ueberbleibsel der alten armenischen Literatur sind hier herausgegeben worden, und besonders armenische Sprachlehren und Wörterbücher, denen die abendländischen Gelehrten ihre Kenntniß der armenischen Sprache fast ausschließlich zu verdanken haben. Die Schriftgelehrten werden in ihren Arbeiten durch eine nicht unbedeutende Bibliothek unterstützt: sie enthält an 10,000 Bände gedruckter Bücher und gegen 400 orientalische, und

zwar meist armenische, Handschriften, deren Werth und Inhalt zu bestimmen ich freilich den Kennern der armenischen Literatur überlassen muß.

3. Das Centralarchiv und die S. Marcusbibliothek.

In dem ehemaligen Kloster **dei Frari** sind die weiten Räume mit den für die mittelalterliche Geschichte unschätzbaren Ueberresten aus den verschiedenen Archiven der Republik Venedig gefüllt. Leider sind die ältesten und wichtigsten Urkunden nicht mehr vorhanden; eine Feuersbrunst zerstörte im J. 1508 das Archiv des Raths der Zehner, und die Urkunden, die das Archiv der Staatsinquisitoren enthielt, wurden schon ehemals von Zeit zu Zeit vorsätzlich vernichtet. Die Urkunden sind in dem Centralarchive nach drei Hauptclassen geordnet: **Terra, Mare, Militare**; in jeder Classe ist die Anordnung des Einzelnen eine chronologische. Genauere Verzeichnisse fehlen durchaus, und es ist demnach die Benutzung dieser Schätze noch äußerst mühsam. Vielleicht, daß diesem Uebelstande abgeholfen wird, sobald man aufhört, den alten Urkunden einen mehr als geschichtlichen Werth beizumessen.

Ebenso bedeutend für die Wissenschaft, als die Schätze des Centralarchivs, sind die reichen Sammlungen der S. Marcusbibliothek, welcher die herrlichen Säle des alten Dogenpalastes eingeräumt worden sind. Die S. Marcusbibliothek gehört nicht in die Classe derjenigen Bibliotheken, welche recht eigentlich öffentliche Bibliotheken genannt zu werden verdienen, d. h. welche ihrer ganzen Anlage und Einrichtung nach bestimmt sind, durch Ge-

stattung einer ausgedehnten und möglichst erleichterten Benutzung der alten und neuen, einheimischen und fremden Literatur die Jünger der Wissenschaft zu unterstützen und zu fördern; sie gehört mehr in die Classe derjenigen Bibliotheken, welche vielleicht als Sammlungen literarischer Seltenheiten bezeichnet werden können, Bibliotheken, deren Bestimmung die sichere Aufbewahrung alter und neuer Literaturschätze, und wenigstens zunächst nicht die ist, diese Schätze allgemeiner zugänglich zu machen *). Da darf

---

*) Man sollte nie vergessen, daß es Bibliotheken der einen und der anderen Art geben kann und muß, daß aber die verschiedenen Zwecke öffentlicher Bibliotheken mit einander vereinigen zu wollen, ein Unding ist. Soll eine Bibliothek eine Aufbewahrungsanstalt von literarischen Schätzen sein, — nun gut, so sei man ängstlich in der Behütung derselben, aber man verlange nicht, daß sie zunächst als eine Anstalt für die Erleichterung der Studien und für die Förderung der Wissenschaft betrachtet werde. Hat dagegen eine Bibliothek diesen Zweck, dann muß auch die größte Liberalität herrschen. In dem Budget der königlichen Bibliothek zu Paris ist eine namhafte Summe für die Ersetzung des Schadens ausgeworfen, welcher etwa durch die freie Benutzung der Bücherschätze entstehen könnte. Die Universitätsbibliothek zu Heidelberg ist für Jedermann zugänglich: außer den Lehrern der Universität können auch Fremde und Studirende Bücher geliehen erhalten. (Im J. 1839 wurden im Ganzen 12,700 Bände ausgeliehen: von 650 Studirenden hatten 182 die Erlaubniß erhalten, Bücher zur Benutzung in ihre Wohnung zu nehmen.) Ueber einen daraus entstehenden Schaden hört man hier nicht klagen. Bei manchen europäischen Bibliotheken, welche neben kostbaren Sachen eine Sammlung der gewöhnlichen Bücher enthalten, wäre vielleicht eine Trennung

man sich freilich nicht beklagen, wenn man bei der Benutzung derselben mit mancherlei Mühseligkeiten zu kämpfen hat: ein Glück noch ist's, wenn man auf einen so liebenswürdigen und gefälligen Bibliothecar stößt, als alle fremden Gelehrten in dem Abbate Bettio gefunden zu haben gestehen müssen. — Die griechischen Handschriften der Marciana sind zum größten Theile in dem bekannten Cataloge von Zanetti genauer beschrieben. Indessen sind einige Handschriften von Zanetti übergangen worden, andere in nicht unbedeutender Anzahl erst in neuerer Zeit in die Bibliothek gekommen. Der Abbate Bettio hat daher einen Anhang zu dem Cataloge von Zanetti verfertigt, in welchem diese Handschriften nach elf Classen sorgfältig verzeichnet sind: in jeder Classe sind die HSS. von eins an gezählt. Die erste Classe, **Biblia Sacra et Interpretes**, enthält 63 **Codices**; die zweite, **Patres et Scriptores Ecclesiastici**, 189; die dritte, **Concilia et Canones**, 16; die vierte, **Philosophi**, 62; die fünfte, **Medici**, 22; die sechste, **Mathematici**, 11; die siebente, **Historia ecclesiastica et profana**, 53; die achte, **Rhetores**, 20; die neunte, **Poetae**, 31; die zehnte, **Grammatici**, 38; die elfte endlich, **Miscellanei**, 31. Im Ganzen also umfaßt diese Appendix 538 griechische Handschriften. Bei einer jeden derselben wird, so weit es möglich war, angegeben, aus welcher Bibliothek u. s. w. sie in die Marcianische Bi-

---

das Geeignetste, damit jene desto besser bewahrt, diese desto freier benutzt werden könnten.



bliothek gekommen ist; es werden in dieser Beziehung genannt die **Archivi publici**, und die **Bibl. Apostoli Zenonis, Bessarionis, Canonica (1784), Contarini (1713), Fava, Gallicio (1624), Gallicioli, Gesuati, S. Joannis in Viridario (Patavii), SS. Joannis et Pauli (Venetiis), S. Michaelis in Murano (Venetiis), Morelli, Nani, Patavina quaedam**, endlich die **Bibl. Theatinorum**. — Wenn auch die Mehrzahl dieser Handschriften bereits in gedruckten Catalogen ausführlich beschrieben ist, z. B. in **Mingarelli Graeci Codd. Mss. apud Nanios. Bononiae 1784.** und in **Morellii bibl. MS. to. I. Bassani 1802**, so wäre doch sehr zu wünschen, daß der Anhangscatalog durch den Druck veröffentlicht würde. **Ma chi pagherà lo stampatore?** *) fragte der Abbate Bettio.

Die Schriftsteller in Italien sind heut zu Tage noch in einer ähnlichen Lage, wie die Schriftsteller des Alterthums. An Honorare ist nicht zu denken. In der Regel müssen sie sogar auf eigene Kosten den Druck besorgen, um ihre Geisteserzeugnisse einem ausgebreiteteren Kreise von Freunden mittheilen zu können, und von dem Erlöse aus dem öffentlichen Verkaufe des Buches fällt ein nicht unbeträchtlicher Theil dem Buchhändler zu. Und doch ist die Literatur der Alten ein Gegenstand der Bewunderung für alle Zeiten gewesen, und doch hat ebenso die neueste italienische Literatur sich mancher vortrefflichen Werke zu rühmen. Ueberhaupt dürfte die Frage, inwie-

*) Wer soll den Drucker bezahlen?

fern man den Betrag der Honorare, welche die Schriftsteller beziehen, und die größere oder geringere Lebhaftigkeit des Buchhandels als einen Maßstab für die Höhe der Literatur und Civilisation bei einem Volke betrachten könne, bei genauerer Untersuchung zu manchen interessanten Resultaten führen.

4. Die Kunstschätze Venedig's.

Der Bücherreichthum der S. Marcusbibliothek verschwindet fast ganz vor der Pracht der Säle, welche sie in dem alten Dogenpalaste einnimmt; die Wände und Decken sind mit Gemälden geschmückt, die zu dem Herrlichsten gehören, was der Pinsel der berühmten venetianischen Meister hervorgebracht hat. Der ehemalige Sitzungssaal des großen Rathes enthält als einen Theil der Bibliothek eine Sammlung von Antiken, unter welchen jedoch nur wenig Ausgezeichnetes zu finden ist. Eine Statue von Marmor in halber Lebensgröße, die Figur eines Mannes darstellend, der, die Augen in die Ferne gerichtet, im langsamen Vorwärtsschreiten begriffen ist, dürfte besonders hervorzuheben sein. Es soll ein Ulysses sein: Anlage und Ausführung erinnern an die Zeiten des besten griechischen Styls *).

Wie die Säle des Dogenpalastes, so enthalten fast alle Paläste der venetianischen Großen die herrlichsten Gemälde-

*) Diejenigen, welchen der Genuß bevorsteht, die herrliche Gruppe der Niobiden in den Uffizi zu Florenz bewundern zu können, mache ich auf ein Basrelief in der S. Marcusbibliothek aufmerksam, welches die Niobiden vorstellt.

sammlungen: ebenso ist fast keine unter den zahlreichen Kirchen und Kapellen, die nicht irgend ein Meisterstück eines venetianischen Künstlers aufzuweisen hätte. Indessen hat sich in neuerer Zeit Venedig's Reichthum an Werken der Kunst um ein Bedeutendes vermindert. Vieles haben die Eigenthümer mit sich hinweggenommen in ihre neu erwählten Wohnsitze: Vieles auch ist in die Hände fremder Käufer gefallen, und vergebens hat man durch allerlei gesetzliche Anordnungen die Verkäuflichkeit der Kunstschätze zu beschränken gesucht.

Grade deswegen war die vor etwa 30 Jahren erfolgte Gründung der Accademia delle belle arti, welche dem Grafen Cicognara, einem um die Kunstgeschichte hochverdienten Manne, verdankt wird, für Venedig ein großer Gewinn, wenn auch sonst vielleicht das Aufhäufen einer größeren Masse von Kunstsachen in einer einzelnen Sammlung nicht so allgemein einer Stadt zur Zierde gereicht, und der Beschauer durch den nicht zu übersehenden Reichthum einer solchen Sammlung leicht bei der gehörigen Würdigung des Einzelnen irre geleitet wird. Die Akademie ist nicht blos eine Schule für die Jünger der Kunst; sie soll zugleich inmitten der allgemeinen Vernachlässigung und Zerstreuung so vieler herrlichen Meisterwerke als eine Anstalt für die Erhaltung und Sammlung derselben dienen. Und schon hat sie eine große Menge der kostbarsten Gemälde aus aufgehobenen Klöstern und Kirchen in ihrer Galerie vereinigt, und bereichert sie fortwährend durch werthvolle Erwerbungen.

Wenn schon die Betrachtung einzelner Meisterwerke

der Kunst an und für sich von hohem Genusse ist, so wird dieser Genuß in Venedig noch ganz besonders dadurch erhöht, daß die hier befindlichen Schätze in ihrer Gesammtheit zugleich von dem ganzen Wesen und Charakter der venetianischen Schule, in ihrer Entstehung und Blüthe und in ihrem Verfalle, ein lebendiges, anschauliches Bild gewähren. Hier übersieht man gleichsam mit einem Blicke die eigenthümliche Vortrefflichkeit der venetianischen Maler: die Wahrheit und Natürlichkeit ihrer Schöpfungen, und die unnachahmliche Pracht ihres Colorits.

Nicht selten hört man die Frage aufwerfen: warum sich wohl die venetianische Kunst auf Malerei und Architektur beschränkt, und die Bildhauerei fast gänzlich ausgeschlossen habe? Die Erklärung dieser Thatsache dürfte theils in dem Ursprunge der venetianischen Kunst, theils in der eigenthümlichen Lage und Bauart der Stadt zu suchen sein. Denn bei den Byzantinern, von denen die Venetianer die Anfänge ihrer Kunst entlehnt haben, war die Bildhauerkunst zumal in Folge des unheilvollen Bilderstreites gänzlich untergegangen, und die Byzantiner konnten hierin den Venetianern nicht zum Muster dienen; in Venedig selbst aber konnte bei dem Mangel an öffentlichen Plätzen oder breiten Straßen zur Aufstellung statuarischer Monumente eine Neigung zur Bildhauerei nicht leicht erst entstehen.

5. Die Improvisatoren und die Theater.

Im **Casino dei Nobili** ließ sich ein Herr Bindocci hören, der gegenwärtig als bester Improvisatore in ganz

Italien gilt. Nachdem die Zuhörer auf besondere Einladung verschiedene Gegenstände bezeichnet hatten, über welche er improvisiren sollte, wählte er aus der Menge der gestellten Aufgaben nach Belieben einige aus, und trug nach kurzem Besinnen seine improvisirten Dichtungen, theils blos declamirend, theils als Recitative mit Clavierbegleitung vor. Sein Vortrag war oft ähnlich dem einer Seherin, die, was sie im Buche des Schicksals gelesen, begeistert verkündet: seine Stellungen, die nicht selten der des borghesischen Fechters glichen, und alle seine Bewegungen hätten selbst an einem Schauspieler auf der Bühne übertrieben erscheinen müssen. Die Gedanken strömten ihm keineswegs in großer Fülle zu, und waren nicht immer dichterisch zu nennen: die Gedankenarmuth suchte er hinter einem glänzenden Gewande von schmückenden Worten und klingenden Reimen zu verbergen. Aber schöne Worte in gereimte Verse zu bringen, ist kaum eine große Kunst; es ist so leicht, eine Geläufigkeit in sogenannten dichterischen Redensarten sich zu erwerben, und überdies ist die italienische Sprache namentlich in ihren Wortbiegungen so überaus reich an Reimen, daß der große Beifall sehr auffallend war, den das Publicum den Leistungen des Herrn Bindocci spendete.

Nur zwei seiner Gedichte waren eigentlich improvisirt; das eine: „**Il Dante in Ravenna**“, sehr matt, ein Schwall von hochtrabenden Redensarten, das andere über die Frage: „**Amore morendo chi lascierebbe erede?**“ *) —, wel-

*) Wenn Amor stürbe, wen würde er als Erben hinterlassen?

dies scherzhaft nett gehalten, und im Ganzen gelungen zu nennen war. Amor, den Tod vor Augen sehend, macht sein Testament; die goldenen Pfeile vermacht er den Jünglingen, seine Flügel den Jungfrauen, und so fort seine einzelnen Attribute den Männern und Greisen, den Frauen und Matronen. — Die zwei anderen Gedichte, die Herr Bindocci vortrug, waren als Gelegenheitsgedichte, die er zur Aufgabe zu erhalten schon vorher erwarten konnte, wohl schwerlich improvisirt im eigentlichen Sinne des Worts. Sie zeichneten sich zwar durch eine schöne Sprache, aber keineswegs durch dichterischen Geist und Gehalt aus.

Weit unterhaltender, als die geistigen Seiltänzereien eines Bindocci, sind die Improvisatori niedrigeren Ranges, welche man täglich bei schönem Wetter auf der **Riva de' Schiavoni** einen Kreis von Zuhörern um sich sammeln sieht. Diese suchen sie durch mancherlei abenteuerliche Erzählungen zu ergötzen, wobei sie die handelnden Personen mit verschieden modulirter Stimme redend auftreten lassen. Mitten in der Erzählung, wenn Alles auf den Ausgang gespannt ist, bricht der Improvisatore ab, um die dürftigen Spenden der Umstehenden zu sammeln. Dann wird schnell der Knoten der Geschichte gelöst: die Zuhörer zerstreuen sich, und der Improvisatore wandert weiter, um nach einiger Zeit an einem anderen Orte dieselbe Geschichte oder eine andere einem neuen Kreise von Hörbegierigen zu erzählen.

Um Weihnachten wurden die Theater eröffnet. Der Zudrang war außerordentlich. Die Venetianer scheinen sich den alten Wahlspruch: „**Panem et Circenses!**“ er-

wählt zu haben: Hab' und Gut geben sie zum Pfande, um die hohen Eintrittspreise bei den ersten Vorstellungen erschwingen zu können. In der großen Oper versammelt sich in diesen Tagen die gesammte feinere Gesellschaft: aber neben dem reichgekleideten Nobile sieht man nicht selten auf gepolstertem Lehnstuhle einen Fischer im groben Regenmantel. Das Operngebäude trägt den Namen „**La Fenice**": nach völliger Zerstörung durch eine gewaltige Feuersbrunst ist es jetzt von Grund auf neu erbaut worden, und zwar mit so verschwenderischer Pracht, daß ihm der Name eines Phönix jetzt doppelt gebürt. Witz und Gelächter, Lärmen und Schreien hallt in den Theatern wieder: Alles ist voll ausgelassener Fröhlichkeit, der es jedoch keineswegs an Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit fehlt. Im **Teatro Malibran**, wo der Kunstreiter Guerra aus Mailand Vorstellungen gab, fiel eine Reiterin vom Pferde. **Ah! poveretta!** hörte man von allen Seiten. Bald darauf stürzte ein Reiter im Carrière; Alles war in Bewegung, aber man hörte keinen Ausdruck gleichgültigen Spotts, sondern nur die bekümmerte Frage: ob er sich Weh' gethan?

Reisende, welche Venedig besucht haben, sprechen nie ohne Entzücken von ihrem Aufenthalte in der Lagunenstadt. Und doch halten sich die Fremden gewöhnlich nicht länger auf, als zur Besichtigung des Sehenswerthen unumgänglich nöthig ist; und doch empfinden nur Wenige bei verlängertem Aufenthalte ein dauerndes Wohlbehagen, einen anhaltenden Genuß. Sollte der Grund in dem Wesen der venetianischen Zustände liegen, wie ich sie oben geschildert habe?

Viertes Capitel.

Florenz. Jan. 2. bis Febr. 3. 1838.

---

1. Reise nach Florenz.

Der Silvesterabend ging in dem todten, verödeten Ferrara still und geräuschlos vorüber: das Gefühl der freudigen Lust und des Uebermuthes, mit welchem man in den Städten Süddeutschlands das alte Jahr zu beschließen und das neue anzutreten pflegt, schien den Bewohnern der einst so prächtigen und glänzenden Residenz der Herzoge aus dem Hause Este völlig unbekannt zu sein. Nach Mitternacht fuhr die päbstliche Diligence ab, und langte nach langsamer Fahrt am ersten Januar 1838 mit Tagesanbruch in Bologna an.

Bologna ist eine nette, reinliche Stadt in freundlicher Umgebung. Aber sie hat das einförmige Gepräge moderner Städte, und entbehrt fast ganz der charakteristischen Eigenthümlichkeiten, durch welche so manche andere Städte Italiens an eine glänzende Vergangenheit erinnern. Vergebens sucht man in den breiten Straßen, die zu beiden Seiten mit einförmig angestrichenen Häusern besetzt sind, nach bezeichnenden Denkmalen und Ueberresten aus jener Zeit, wo so viele Tausende aus allen Gegenden Eu-

ropa's nach Bologna strömten, um aus dem Munde weltberühmter Männer Unterricht, besonders in der Rechtswissenschaft, zu erhalten! Für Bologna selbst ist dies wohl ein Glück zu nennen; noch nie hat die Stadt über einen gänzlichen Verfall zu klagen gehabt, der grüne Stamm hat immer neue Blüthen getrieben, und diese haben die alten abgestoßen. Aber der Fremde will sich gewöhnlich in Italien nicht an dem Anblicke materieller Wohlfahrt ergötzen: ihm scheinen die Ueberbleibsel anziehender, die ihn an eine für schöner und poetischer gehaltene Vorzeit lebhaft zu erinnern vermögen. Und dennoch, sagt man, soll Byron die Stadt Bologna anderen italienischen Städten als Aufenthaltsort vorgezogen haben!

Der Uebergang über die Apenninen in der Nacht vom 1. auf den 2. Januar war rauh und unfreundlich: Schnee und Eis machten die Straßen unfahrbar. Beim Erklimmen einer Höhe stürzten die Pferde wiederholt: die Postillone fluchten ihr: **Corpo di Dio Santo! Corpo di Bacco!** und meinten, das sei ein „**Cattivo principio dell' anno**"; der Himmel möge dem verzeihen, dessen Sündhaftigkeit ihnen dieses Unglück zugezogen habe! Dabei blickten sie drohend nach einer armen russischen Kammerfrau, die von Allem dem kein Wort verstand, und vom Froste zitternd neben dem Wagen im Schnee stand. Endlich mußten Ochsen aus einem benachbarten Dorfe als Vorspann geholt werden: so erreichten wir nach langem Aufenthalte den Gipfel der Apenninen und bewegten uns dann schneller von der Höhe herab.

Bei Sonnenaufgang lagen das Arnothal und die Thürme

und Kuppeln von **Florenz** vor unseren Augen. Die nächsten Umgebungen von Florenz sind, wie ein französischer Reisender mit Recht sagt, gleichsam ein lebendigerer Ausdruck italienischen Wesens und Himmels: die Natur ist prächtig und geschmückt: der Boden reich bepflanzt und bebaut: die Höhen sind mit lieblichen Villen bedeckt, die aus dichten Olivenwäldern hervorblicken: und man könnte noch jetzt mit **Ariosto** sagen:

> A veder pien di tante ville i colli,
> Par che'l terren ve le germogli, come
> Vermene germogliar suole e rampolli.
> Se dentro un mur, sotto un medesmo nome,
> Fosser raccolti i tuoi palazzi sparsi
> Non ti sarian da pareggiar due Rome. *)

Noch mehr entspricht den Bildern, die sich unsere Phantasie von Italien zu entwerfen pflegt, die Stadt selbst, wie sie dem Ankömmling erscheint, wenn er auf geplatteten Straßen an großen burg- oder castellähnlichen Palästen und an der zierlichen und doch so erhabenen Kathedrale vorüberfahrend auf der **Piazza del Granduca** anlangt. Dieser Platz ist ein wahres Kunstmuseum, unter freiem Himmel aufgestellt. In der Mitte erhebt sich der alterthümliche, aber zugleich elegante **Palazzo vecchio**,

---

*) **Rime** cap. 16. — „Wenn man die Hügel voll von so vielen Villen sieht, so scheint es, als ob sie hier aus der Erde hervorkeimen, gleichwie der Erde Gräser und Pflanzen entsprossen. Wenn von einer Mauer umfangen unter **einem** Namen deine zerstreute Paläste vereinigt wären, so würde dir selbst das verdoppelte **Rom** nicht gleichzustellen sein."

in dessen Erbauer man kaum den Architekten der Kathedrale, Arnolfo di Lapo, wiederzuerkennen vermag. Vor dem Eingange stehen der Hercules des Baccio Bandinelli, und der David des Michel Angelo: zur einen Seite ist der berühmte Neptunsbrunnen von Ammanato, und die Reiterstatue Cosmo's von Medicis von Giovanni di Bologna: auf der anderen Seite umfaßt die luftige, graziöse Säulenhalle, (die Loggia de' Lanzi von Orgagna,) die Meisterstücke der alten italienischen Bildhauer: die Judith von Donatello, den Perseus von Benvenuto Cellini, den Sabinerraub von Giovanni di Bologna. Und mit doppeltem Interesse fühlt sich das Auge von diesen herrlichen Gebilden angezogen: der Beschauer ist durch so manche Erzählung entzückter Reisender mit ihnen vertraut geworden, er weiß zum Theile aus Benvenuto Cellini's Lebensbeschreibung, wie sie geschaffen, wie sie vollendet worden sind. Und wer nähme nicht einen innigeren Antheil an alten Bekannten, mit denen er im Geiste gelebt hat, deren Schicksalen er treu gefolgt ist?

2. Leben in Florenz.

Nicht leicht findet der Fremde einen angenehmeren Aufenthaltsort in Italien, als Florenz, wenigstens in günstiger Jahreszeit, ist. Natur und Kunst, ein lebhafter Fremdenverkehr, die Freundlichkeit und Bereitwilligkeit der Eingeborenen vereinigen sich hier, um das Leben so angenehm und behaglich zu machen, als man nur immer wünschen kann.

Die Florentiner sind nicht ausgezeichnet durch schönen

Körperbau, und ihre Sprache ist nichts weniger als wohltönend: aber es ist ein betriebsames Völkchen, von gutmüthigem, sanftem und ruhigem Charakter, mit und unter welchem es sich behaglich leben läßt. Freilich, was man jenseits der Alpen unter Geselligkeit versteht, scheint den Florentinern, wie den Italienern überhaupt, weniger bekannt zu sein: sie sind in ihrer Häuslichkeit unzugänglicher, und führen mehr ein öffentliches Leben. Der Fremde, der einen freundschaftlicheren Umgang und Unterhaltung in einem heimlicheren Kreise sucht, ist deshalb in der Regel auf den geselligen Verkehr mit anderen Fremden angewiesen. Aber dieser Verkehr ist in Florenz, wo beständig eine wahre Colonie von Fremden ist, äußerst lebhaft, und der neue Ankömmling erhält zu den bestehenden Kreisen unschwer Zutritt.

Mit besonderer Vorliebe gedenke ich der freundlichen Aufnahme, die ich bei dem Grafen Gråberg von Hemsö und seiner liebenswürdigen Familie gefunden habe. Graf Gråberg war längere Zeit schwedischer Consul in Tanger. Nach seinen Angaben, die er schon früher in seiner Beschreibung von Marocco (übersetzt von Reumont. Tübing. 1833.) öffentlich bekannt gemacht und mir mit mancherlei Details wiederholt hat, sind alle Bücherschätze, die einst in Fez gewesen sind oder gewesen sein sollen, untergegangen oder vernichtet worden, und man darf sich nicht mehr schmeicheln, einstens von den Dekaden des Livius oder dem Codex Justinian's eine vollständige Handschrift von dorther zu erhalten. Graf Gråberg besitzt eine ausgezeichnete Bibliothek besonders im

Fache der Geschichte, Geographie und Ethnograhie, deren Benutzung er seinen Bekannten mit überaus freundlicher Bereitwilligkeit gestattet.

Neben der Anmuthigkeit des geselligen Verkehres unter den Fremden sind es aber vornemlich die Herrlichkeit und Pracht der Natur und der Reichthum an Schätzen der Kunst, welche Florenz zum reizendsten Aufenthaltsorte machen.

Man bedarf kaum der Ausflüge nach den entfernteren Höhen, zu dem Thurme des Galilei oder zu den alten Mauern von Fiesole. Eine Quelle unerschöpflichen Genusses sind schon die nächsten Umgebungen, die Anlagen auf dem rechten Ufer des Arno, welche zu den **Cascine** führen, und stets von zahlreichen Spaziergängern, Reitern und Equipagen belebt sind, oder die weniger besuchten Boboli-Gärten auf dem linken Ufer des Flusses. Zwar sind diese Gärten im alten, steifen Geschmacke angelegt. Die mancherlei Statuen, mit denen die Gänge verziert sind, haben nur wenig Werth; namentlich sind die Antiken ganz unbedeutend, meist nur Bruchstücke, von unglücklicher Hand zusammengefügt und restaurirt, wie z. B. eine verstümmelte antike Nachbildung der im Louvre befindlichen **Diane à la biche** von dem unverständigen Restaurator einen langen bis auf die Fersen reichenden Mantel, und einen sitzenden Hund zu Füßen der Göttin erhalten hat. Aber wenn es auch den Gärten Boboli an Anmuth und Kunstschätzen gebricht, so macht doch das ewige, dunkle Grün der Gänge, von weißen Marmor-

bildern hie und da unterbrochen, besonders in winterlicher Jahreszeit einen reizenden Eindruck!

Hält ungünstiges Wetter von Spaziergängen unter freiem Himmel ab, oder zur Abwechslung, kann man sich in der herrlichen Galerie des Palazzo Pitti oder in den weltberühmten Kunstsälen agli Uffizi ergehen, welche mit der größten Liberalität dem täglichen Besuche geöffnet sind. Wer sich erinnert, daß hier die Mediceische Venus, der Apollino, der Faun, (dessen von Michel Angelo restaurirter Kopf vielleicht mehr als irgend etwas Anderes die Größe dieses Meisters bekundet,) die Gruppe der Niobiden, der Mercur von Giovanni di Bologna, und die herrlichsten Gemälde von Leonardo da Vinci, Raphael, Tizian mit anderen zahlreichen Schätzen vereinigt zu finden sind, wird sich einen Begriff von dem hohen Genusse zu bilden vermögen, den der Beschauer in diesen Sälen empfindet: von einem Genusse, welchen in Worten zu beschreiben meine Feder zu schwach ist.

Die Galerie des Palazzo Pitti enthält nur Gemälde: in den Uffizi aber sind Gemälde, Statuen, Büsten, Bronzen, Basreliefs und Anderes in gefälliger Abwechslung durch verschiedene Corridors, größere und kleinere Säle in der Art vertheilt, daß die bedeutenderen Werke durch eine vortheilhaftere Stellung ausgezeichnet sind, und die geschmackvolle Anordnung des Ganzen wie ein lebendiges Bild wohlthuend auf das Auge wirkt. Unbegreiflich ist es, wie ein französischer Reisender die Aufstellung der Kunstschätze im Louvre eine vorzüglichere nennen kann, weil hier die Werke des Meißels von denen des Pinsels

gesondert sind, und bei letzteren eine strengere Scheidung nach den Malerschulen versucht worden ist. Jenes hat den Nachtheil, daß in den Sammlungen des Louvre eine gewisse Einförmigkeit herrscht: dieses ist nur höchst unvollkommen geschehen. Eine streng durchgeführte Aufstellung einer Gemäldesammlung nach den Classen und Abtheilungen, welche die Kunstgeschichte an die Hand giebt, wie z. B. in dem Museum zu Berlin, ist freilich für das Studium dieser Geschichte von dem größten Interesse; jedoch würde in den Uffizi, wo die große Mehrzahl der Gemälde zwei Schulen angehört, die übrigen Schulen aber weit kümmerlicher repräsentirt sind, eine solche Anordnung vielleicht weniger an ihrem Platze zu sein scheinen oder doch an unüberwindlichen Schwierigkeiten scheitern.

3. Die Laurentianische Bibliothek.

Die Laurentianische Bibliothek ist täglich nur von 9—12 Uhr geöffnet. Schon deshalb ist eine Benutzung ihres reichen Inhalts erschwert, und auch sonst ist ihre Einrichtung für den Arbeitslustigen nichts weniger als einladend. Die neuntausend Handschriften, aus welchen ausschließlich diese Bibliothek besteht *), sind in einem langen Saale, welcher nur trübe und zwar von zwei Seiten durch gemalte Fenster erleuchtet ist, auf Pulten ausgelegt, die ganz das Aussehen unserer Kirchenstühle

*) An gedruckten Büchern ist besonders die Marucelliana reich, welche mit der Laurentiana in einer gewissen Verbindung steht.

haben. Hier sind die Handschriften an Ketten gelegt, deren eines Ende auf dem Deckel des Einbandes einer jeden Handschrift, das andere aber an einer eisernen Stange, die dem Pulte entlang geht, befestigt ist. Zwischen den Pulten läuft in der Mitte des Saales ein schmaler Gang, in welchem einige Tische theils für die drei Bibliotheksbeamten, theils für die Studirenden stehen. Bei dem Kettengerassel der Handschriften, bei trübem und noch dazu doppeltem Lichte, und bei Winterkälte in dem ungeheizten, mit Steinen geplatteten Saale ist das Arbeiten wahrlich eine schwere Aufgabe! Es ist unter solchen Umständen kein Wunder, wenn die italienischen Bibliotheken noch immer nicht durchgearbeitet worden sind, und wenn jeder neue Forscher auch neue, überraschende Entdeckungen zu machen hoffen kann. Während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Florenz war ich außer den Bibliothecaren der Einzige, der die Bibliothek regelmäßig besuchte. Schaulustige Fremde kommen freilich täglich, die Bibliothek zu besehen. Aber sie widmen ihre Aufmerksamkeit nur vorübergehend einigen merkwürdigen Handschriften, oder dem Finger Galilei's, und Anderem, was das Reisehandbuch in Augenschein zu nehmen befiehlt: die Mehrzahl kommt sogar nur wegen der Treppe, die zu dem Bibliothekssaale führt und ein Werk Michel Angelo's sein soll. Denn weil sie von diesem Meister herrühren soll, wird sie bewundert und angestaunt, obwohl sie nichts weniger als ein Meisterstück ist. Aber Michel Angelo, von dem nur in früherer Zeit ein Plan zu einer solchen Treppe gefordert worden war, hat über die gegenwärtige selbst

ein verdammendes Urtheil ausgesprochen: „**Mi torna ben**", schrieb er von Rom aus, „**alla mente come un sogno una certa scala, ma non credo che sia quella, che pensai allora, perchè mi torna cosa goffa**".*)

Der Catalog der griechischen Handschriften von Bandini (1774) ist vortrefflich, und auch vollständig, da seit dem Erscheinen desselben die Bibliothek durch Zuwachs von griechischen Handschriften nicht weiter bereichert worden sein soll.

Dem Juristen bietet unter den griechischen Handschriften **Plut. LXXX. Cod. 6.** vergleichungsweise das meiste Interesse. Diese Handschrift enthält neben anderen Ueberresten des byzantinischen Rechts eine nach Materien geordnete Sammlung von Rechtsfällen **), die im Laufe des 10. und 11. Jahrhunderts von den obersten Gerichten

---

*) „Ich erinnere mich wohl noch wie im Traume an eine gewisse Treppe, aber ich glaube nicht, daß Eure Treppe die ist, die ich damals ausgedacht hatte: denn sie ist ein erbärmliches Machwerk!" Brief an Vasari.

) Sie führt den Titel: **Βιβλίον, ὅπερ παρὰ μὲν τινων ὀνομάζεται πεῖρα, παρὰ δὲ τινων διδασκαλία ἐκ τῶν πράξεων τοῦ μεγάλου κυροῦ εὐσταθίου τοῦ ῥωμαίου, d. h. **Liber, qui a nonnullis Practica vocatur, ab aliis vero Doctrina ex actis magni viri Eustathii Romani.** (**Eustathius Romanus** war der berühmteste Rechtsgelehrte in den Zeiten der Kaiser Nikiphoros Phokas bis zu Romanos Argyros.) Sie besteht aus 75 Titeln, und ist wohl von einem Beisitzer des obersten Gerichtshofes zu Konstantinopel in der Mitte oder zu Ende des 11. Jahrhunderts verfertigt worden.

zu Konstantinopel entschieden worden sind. Sie gewährt ein sehr anschauliches Bild von dem gesammten Rechtsleben in dieser Hauptstadt, und dürfte in dieser Hinsicht auch von einem künftigen Geschichtschreiber des griechischen Kaiserreiches benutzt zu werden verdienen. Endlich lassen sich aus ihrem Inhalte mancherlei, für die Geschichte der griechischen Sprache wichtige, Bemerkungen schöpfen: wiederholt kommen Beweise vor, daß bereits im 10. und 11. Jahrhunderte die Umgangssprache, selbst der höheren Stände, von der damals noch in Schriften gebräuchlichen altgriechischen Sprache sehr verschieden war und der Sprache der heutigen Griechen auffallend nahe stand. Ich habe diese Sammlung abgeschrieben, um sie dereinst vielleicht durch den Druck bekannt zu machen.

Unter den übrigen Schätzen der Laurentianischen Bibliothek zieht vor Allem die berühmte Handschrift der Pandekten Justinian's die Aufmerksamkeit auf sich. Sie ist auf Pergament in groß Quart oder Folio geschrieben, und besteht aus zwei Bänden. Die Schrift ist Uncial, zwei Columnen auf jeder Seite: die Wörter sind nicht durch Zwischenräume von einander getrennt, und ebenso fehlt eine eigentliche Interpunction. Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts wurde die Handschrift in Pisa aufbewahrt: im J. 1406, als Pisa von den Florentinern erobert wurde, kam sie nach Florenz, wo sie früher in der großherzoglichen Schatzkammer niedergelegt war. Einer Sage zufolge soll sie von den Pisanern in Amalfi erbeutet worden sein, als sie diese Stadt im J. 1135 erstürmten. Diese Sage ist jedoch durchaus für erdichtet zu

halten, und scheint erst im 14. Jahrhunderte in Umlauf gekommen zu sein. Dagegen ist soviel gewiß, daß die pisanische Handschrift den Glossatoren schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts wohl bekannt war, und von denselben wegen ihres Alters und ihrer Vollständigkeit in hoher Verehrung gehalten wurde. Vielleicht war es grade diese Verehrung, welche in der Folge die Veranlassung zu so mancherlei ungegründeten Sagen und Vermuthungen über diese Handschrift gab. Bald sollte das Wiederaufleben des justinianeisch=römischen Rechts allein der Erbeutung dieser Handschrift in Amalfi zuzuschreiben sein, indem der Kaiser Lothar bei dieser Gelegenheit das Studium und den Gebrauch jenes Rechts bei Schulen und Gerichten ausdrücklich angeorduet habe; bald sollte diese Handschrift die Urschrift der Pandekten sein, welche dem Kaiser Justinian selbst vorgelegt worden war; bald sollten wenigstens alle uns erhaltenen Handschriften der Pandekten lediglich mehr oder minder fehlerhafte oder willkürlich veränderte Abschriften der ehemals pisanischen, jetzt florentinischen Handschrift sein. Heut zu Tage ist man allgemein überzeugt, daß weder das Eine noch das Andere in der Wahrheit gegründet sei, und hat längst aufgehört, der **litera Pisana** dieselbe abgöttische Verehrung, wie früher, zu zollen. Während ehemals die Handschrift nur selten, und unter abenteuerlichen Ceremonien, wie ein Heiligthum, vorgezeigt wurde, steht sie jetzt in der Laurentianischen Bibliothek gleich anderen Handschriften zur Einsicht und zur Benutzung offen.

Aber wenn auch ihre Bedeutung für die Geschichte

des römischen Rechts im Mittelalter und ihr Werth für die Kritik des Textes in früheren Zeiten zu hoch angeschlagen worden ist, so ist und bleibt sie doch die älteste und vollständigste Handschrift der justinianeischen Pandekten. Aus diesem Grunde darf ihr eine besondere Wichtigkeit für die Kritik der Digesten selbst darum nicht abgesprochen werden, weil sie in der That nichts weniger als fehlerfrei ist. Der bekannten Lücken und Auslassungen nicht zu gedenken, giebt es auch der offenbaren Schreibefehler fast auf jeder Seite eine nicht geringe Anzahl. Diese Schreibefehler sind freilich zum Theile von anderer, theils gleichzeitiger theils späterer, Hand verbessert: allein grade die Nothwendigkeit solcher theilweisen Verbesserungen läßt auch gegründete Zweifel über die Aechtheit und Richtigkeit der unverbesserten Stellen zu. In dem Abdrucke der florentinischen Pandekten, welchen die Torelli besorgt haben, tritt dies nicht immer anschaulich hervor: aber die Richtigkeit dieser Bemerkung würde einem Jeden klar werden, dem die Handschrift selbst in Augenschein zu nehmen möglich wäre.

Vielleicht würde eine genauere paläographische Untersuchung über die florentinische Pandektenhandschrift, zu welcher an gedruckten und ungedruckten (Brencmannischen) Vorarbeiten kein Mangel ist, ein gründliches Urtheil über den Werth dieser Handschrift für die Kritik und Geschichte des römischen Rechts am ehesten möglich machen.

Die Handschrift ist von mehreren Schreibern geschrieben und dann von einem Corrector durchgesehen worden.

Wie in unseren Zeiten bei dem Drucke eines Buches oft mehrere Setzer zugleich beschäftigt werden, so wurden im Alterthume bei umfangsreichen Werken oft mehrere Schreiber unter Aufsicht eines Correctors zu gleicher Zeit mit der Abschrift beauftragt, indem jedem Einzelnen eine gewisse Zahl von Lagen zum Copiren zugetheilt, und aus den von Mehreren gleichzeitig abgeschriebenen Lagen zuletzt die ganze Handschrift zusammengesetzt wurde. In dieser Weise ist auch die Handschrift der Pandekten entstanden. Augenscheinlich sind, in der Regel nach Lagen, verschiedene Schreiber, an der Zahl wohl mehr als ein Dutzend, bei der Abschrift beschäftigt worden: größtentheils Griechen, wie sich theils aus den Schriftzügen überhaupt, theils aus der größeren Correctheit der griechischen Stellen ergiebt, — der Eine oder der Andere aber aus dem Occidente gebürtig: jener unwissend und nachlässig, dieser verständig und genau. Was die Einzelnen geschrieben hatten, wurde dann von einem Corrector in beständiger Vergleichung mit einem Originale durchgesehen und zu einander gefügt. Dieser Corrector ist wahrscheinlich ein Grieche, — er bedient sich einmal der griechischen Sprache zu einer Randbemerkung *), — aber des Lateinischen nicht unkundig gewesen: er hat nicht überall gleiche Sorgfalt auf die Durchsicht verwendet, und scheint namentlich in der zweiten Hälfte der Pandekten seine Pflicht gar sehr vernachlässigt zu haben. Namentlich hat er im 48sten

---

*) Bei Dig. lib. 37. tit. 10.: Ουτος ο τιτλος μετα τον εξης εστιν.

Buche der Pandekten zwei Lagen eingeheftet, ohne zu bemerken, daß der Schreiber seine Arbeit noch nicht völlig beendigt hatte: daher finden sich in dem Titel **de bonis damnatorum** und in dem Titel **de interdictis et relegatis** Lücken, indem am Ende der betreffenden Quaternionen noch ein leerer Raum gelassen worden ist *).

Sind diese Bemerkungen gegründet, so wird man mancherlei nicht unwichtige Folgerungen aus denselben ziehen können. Ohne Zweifel ist die Handschrift im Orient, und zwar in Konstantinopel geschrieben worden. Denn es sind hauptsächlich Griechen mit der Verfertigung derselben beschäftigt gewesen, und außer Konstantinopel gab es kaum große Schreibstuben, d. h. entweder öffentliche Bureaux von Schreibern, oder große Buchhandlungen, wie wir uns heut zu Tage ausdrücken würden. Ist aber die Handschrift in Konstantinopel verfertigt, so wird man die Zeit, in welcher sie geschrieben worden ist, schwerlich nach den Regeln der lateinischen Paläographie bestimmen dürfen. Die lateinische Schrift hat im Oriente ganz andere, noch nicht gehörig untersuchte, Umänderungen erfahren, als gleichzeitig im Occidente der Fall war: einen sicheren Maßstab für die Beurtheilung des Alters der

*) Ob diese Lücken durch das, was Cujas und Fabrot aus den Basiliken an die Stelle derselben gesetzt haben, vollständig ausgefüllt werden, möchte noch zweifelhaft sein. Es könnte wohl noch mehr fehlen. Ebenso wäre vielleicht noch zu untersuchen, ob nicht auch an anderen Orten, wo die Schreiber mit den Lagen wechseln, einzelne Sätze oder Stellen in der Handschrift ausgefallen sind.

Handschrift werden nur die griechischen Stellen nach den Regeln der griechischen Paläographie gewähren können. Dann aber möchte sie etwa in das 7. Jahrhundert zu setzen sein, indem sich der gleichzeitige Corrector beim Niederschreiben der oben gedachten griechischen Randbemerkung einer Cursivschrift bedient hat, ohne jedoch die einzelnen Wörter mit Accenten zu versehen. — Ist die Handschrift weder von verschiedenen Schreibern gleichmäßig geschrieben, noch auch mit durchaus gleicher Sorgfalt vom Corrector revidirt worden, so wird ihre Auctorität bei der Frage nach der Richtigkeit einer Lesart sehr verschieden beurtheilt werden müssen; je nachdem nemlich die Stelle von der Hand eines verständigen und genauen Schreibers geschrieben ist, und an einem Orte vorkommt, der Spuren einer sorgfältigen Correctur an sich trägt, oder nicht. Eine Stelle, die von dem gleichzeitigen Corrector verbessert worden ist, kann nur in ihrer verbesserten Gestalt für richtig erachtet werden: das Ausgestrichene muß lediglich und allein für einen Schreibefehler gehalten werden. Je weniger in einem Theile der Handschrift die Hand des Correctors sichtbar ist, desto eher wird man gegen die Richtigkeit des Textes Verdacht schöpfen können.

Die Handschrift der Pandekten ist übrigens mehrfach durchcorrigirt. Nicht blos der gleichzeitige Corrector hat sie durchgesehen, sondern auch spätere Besitzer derselben haben sich hie und da Verbesserungen erlaubt. Jener hatte jedenfalls bei seinen Correcturen eine gute Handschrift als Original zum Behufe der Vergleichung vor Augen: von den späteren Besitzern der Handschrift, von denen nur

einzelne Aenderungen herrühren, ist, ein Gleiches anzunehmen, keinerlei Grund vorhanden. Daher können diese Aenderungen im Auge des Kritikers keinen anderen Werth haben, als den, welchen man unbeglaubigten Conjecturen überhaupt beizulegen pflegt.

Aus einem anderen Standpunkte betrachtet sind dagegen diese späteren Correcturen von hohem Interesse. Sie geben über die Geschichte der Handschrift Aufschluß, und beweisen, daß sie nicht nur im griechischen Reiche entstanden, sondern auch längere Zeit in den Händen von Griechen befindlich gewesen ist. Die späteren Verbesserungen bestehen nemlich zum Theile in der Accentuation griechischer Wörter, und der Zählung der Titel mit Anwendung griechischer Zahlzeichen. Erst in noch späterer Zeit, die freilich nach den Schriftzügen näher zu bestimmen sehr schwer fallen möchte, sind zuletzt noch einige lateinische Correcturen hinzugefügt worden.

Die ersten Blätter der Pandektenhandschrift sind einigermaßen verwittert: hie und da hat die Dinte das Pergament durchfressen. Dem weiteren Verderben dieser Stellen hat man dadurch abhelfen wollen, daß man sie durch Bekleben mit durchsichtigen Goldschlägerhäutchen dem Einflusse der Luft und Feuchtigkeit zu entziehen suchte. Allein da das Pergament an diesen Stellen in viele kleine Falten zusammengeschrumpft war, so sind die darauf verzeichneten Buchstaben und Wörter durch das Verkleben durchaus unlesbar geworden. Im Uebrigen ist die Methode, durch eine Vorrichtung dieser Art die verwitternden Blätter einer Handschrift vor dem gänzlichen Untergange

zu bewahren, an und für sich vortrefflich zu nennen; das Bekleben muß aber mit der größten Sorgfalt vorgenommen werden, damit keine Falten entstehen. Auf der Marcusbibliothek zu Venedig hat Abbate Bettio mehrere papierne Handschriften auf diese Weise restaurirt, die jetzt für immer gesichert und dabei noch völlig brauchbar sind.

Der Einband der Pandektenhandschrift ist von rothem Sammet; statt an Ketten wird sie in einem Schranke aufbewahrt. Die übrigen Handschriften der Laurentiana sind gleichförmig in Leder, welches über hölzerne Deckel gezogen ist, gebunden und mit Ketten belastet. Dieser Einband erschwert natürlich den Gebrauch der Handschriften: er ist aber auch insofern verwerflich zu nennen, als die schwere Kette, wenn man die Handschrift in die Hand nimmt, den Deckel angreift, und bei dem geringsten Mangel an Behutsamkeit auch die Blätter leicht zerstoßen kann. Wie Handschriften paßlich zu binden seien, ist eine nicht gleichgültige Frage: der Einband soll dem leichten Gebrauche nicht Eintrag thun, und doch dauerhaft sein und die Handschrift vor allen möglichen nachtheiligen Einwirkungen schützen. Van Swieten hat in Wien die Mehrzahl der Handschriften in Schweinsleder binden lassen, mit einer Unterlage von Pappe: und zwar so, daß die Handschrift, wenn sie aufrecht steht, oben durch eine Klappe von Schweinsleder, die innerhalb der Deckel eingeschlagen wird, bedeckt und vor dem Staube geschützt ist. Allein die Klappe ist beim Aufschlagen äußerst hinderlich, und, da sie fast immer klafft, entspricht sie auch ihrem Zwecke

nicht völlig. Endlich gewährt ein Einband, zu welchem Pappdeckel oder gewöhnliches Holz verwendet wird, keineswegs den erforderlichen Schutz vor Würmer- und Mottenfraß. Die vorzüglichste Art des Einbandes, die mir bekannt ist, ist die, welche Hofrath von Hammer-Purgstall erdacht hat. In seiner reichen Sammlung orientalischer Handschriften haben alle diejenigen, deren Inhalt in das Gebiet der mystisch-philosophischen Literatur gehört, einen gleichförmigen Einband, der aus Deckeln von Cypressenholz und einem Rücken von Juchtenleder besteht. Dieses Leder und jenes Holz halten Motten und Würmer von den Handschriften ab, so daß sie vollständig vor einer jeden Gefahr des Verderbens bewahrt sind, sobald man sie nur in einem trockenen, festverschlossenen Schranke aufbewahrt.

Fünftes Capitel.

Rom. Febr. 5. bis März 5. 1838.

1. Allgemeines.

Wer von dem minder gerühmten und dennoch so reizenden Florenz nach Rom kommt, dessen Name fast allenthalben auf der Erde mit Ehrfurcht und Bewunderung genannt wird, fühlt sich in seinen Erwartungen wenigstens Anfangs getäuscht. — Der Eindruck, den die Kuppel der St. Peterskirche aus der Ferne macht, ist nur gewaltig wegen der Spannung, in der man sich bei der Annäherung an Rom befindet, und wegen der geschichtlichen Erinnerungen, die dieser Anblick lebendiger weckt: an und für sich erscheint der Strasburger Münster, aus der Ferne gesehen, weit größer und erhabener. Die Campagne, durch welche man langsam der Stadt sich nähert, ist öde und traurig. Mag man auch sagen, daß zu der ernsten Geschichte Rom's eine ernste Umgebung gehöre: der Bewohner und Besucher Rom's würde eine weniger ernste, lebendigere Gegenwart unzweifelhaft vorziehen. Ein mitleidiges Lächeln erregt die Erinnerung an die in früher Jugend empfangene Lehre, daß Rom schon durch seine

Lage zur Hauptstadt Italiens, ja des gesammten Abendlandes bestimmt gewesen sei; eine Lage in weiter Entfernung vom Meere, in ungesunder, unfruchtbarer Gegend, eine Lage, durch welche die Bewohner der Stadt so oft in bittere Noth versetzt worden sind! — Endlich in Rom selbst angelangt, findet man Weltliches und Geistliches, Altes und Neues, bald wohl erhalten bald in kaum zu erkennenden Trümmern, in so verwirrender Mannichfaltigkeit über einen großen Raum zerstreut, daß es Anfangs unmöglich fällt, aus der bunten Vermischung entgegengesetzter Dinge zu einer anschaulichen Uebersicht des Vorhandenen zu gelangen. — Allmählig aber beginnt sich das Ganze zu entwirren und in einzelne Parthien aufzulösen, welche man in ihrer Individualität klar und bestimmt zu erfassen vermag. Jene Anfangs verwirrende Mannichfaltigkeit der dem Auge und Geiste werdenden Eindrücke erscheint nun als ein besonderer Reiz: man begreift, warum, wer lange in Rom gelebt, den Aufenthalt daselbst mit keinem anderen Orte vertauschen mag.

Die Römer zeichnen sich vor anderen Italienern durch eine größere Männlichkeit und einen gewissen Stolz aus: selbst die sonst so weichliche italienische Sprache tönt in ihrem Munde kräftig und voll. Im Trastevere und in der Umgegend Rom's sieht man herrliche Gestalten, in denen man ein Abbild der alten Römer zu erblicken glaubt. Auf einem Ausfluge nach Tivoli gab uns ein junger, stämmiger Bursche auf die Frage, ob er ein Römer sei, die selbstgefällige Antwort: **Si, Signor, Romano di**

sette generazioni! *) In einem Olivenwalde zu Tivoli wurden grade die reifen Früchte von Knaben und Mädchen gesammelt, die uns bettelnd umringten: es waren wunderschöne Figuren und Gesichter darunter, deren freundlicher, bittender Blick unwiderstehlich war. Ein alter deutscher Herr in unserer Gesellschaft wollte einem lieblichen Kinde die Wange streicheln; aber sie bog den Kopf zurück, und sagte stolz: **Una Romana non si tocca, Signore!** **)

Besonders liebenswürdig zeigten sich die Römer in den Tagen des Carnevals, dessen Feier in diesem Jahre seit langer Zeit wieder zum ersten Male in vollstem Glanze begangen wurde. An der Lust und den Freuden des Carnevals muß man Theil genommen haben, um einen Begriff zu erhalten von der harmlosen Ausgelassenheit der jubelnden Menge, die aus Personen der verschiedensten Stände zusammengesetzt in dem langen Corso hin- und herwogt. Was mit Worten ausgedrückt werden kann, hat Göthe in seiner meisterhaften Beschreibung des römischen Carnevals gegeben; aber wie sehr ist von dem Beschriebenen die Wirklichkeit namentlich des letzten Abends verschieden, wo die lange Straße plötzlich von tausend und aber tausend Wachslichtern erglänzt, und der Lärm und die Tollheit den höchsten Grad erreicht!

Die gesellschaftlichen Beziehungen gewähren in Rom ein ganz besonderes Interesse. Die Cardinäle und Mon-

---

*) Ja, Herr, Römer von sieben Generationen!

**) Eine Römerin darf man nicht berühren, Herr!

signoren, welche in den höheren Cirkeln erscheinen, verleihen diesen ein eigenthümliches Gepräge, welches durch seine Neuheit die Aufmerksamkeit erregt. Der Umgang mit Künstlern und Kunstkennern, unter denen der Fremde schnell freundliche Landsleute findet, ist nicht minder anziehend. Der Nutzen und die Belehrung, welche aus der Betrachtung der herrlichen Kunstwerke alter und neuer Zeit zu schöpfen ist, wird erst dem wirklich und lebendig, dem die eigenen Betrachtungen und die eigene Einsicht an dem Urtheile der Kenner zu prüfen vergönnt ist. Als ich die Ruinen des alten Roms auf dem Forum und den umliegenden Hügeln, von meinem Freunde Lepsius, dem Secretär des archäologischen Instituts auf dem Monte Caprino, begleitet, zum zweiten Male besuchte, ward ich überrascht durch die Fülle der vielseitigsten Betrachtungen, welche mein freundlicher Führer an das Gesehene zu knüpfen wußte. Mit gleicher Dankbarkeit erinnere ich mich an die belehrenden Gespräche über die Meisterwerke der älteren italienischen Maler und über die Leistungen der neueren Künstler, mit denen die Besuche bei Thorwaldsen und der Umgang mit Senff, Cattel u. A. gewürzt zu werden pflegten.

Und wenn solche Gespräche schon an sich und überall eine Quelle reichen Genusses sind, so haben sie in Rom noch außerdem einen doppelten Werth und Nutzen. An Kunstgegenständen aller Art und aller Zeiten ist Rom überreich: aber sie finden sich in der großen Stadt theils vereinzelt, theils in einer Menge verschiedener Sammlungen zerstreut. Diese Sammlungen sind weniger zugänglich,

als die von Florenz. Die großen öffentlichen Sammlungen im Vatican und auf dem Capitole sind nur an zwei Tagen in der Woche auf wenige Stunden geöffnet, und auch an diesen Tagen wegen einfallender Feiertage oftmals geschlossen. In den Privatsammlungen wird dem Besucher selten die zur ruhigen Beschauung erforderliche Zeit und Muße von dem eilenden Führer vergönnt: einige Privatsammlungen sind sogar völlig unzugänglich, wie die von Göthe gerühmte des Fürsten Ludovisi. Wem sollte unter diesen Umständen der freundliche Rath und Fingerzeig erfahrener Kenner nicht besonders willkommen und schätzbar erscheinen?

Alle Merkwürdigkeiten genau besehen zu wollen, würde einen jahrelangen Aufenthalt in Rom nothwendig machen. Aber schon ein flüchtiges Ueberblicken des Bedeutendsten ist von unendlichem Nutzen. Wenn sich dem Auge die Kunstwerke alter und neuer Zeit in größeren Massen darstellen, oder wenn man z. B. das Pantheon mit der St. Peterskirche, oder die Aldobrandinische Hochzeit mit Raphael's Fresken in den Logen des Vatican's zusammenhält, werden dem Geiste des Beschauers die verschiedenen Kunstperioden und Systeme in ihren Eigenthümlichkeiten erst klar und anschaulich. Außerdem pflegt man in Italien überhaupt nur dem, was durchaus meisterhaft und vollkommen ist, eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Gemälde, die vielleicht an anderen Orten zu den Zierden einer Galerie zu rechnen sein würden, werden kaum eines Blickes gewürdigt. Ist ein Kopf vortrefflich gemalt oder ein Arm in besonders richtiger Verkürzung gezeichnet, so

macht wohl ein Künstler seine Studien danach, aber, wenn das Bild nicht im Ganzen ein Meisterwerk ist, wird von dem Dilettanten nicht gefordert, daß er dasselbe seinem gesunden Urtheile zum Trotze in stummer Bewunderung anstaune. Möge dies denen zur Beruhigung dienen, die in unseren minder vorzüglichen Sammlungen ein gepriesenes Bild zuweilen nicht schön zu finden vermögen, und darum am eigenen Geschmack und Urtheile verzweifeln zu müssen glauben!

2. Bibliotheken.

Die handschriftlichen Schätze der römischen Bibliotheken zu benutzen, ist aus einem doppelten Grunde höchst schwierig. Einestheils giebt es kaum einige veraltete und durchaus ungenügende gedruckte Verzeichnisse der in denselben befindlichen Handschriften: an genaueren gedruckten Beschreibungen fehlt es gänzlich, wo nicht einzelne Gelehrten den Handschriften, aus denen sie schöpften, gelegentlich eine ausführlichere Erörterung widmeten. Handschriftliche Cataloge sind zwar in den meisten Bibliotheken vorhanden: aber die Einsicht in dieselben ist in der Regel nicht gestattet. Anderentheils sind die Bibliotheken an den Arbeitstagen nur für wenige Stunden offen, und die Zahl der Arbeitstage ist durch Feiertage und verschiedene Ferien außerordentlich beschränkt. Die Vaticanische Bibliothek ist ungefähr nur an 90 Tagen im Jahre, und an jedem dieser Tage eigentlich nur drei Stunden, den Studirenden geöffnet. Die übrigen Bibliotheken richten sich nach dem Muster der Vaticana, oder sind selbst noch

unzugänglicher. Nirgends denkt man an das alte Sprichwort, welches schon Odofredus, ein italienischer Jurist des 13. Jahrhunderts, klagend erwähnt:

Qui guarda omne festa,
Male say la Codico et pejo la Digesta!

Während der Carnevalsfeier wollte man selbst im Kloster des heiligen Philipp von Neri (S. Maria in Vallicella) vom Arbeiten nichts wissen; die Mönche wiesen mich ab, und als ich, meine Papiere unter dem Arme, über den Corso nach meiner Wohnung eilte, wurde ich von dem Schwarme der Masken mit lautem Hohn und Spott überschüttet und mit Confetti fast zugedeckt.

Die Barberinische Bibliothek war sogar ganz geschlossen. Da nemlich einige Veruntreuungen von Seiten der Bediensteten entdeckt worden waren, und noch Mancherlei vermißt wurde, oder wenigstens bei der großen Unordnung, die in der Bibliothek herrschte, nicht sofort aufgefunden werden konnte, war man aus übertriebenem Mißtrauen auf das äußerste Mittel zur Rettung der Bibliothek verfallen: auf ein Mittel, welches freilich solche Schätze einstweilen ganz werthlos macht. —

Unter diesen Umständen mußte es schon genügen, über das Vorhandene eine oberflächliche Uebersicht gewonnen zu haben: zu einem tieferen Eindringen und zu der vollständigen Benutzung der wichtigsten Handschriften würde ein bedeutend verlängerter Aufenthalt unumgänglich nothwendig gewesen sein. Vor Allem habe ich bedauert, daß alles Forschen nach der Handschrift einer sonst unbekannten Vita

Justiniani, welche von des Kaisers Lehrer Theophilos in griechischer Sprache geschrieben worden sein soll, vergeblich blieb. Alemannus in seinen Anmerkungen zu Prokop's Anekdota erwähnt diese Handschrift, als in der Vaticana befindlich, und giebt daraus eine Reihe von Notizen über die Abstammung und Jugendgeschichte Justinian's, die seitdem von allen Schriftstellern wiederholt worden sind *): Niemand aber hat sich die Mühe gegeben, zu fragen und nachzuforschen, ob denn auch wirklich eine solche Lebensbeschreibung Justinian's existire, aus welcher Alemannus seine Notizen entlehnt haben will, oder ob diese nicht insgesammt für reine Erdichtungen zu halten seien.

Der gelehrten Welt könnte nicht leicht ein größerer Dienst geleistet werden, als wenn genaue Verzeichnisse der römischen Handschriften angefertigt und durch den Druck bekannt gemacht würden. Von Seiten der römischen Bibliothecare ist theils an sich, theils in Folge der strengen Bibliotheksstatuten zu einer Erfüllung dieses Wunsches keinerlei Aussicht vorhanden. Aber durch Vermittelung des Vereins von Philologen und Schulmännern, der sich in Deutschland gebildet hat, würde vielleicht dieser Zweck wenigstens Annäherungsweise zu erreichen sein. In Rom sind beständig deutsche Gelehrte anwesend, die sich mehr oder weniger mit den Handschriften der römischen Bibliotheken überhaupt und denen der Vaticana insbesondere

*) Ludewig Vita Justiniani p. 128. not. 7. Theophili Instit. ed. Reitz. p. 1039 sq. not.

beschäftigen, und in der Regel sich eine bald kürzere bald ausführlichere Beschreibung der benutzten Handschriften aufzusetzen pflegen. Viele der in Deutschland lebenden Gelehrten sind wenigstens vordem in Rom gewesen, und haben mancherlei Notizen über römische Handschriften in ihren Papieren nach der Heimath gebracht. Würde nun eine allgemeine Aufforderung an alle deutschen Gelehrten erlassen, ihre Bemerkungen über die Handschriften der römischen Bibliotheken an den Verein der Philologen und Schulmänner einzusenden, damit diese Bemerkungen unter Nennung des Einsenders dereinst zu einem geordneten Cataloge zusammengestellt und herausgegeben werden könnten, so dürften die Schätze jener Bibliotheken, welche zur Zeit noch mit einem Schleier verhüllt sind, vielleicht in nicht gar ferner Zeit ebenso bekannt werden, als die Schätze der Marciana und Laurentiana durch Zanetti's und Bandini's vortreffliche Cataloge bekannt geworden sind.

Nützlich und vielleicht nothwendig möchte es sein, eine solche Aufforderung mit einer Anweisung zu begleiten, wie man von Handschriften eine richtige und vollständige Beschreibung zu geben habe. Daß der Inhalt der Handschrift genau angegeben werde, ist keineswegs hinreichend, und ebensowenig geschieht dem Kritiker mit der allgemeinen Bemerkung, daß die Handschrift gut und alt, oder schlecht und neu sei, ein Genüge. Eine Handschrift kann ihres hohen Alters ungeachtet dennoch ohne Werth sein, wenn sie z. B. von einem Privatmanne blos zum eigenen Gebrauche und eben deshalb ohne besondere Sorgfalt ge-

schrieben worden ist, oder wenn sie dem Schreiber dictirt worden ist, so daß er die einzelnen Worte nicht in ihrem Zusammenhange übersehen und folglich auch nicht mit der gehörigen Ueberlegung niederschreiben konnte, oder endlich wenn sie das Machwerk eines halb gebildeten Mönches ist, dem die Oberen das Abschreiben der Handschrift als unwillkommene Buße auferlegt hatten; lauter Thatsachen, die theils durch ausdrückliche Bemerkungen des Schreibers erwiesen, theils aus dem Inhalte, der Schreibart, kurz dem ganzen Charakter einer Handschrift gefolgert werden können. Umgekehrt aber muß auch eine correct und in fließendem Style geschriebene Handschrift (ein **Codex optimae notae**) zuweilen für werthlos gehalten werden, wo es sich um die handschriftliche Beglaubigung einer Lesart handelt. Denn wenn die Handschrift erst in neuer Zeit von einem Kritikaster geschrieben worden ist, der sich den Text nach seiner beschränkten Einsicht willkürlich zu ändern erlaubt hat, so haben die Lesarten einer solchen Handschrift keinen höheren oder selbst einen geringeren Werth, als die Conjecturen neuerer Herausgeber.

Diese Regel, die sich aus der Natur der Sache von selbst ergiebt, ist von den Philologen unserer Tage vielfach übersehen worden, und zwar insbesondere bei Benutzung der griechischen Handschriften, die in italienischen Bibliotheken aufbewahrt werden.

Als im Laufe des 15. Jahrhunderts das Studium des Griechischen in Italien erwachte, und das Verlangen nach Handschriften der griechischen Schriftsteller immer lebhafter wurde, sind von griechischen Flüchtlingen zahllose Ab-

schriften von einigen wenigen Originalhandschriften gemacht worden: Abschriften, die keinesweges den Text des Originals mit Treue und Genauigkeit wiedergaben, bei denen vielmehr die Abschreiber ihre vermeintlichen grammatischen Kenntnisse und kritischen Gaben durchgängig geltend zu machen suchten. Diese Abschriften scheinen sogar in jener Zeit den alten aus dem Orient herübergekommenen Handschriften vorgezogen worden zu sein, weil der Text, den sie lieferten, der damals von griechischen Flüchtlingen gelehrten Grammatik vorzugsweise entsprach: man wollte dergleichen Abschriften zur Lectüre haben, und dachte noch nicht an eine kritische Feststellung des Textes nach alten urkundlichen Zeugnissen. Büchersammler strebten nach verbesserten Abschriften, wie man heut zu Tage gute Ausgaben zu erhalten sucht. Daher kommt es, daß die italienischen Bibliotheken dergleichen neuere Handschriften der griechischen Schriftsteller in überwiegender Mehrzahl enthalten, während die alten Originalhandschriften zum Theil verschwunden, zum Theil in ausländische Bibliotheken übergegangen sind. Nur dadurch, daß die alten Handschriften in Italien vergleichungsweise weniger geschätzt wurden, ist es z. B. möglich gewesen, daß man in der Palatinischen Bibliothek zu Heidelberg, die jetzt im Vaticane aufbewahrt wird, eine erstaunliche Anzahl alter Originalhandschriften vereinigen konnte.

Sollten nun aber nicht unsere Philologen, bevor sie sich einer Handschrift zum Behufe der kritischen Feststellung des Textes bei einer neuen Ausgabe eines griechischen Schriftstellers bedienen, vor allen Dingen untersuchen, ob

diese Handschrift ein glaubwürdiges Original oder aber nur eine durch willkürliche Verbesserungen der griechischen Flüchtlinge in Italien entstellte Abschrift sei? Muß nicht bei dem heutigen Stande der Kritik und Sprachforschung eine solche Abschrift der Berücksichtigung weit weniger werth erscheinen, als eine alte, wenn auch weit verderbtere, Originalhandschrift?

Uebrigens ist es wegen der Verschiedenheit des Papiers und der Schriftzüge nicht blos leicht, die in Italien gemachten Abschriften von den aus dem Orient herübergekommenen Originalhandschriften zu unterscheiden: sondern es dürfte in den meisten Fällen auch möglich sein, die Verfertiger solcher Abschriften namhaft zu machen, und von ihren Lebensumständen und ihren Kenntnissen befriedigende Nachricht zu geben, wodurch natürlich das Urtheil über ihre Arbeit eine um so sichrere Grundlage erhalten würde. Die griechischen Flüchtlinge, welche sich in Italien durch Abschreiben von Handschriften ihren Lebensunterhalt zu erwerben suchten, sind fast alle bekannt *): und in vielen Abschriften haben sie sich selbst am Schlusse als Verfertiger derselben angegeben. Aus diesen Abschriften könnte man mit leichter Mühe Proben von der Schrift aller damaligen griechischen Schreiber sammeln, aus deren Vergleichung alsdann auf die Verfertiger derjenigen Abschriften geschlossen werden müßte, in welchen der Name des Schreibers sich nicht ausdrücklich erwähnt findet.

---

*) **Montfaucon Palaeogr. graeca p. 76 sqq.** Schöll Gesch. d. griech. Lit. übers. v. Pinder. III. S. 505 f. 526 ff.

Sechstes Capitel.

Neapel. März 7 bis 15. 1838.

1. Neapel. Pozzuoli. Der Vesuv.

Lust und Gelegenheit zu ernsteren Beschäftigungen fühlt und findet man weniger in Neapel: Alles ist heiter und unbesorgt, und unvermerkt eignet sich Jeder die poetische Lebensweise an. Darum und nur darum reden Alle mit Entzücken von Neapel; der Grund des Entzückens liegt mehr in den Menschen, und nicht ist die äußere Natur in einem höheren Grade, als sonst irgendwo, zum Entzücken gemacht. Der Himmel ist wohl an anderen Orten eben so heiter und mild: und auch die Lage und Umgebung Neapels hat ihres Gleichen. Der Vesuv allein verleiht dem Ganzen einen eigenthümlichen Reiz: wo der Vesuv nicht sichtbar ist, da erblickt man nur eines von jenen, obwohl immer schönen, doch nicht außergewöhnlichen Bildern, wie sie sich an den Küsten Italiens wohl häufig dem Auge darbieten.

Der Ausflug nach Puteoli, Bajae und dem Misenischen Vorgebirge ist besonders wegen der Ueberreste römischer Bauten interessant, mit denen ehemals die ganze Gegend bedeckt war. Hier sieht man den Abzugs-

canal des Avernersees, jetzt Grotte der Sibylle genannt, einen gewaltigen Gang, durch die Felsen des Berges gehauen, um den unscheinbaren See trocken zu legen; dort hohe Felsklippen, von dem Festlande durch das Meer getrennt, aber durch weite Bogen mit demselben verbunden, um die Villa eines Römers zu tragen, der das Rauschen der Brandung unter sich hören wollte; bei Puteoli endlich einige Pfeiler der Brücke, welche der Sage nach Caligula über den Meerbusen hinweg nach Bajae geschlagen haben soll! Freilich ist nur Weniges vorhanden, was man wohlerhalten oder schön für das Auge nennen könnte: aber diese gewaltigen Trümmerhaufen geben einen anschaulichen Begriff von den großartigen und zum Theile thörichten Unternehmungen, welche der Uebermuth der Römer in diesen Gegenden einst ausgeführt hatte!

Einen lebendigeren Genuß gewährt die Besteigung des Vesuvs. Ist man der frechen Zudringlichkeit der Führer und Maulthiertreiber in Resina glücklich entronnen, so führt ein lieblicher, sanft aufsteigender Weg nach der Einsiedelei zum h. Erlöser: dann geht es über Lavafelder hinweg zu dem Bergkegel, der mit Asche bedeckt nur mühsam zu erklimmen ist. Mit Angst und Grauen betritt man das unheimliche Gebiet des Kraters. Eine neue Oeffnung war Tags zuvor entstanden: die glühende Lava floß in der Tiefe, während Steine und Asche unter Krachen und Tosen in die Höhe geworfen wurden. Nur allmählig kehrte der frohe Muth des Lebens wieder: von Geldstücken ward ein Abdruck in die glühende Lava gemacht, die Cigarre am Feuer des Vulcanes entzündet,

und der heiße Dampf, welcher aus den Spalten dringt, ward zum Sieden der Eier benutzt. Aber plötzlich trieb der Wind dichte Wolken erstickenden Schwefeldampfes über das Haupt hinweg, und mahnte Verderben drohend zum Aufbruch.

In dem Krater und an dem Kegel des Vesuvs findet man auffallender Weise nur wenige Spuren von den zahlreichen Steinarten, welche insgemein für vulcanische Erzeugnisse gehalten werden. Am Fuße des Vesuvs dagegen und auf seinen Nebenbergen werden sie in reicher Auswahl getroffen. Kleine Sammlungen zeigt der Einsiedler von S. Salvatore, während man ruht, um die Blicke noch einmal über den Meerbusen nach Ischia streifen zu lassen.

2. Herculanum und Pompeji. Die Polychromie in der alten Architektur und Sculptur.

Der Kunstgenuß, den man in Neapel findet, ist ganz anderer Art, als in Florenz, Rom und anderen Städten Italiens. Was man von Gemälden italienischer, und besonders neapolitanischer, oder auch spanischer Künstler in Neapel zu sehen Gelegenheit hat, trägt nicht das Gepräge vollendeter Meisterschaft, welches den Schöpfungen eines Leonardo da Vinci, Raphael, Tizian, und Anderer aufgedrückt ist, und fesselt und entzückt deshalb schon an und für sich in minderem Grade; zugleich aber erscheint dies Alles bedeutungslos im Vergleiche mit den Ueberresten der antiken Kunstwelt, die, Jahrhunderte lang unter Lava und Asche vergraben, in Herculanum und Pompeji allmählig wieder an das Licht des Tages gefördert werden.

Wenn man Herculanum und Pompeji besuchen will, sollte man jedenfalls vorher die Sammlungen der alten Geräthschaften, Gemälde, Mosaiken, Bronzen, und Marmorstatuen *) besichtigen, die in der einen oder der anderen jener Städte bei den Ausgrabungen gefunden, und in die Studj nach Neapel gebracht worden sind. Dann kann man sich die öffentlichen Plätze und Gebäude, und das Innere der Häuser in jenen ausgeplünderten Städten mit diesen Kunstsachen und Geräthschaften geschmückt denken, und erhält so erst ein lebendiges, anschauliches Bild von den äußeren Verhältnissen, unter welchen die Alten lebten. Wenigstens braucht man sich dann nicht ganz den Auseinandersetzungen der pompejanischen Ciceroni zu überlassen, die dem Fremden wohl gar antike Kaffee-Boutiquen zeigen und mit ernsthaftester Miene beschreiben.

Daß weitere Ausgrabungen in dem verschütteten Herculanum nicht möglich sind, weil der auf der Lavadecke erbauten neuen Stadt Gefahr drohen würde, könnte fast unwillig machen, wenn man nicht bedächte, daß die lebende Generation überhaupt eben so gegründete Ansprüche auf

---

*) In der Sammlung von Geräthschaften, Werkzeugen u. dgl. m., welche in Pompeji ausgegraben worden sind, befindet sich unter Anderem auch eine Geburtszange, deren Gebrauch bei den Alten, so viel ich weiß, bis jetzt bezweifelt worden ist. Unter den Marmorbüsten soll ein L. Cornelius Sulla sein. Ob diese Angabe gegründet und richtig sei, vermag ich nicht zu entscheiden: wäre sie es aber in der That, so würde dies das einzige uns von Sulla erhaltene Bild sein.

diesen Boden hat, als das Alterthum hatte und die Freunde des Alterthums erheben mögen. Herculanum hat bereits größere Schätze geliefert, als Pompeji, und läßt noch auf mehrere hoffen; Pompeji hatte schon einige Jahre vorher durch ein Erdbeben viel gelitten und war nur in Eile wieder aufgebaut worden, als es in Asche vergraben wurde, Herculanum aber wurde in voller Erhaltung von dem Lavastrome verschlungen.

Der Besuch der herculanischen und pompejanischen Sammlungen in den Studj und die Fahrt nach Herculanum und Pompeji selbst macht besonders die große Wahrheit anschaulich, daß die Malerei von den Alten durchgängig bei den Werken der Architektur und Sculptur angewendet worden ist: eine Wahrheit, deren Entdeckung erst der neueren Zeit vorbehalten war. Die Gebäude, gleichviel ob aus gewöhnlichem Steine oder von Marmor aufgeführt, waren außen wie innen mit verschiedenen bunten Farben angestrichen; auch den herrlichsten Marmorsäulen wurde niemals ihr natürliches Weiß gelassen. Ebenso waren die Statuen, Büsten und Basreliefs vom kostbarsten weißen Marmor durchaus bemalt: nicht blos z. B. die Gewänder der Figuren, sondern Haar, Auge, Lippen, und alle unbekleideten Theile ihres Körpers waren so gefärbt, daß die Natur täuschend nachgeahmt erschien. Auch das Elfenbein an Statuen wurde gefärbt, und selbst dem Erze suchte man eine natürliche Farbe zu verleihen.

Es ist fast unbegreiflich, daß die Archäologen so lange blind sein konnten gegen diese Thatsache, und daß sie

selbst jetzt noch sich winden und sträuben, die Wahrheit anzuerkennen.

Die Malerei der Alten, meint man, habe sich hauptsächlich auf solche Gemälde beschränkt, die auf Holztafeln ausgeführt wurden: das beweise schon der Ausdruck Tafel, (tabula, πίναξ,) mit dem die Alten ein Gemälde regelmäßig bezeichnen. Diese seien nicht selten an oder in Gebäuden zur Zierde in die Wände eingesetzt worden: vielleicht habe es auch Wandgemälde al fresco gegeben. Natürlich seien auch die Mauern der Gebäude angestrichen worden: jedoch nicht dann, wenn sie von kostbarem Materiale, z. B. von weißem Marmor erbaut waren. Bei Statuen u. s. w. von Marmor seien, nach wenigen, sehr vereinzelten Spuren zu urtheilen, höchstens einige Verzierungen an den Gewändern mit Farben aufgetragen worden, wenn diese Spuren nicht vielmehr von einer in späteren Zeiten geschmacklos hinzugefügten Ausschmückung herrühren sollten. Wie sehr sich die eigentliche Malerei bei den Alten auf Holzgemälde beschränkt habe, und daß namentlich die unbekleideten Theile einer Statue nicht bemalt gewesen seien, ergebe sich auch aus den Vasenbildern, auf welchen die dargestellten Gegenstände nicht in ihrer natürlichen Färbung erscheinen, und bei den nackten Theilen einer Figur, wo sie in hellerer Farbe hervortreten, augenscheinlich das einfache Weiß der Marmorstatuen nachgeahmt worden ist *). Auch lasse sich gar nicht denken,

*) Es giebt übrigens allerdings auch Gefäße, die mit bunteren Bildern oder Malereien geschmückt sind. Ein solches Gefäß,

daß die Alten zu Prachtgebäuden und Bildhauerarbeiten den kostbaren Marmor oft aus weiter Ferne herbeigeholt haben würden, wenn doch zuletzt Alles mit Farbe bedeckt worden wäre. Die Malerei sei also von den Alten auf Architektur und Sculptur in der Regel nicht angewendet worden: und der eigenthümliche Vorzug dieser Künste bei den Alten habe grade darin bestanden, daß sie mit Verschmähung alles Farbenreizes lediglich und allein durch die Schönheit der Formen zu wirken gesucht hätten. Und hätte nicht, so fragt man gewöhnlich, eine allzu getreue Nachahmung der Natur bei Sculpturwerken ebenso Schauder erregen müssen, wie der Anblick eines Wachsfigurencabinets? Hätten nicht die Prachtgebäude der Alten durch kleinlichen Farbenschmuck ihre Würde und Erhabenheit völlig verlieren müssen?

Allein, — schon der anerkannte Kunstsinn der Alten bürgt uns dafür, daß ihre Statuen, wenn sie bemalt waren, gewiß nicht den widerlichen Eindruck von Wachsfiguren machten: und an der S. Marcuskirche zu Venedig und der Kathedrale von Florenz kann man sehen, daß der Würde und Erhabenheit eines größeren Gebäudes durch Farbenschmuck keineswegs Eintrag geschieht. Warum sollten die Alten, deren ganze Kunst sich so sehr durch Wahr-

---

(mit der Figur der Scylla in naturgetreuer Färbung,) welches für S. k. H. den Großherzog Leopold durch den großh. badischen Geschäftsträger Rittmeister Maler angekauft worden war, hatte ich in Neapel zu sehen Gelegenheit.

heit und Natürlichkeit auszeichnet, nicht auch bei ihren Sculpturwerken die Natur selbst in ihrem Farbenspiele nachzuahmen, warum sollten sie ihre Bauten nicht mit der bunten, heiteren Natur, von der sie umgeben waren, in Uebereinstimmung zu setzen gesucht haben? Wie konnte dem heiteren Sinne der Alten das Gespensterhaft-Bleiche eines Marmorantlitzes gefallen, wie konnte ihrem Auge unter der glänzenden Sonne des südlichen Himmels das blendende Weiß des polirten Marmors wohlthuend erscheinen? Wenn die Alten die bloße Schönheit der Form über Alles gesetzt hätten, warum hätten sie bei Bildern sich nicht mit der bloßen Zeichnung und Schattirung begnügen sollen? Warum bunte Färbung der Bilder, die zuweilen die Schönheit der Zeichnung übersehen läßt, und warum nicht auch Bemalung der Sculpturwerke?

Noch einmal, — es ist unbegreiflich, wie die Aesthetiker und Archäologen so lange haben bezweifeln, oder vielmehr übersehen können, daß die Malerei durchgängig von den Alten auf Werke der Sculptur und Architektur angewendet worden ist, selbst dann, wenn sie von dem kostbarsten Marmor waren.

Wenn auch von den zahlreichen erhaltenen Spuren dieser Art von Malerei nur wenige bekannt oder genauer untersucht waren, so sprachen die Zeugnisse und Berichte der alten Schriftsteller doch wahrlich laut genug. In den griechischen Marmor-Tempeln und Hallen werden Wandgemälde der berühmtesten Mâler genannt; der rothe und grüne Gerichtshof zu Athen hatten ihren Namen von der Farbe des Anstrichs; die Triglyphen sollen nach Vi-

truvius regelmäßig blau bemalt gewesen sein. Pausanias gedenkt eines Grabmals aus weißem Marmor, welches von Nikias auf allen Seiten mit Bildern geschmückt worden war. Derselbe Nikias pflegte die Marmorstatuen des Praxiteles zu bemalen: und keine seiner Arbeiten schätzte Praxiteles höher, als die, an welche Nikias Hand angelegt hatte. Von einer Marmorgruppe des Skopas wird erwähnt, daß sie besonders durch den schönen Gegensatz der Farbe des Todes und des frischen Lebens ausgezeichnet gewesen sei. Plato spricht ganz allgemein vom Bemalen der Statuen. Plutarch gedenkt der Elfenbeinmaler, welche von Perikles bei chryselephantinischen Werken beschäftigt wurden. Ja, Silanion soll sogar durch eine Mischung von Silber Todesbläße, und Aristonidas durch eine Mischung von Eisen Schamröthe in das Gesicht einer ehernen Statue zu bringen versucht haben! *)

Hätte man nicht schon längst aus diesen Zeugnissen und Berichten der alten Schriftsteller schließen sollen, daß die Werke der Sculptur und Architektur ohne Rücksicht auf die Kostbarkeit des Materials durchgängig von den Alten bemalt worden sind, wenn auch im Laufe der Zeiten

---

*) Wenn die griechischen Schriftsteller von einer Statue oder einem Bauwerke zuweilen besonders bemerken, daß es aus weißem Marmor, λευκὸς λίθος, verfertigt gewesen sei, so darf man dabei nicht an die Farbe des Steins denken, wie sie dem Auge erschien: es soll damit nur das Material bezeichnet werden, wie sich z. B. auch daraus ergiebt, daß nicht selten dem λευκὸς λίθος eine ἄλλη ὕλη, ein anderes Material, entgegengesetzt wird.

durch Licht und Feuchtigkeit an allen uns erhaltenen Werken dieser Art wirklich eine jede äußere *) Spur von Bemalung völlig verschwunden wäre?

Glücklicherweise aber giebt es an Gebäuden und Statuen Spuren der Bemalung in so überraschender Menge, daß auch der hartnäckigste Zweifler die Wahrheit anzuerkennen genöthigt wird. Und diese Spuren sind der Art, daß sich an ein Bemalen in späterer, barbarischer Zeit nicht denken läßt. Bei vielen Statuen, die die Erde Jahrhunderte lang in ihrem Schoose verborgen gehalten hatte, sind noch die eingesetzten Augen zu finden, oder erkennt man die deutlichsten Spuren von einer Färbung des Haares und der Lippen; ja an einem abgehäuteten Marsyas in den Uffizi zu Florenz sieht man sogar Ueberreste rother Farbe an den Rippen der linken Seite. Die Bemalung der öffentlichen Gebäude und der Privathäuser endlich zeigt sich besonders in Pompeji klar und anschaulich. Im Innern der Häuser sind die Wände meist mit dunkelrother Farbe bemalt: die rothe Fläche ist durch hellere Linien in einzelne Felder abgetheilt: hie und da sind die Wände geschmückt mit Gemälden al fresco, kleineren in Medaillons, oder größeren, die die ganze Fläche einnehmen. Die Säulen an den öffentlichen Gebäuden und die des großen Säulenganges, welcher das Forum

*) An eine chemische Untersuchung des Steins, — um zu untersuchen, ob in den Poren einige Ueberreste von Farben geblieben seien, — hat meines Wissens noch gar Niemand gedacht.

umgiebt, sind ebenfalls völlig mit jener dunkelrothen Farbe angestrichen. Nun sind zwar diese Säulen nicht von Marmor, und ihre Bemalung beweist also nicht unmittelbar, daß auch marmorne Säulen mit Farbe überzogen worden seien. Indessen haben die Pompejaner, als sie das zerstörte Forum aus minder kostbarem Material wiederherzustellen sich beeilten, sicherlich ihren Bauten ein solches Aeußere zu verleihen gesucht, daß sie auf den ersten Blick von den marmornen Prachtgebäuden auf den Hauptplätzen anderer Städte nicht wesentlich verschieden erschienen. Man kann mithin von der rothen Farbe der Säulen an diesen pompejanischen Bauten auf eine ähnliche Bemalung der marmornen Säulen in anderen Städten schließen *).

Daß die Alten, obgleich sie Alles bemalten, dennoch zu ihren Prachtgebäuden und Bildhauerarbeiten den kostbaren Marmor wählten, und diesen oft aus weiter Ferne herbeischafften, darf keineswegs befremdlich erscheinen. Die weiße Farbe, deren man doch auch bei dieser Art von Malerei bedurfte, hätte zarter und weicher, als sie der Marmor von selbst giebt, auf einen anderen Stein nicht aufgetragen werden können: und auch die übrigen Farben haben, wenn sie auf Marmor aufgetragen werden, eine solche Durchsichtigkeit, einen so zarten Glanz, daß sich schon darum der Marmor in weit höherem Grade, als

*) Ich erlaube mir nachträglich besonders auf die Untersuchungen und Abbildungen aufmerksam zu machen, welche in dem Werke „die Akropolis zu Athen" von meinen verehrten Freunden, den Herren L. Roß, Schaubert und Hansen, gegeben worden sind oder gegeben werden sollen.

irgend ein anderer Stein, zur Bemalung eignet. In Florenz sieht man nicht selten Obst zum Verkaufe ausgeboten, welches den verwöhntesten Gaumen zu reizen weiß: aber es sind nur bemalte Marmorstücke, der Natur bis zur Täuschung nachgebildet!

Die Thatsache, daß von den Alten die Malerei in ausgedehntem Maße auf die Werke der Architektur und Plastik angewendet worden ist, darf heut zu Tage als erwiesen betrachtet werden. Noch aber ist den Forschern im Gebiete der alten Kunst ein weites Feld aufgethan: wie die Alten Statuen und Gebäude bemalt haben, ist noch wenig bekannt. Und die Aesthetiker werden ihr Urtheil fällen müssen, nicht ob die Alten Recht gehabt, sondern ob unsere Künstler auch hierin dem Beispiele der Alten zu folgen haben. Ist wohl die Kunst, die unter dem heiteren Himmel Griechenlands entzückte, in unseren trüben Breiten in Anwendung zu bringen möglich? *)

---

*) Es ist mir später wohl die umgekehrte Frage eingefallen: welchen Eindruck der Strasburger Münster, dessen Thurm durch die Wolken hindurch nach dem ewig blauen Himmel emporzustreben scheint, an der Stelle des Parthenon machen müßte?

Siebentes Capitel.

Sicilien. März 16 bis 21. 1838.

Vom Dampfboote, das am 15. März den Hafen von Neapel verließ, sah man dem Ufer entlang einen Kranz von Mandelbäumen in voller Blüthe; des anderen Tages um die Mittagsstunde sah ich einen Gärtner in einer Villa bei Messina grüne, aber völlig ausgewachsene Mandeln von den Bäumen im Garten brechen. Die Ueberraschung war außerordentlich! Es wird so oft der neapolitanische Himmel gepriesen: aber was ist Neapel gegen Messina! Hier erst empfindet man lebendig, was eine südliche Natur, was ein südlicher Himmel sei; unter dem klarsten, mildesten Himmel die herrlichste Gegend, und die üppigste Vegetation von Cactus, Feigen, Mandeln: Korn und Gerste mit blühenden Aehren: andere Gewächse frisch und frei aufgeschossen, die bei uns nur kümmerlich in Gärten oder Gewächshäusern gedeihen: und das Alles am 16. März grün und blühend zu sehen, wem sollte das nicht die Brust mit Entzücken erfüllen! Aber die Menschen leben im Elend: Bildung und Handel liegen gänzlich danieder, und die ehemalige Kornkammer Italiens muß jetzt Getreide vom Auslande einführen. Messina ist

nach dem großen Erdbeben von 1784 nur zur Hälfte wieder aufgebaut worden: die Häuser, in großartigem Style angefangen, sind kaum bis zum zweiten Stockwerke vollendet, und meist nur durch ein provisorisches Bretterdach vor dem Eindringen des Regens geschützt.

Am 17. März ging es auf der Fahrstraße, die zwischen malerischen Felsen und dem tiefblauen Meere in schmaler Breite dahinläuft, nach dem berühmten Taormina. Der König war früh von Reggio herüber nach Messina gekommen, um die Festungswerke am Hafen in Augenschein zu nehmen: die Behörden hatten ihre Aufwartung zu machen, und ließen lange auf die Visirung der Päße warten. So war die Abreise verzögert worden, und die Sonne dem Horizonte nicht mehr ferne, als der Wagen am Fuße der Anhöhe hielt, auf welcher Taormina mit seinen Castellen und den Ruinen des alten Theaters liegt. Die Stadt ist ärmlich und elend: sie hat sechs Klöster mit 400 Mönchen, während sie im Ganzen kaum 4000 Einwohner zählt. Zwei zerlumpte Ciceroni, — der Eine nannte sich einen Akademiker von Messina, und recitirte beständig schwülstige Tiraden in gebundener und ungebundener Rede, — drängten sich zankend heran, um den Weg nach dem Theater zu zeigen. „Wenn man die Höhe der Felsenwände erstiegen hat", schreibt Göthe von Taormina aus am 7. Mai 1787, „welche unfern des Meeresstrandes in die Höhe steilen, findet man zwei Gipfel durch einen Halbgrund verbunden. Was dies auch von Natur für eine Gestalt gehabt haben mag, die Kunst hat

nachgeholfen und daraus den amphitheatralischen Halbcirkel für Zuschauer gebildet; Mauern und andere Angebäude von Ziegelsteinen sich anschließend, supplirten die nöthigen Gänge und Hallen. Am Fuße des stufenartigen Halbcirkels erbaute man die Scene quer vor, verband dadurch die beiden Felsen und vollendete das ungeheuerste Natur- und Kunstwerk. — Setzt man sich nun dahin, wo ehemals die obersten Zuschauer saßen, so muß man gestehen, daß wohl nie ein Publicum im Theater solche Gegenstände vor sich gehabt. Rechts zur Seite auf höheren Felsen erheben sich Castelle, weiter unten liegt die Stadt, und ob schon diese Baulichkeiten aus neueren Zeiten sind, so standen doch vor Alters wohl eben dergleichen auf derselben Stelle. Nun sieht man an dem ganzen langen Gebirgsrücken des Aetna hin, links das Meerufer bis nach Catania, ja Syracus; dann schließt der ungeheure, dampfende Feuerberg das weite, breite Bild, aber nicht schrecklich, denn die mildernde Atmosphäre zeigt ihn entfernter und sanfter als er ist. — Wendet man sich von diesem Anblick in die an der Rückseite der Zuschauer angebrachten Gänge, so hat man die sämmtlichen Felswände links, zwischen denen und dem Meere sich der Weg nach Messina hinschlingt. Felsgruppen und Felsrücken im Meere selbst, die Küste von Calabrien in der weitesten Ferne, nur mit Aufmerksamkeit von gelind sich erhebenden Wolken zu unterscheiden."

So Göthe, dessen Beschreibung so überaus treu und treffend ist, daß man mit mehrerem Rechte, als er selbst,

in die Worte ausbrechen kann: Gott sei Dank, daß das, was ich gesehen, von Andern schon genugsam beschrieben ist.

Die herrliche Lage, welche die Tauromenier ihrem Theater angewiesen hatten, erinnert lebhaft an eine schon sonst gemachte Bemerkung, daß nemlich die Griechen regelmäßig einen freien, ausgezeichneten Platz für ihre Prachtbauten zu wählen verstanden. Wie anders die Römer! Ihre Bauten sind zwar zum Theile wenigstens an Masse großartiger zu nennen, aber man hat selten darauf Bedacht genommen, sie durch die Wahl der Umgebungen noch besonders hervortreten zu machen. Das Pantheon, das Coliseum liegen zwischen Hügeln gedrückt und eingeschlossen; die Tempel von Paestum dagegen erscheinen um so majestätischer, je flacher die große sie umgebende Ebene ist: dem Theater von Taormina dient zur Decoration das Meer und der Aetna mit seinen Nebenbergen. Und man muß in diesem Theater gesehen haben, wie die letzten Strahlen der untergehenden Sonne in den Fluthen des Meeres sich spiegeln, und dann den Aetna mit einer feurigen, allmählig in Blau übergehenden Röthe färben, wie endlich das herrliche Bild von dem Schleier der Dämmerung überdeckt wird, bis der glänzende Mond sich erhebt und der schneebedeckte Gipfel des Aetna als ein leuchtendes Meteor am Himmel hervortritt, — man muß es gesehen, erlebt haben, um mit den Zuschauern fühlen zu können, die vor Alters wohl auch bis in die Nacht im Theater den Darstellungen beiwohnten!

Von Taormina führt der Weg nach Catania am Fuße des Aetna entlang, über lauter Lavaströme, die im Laufe der Jahrhunderte verwittert sind und jetzt das fruchtbarste Erdreich bilden. Es war ein Sonntag, an welchem ich durch diese reizende Gegend und die zahlreichen Städte und Dörfer kam. Auf den Straßen begegnete man überall geputzten Menschen, die nach den Kirchen zogen. Und die Kirchen forderten laut die Gläubigen zum Besuche auf; hier, auf dem Thurme eines Nonnenklosters, war ein Nönnchen zu sehen, das auf der Fensterbrüstung saß, und mit einem Klöppel weidlich auf die Glocken losschlug: dort zogen zwei Trommler einher, die unter Vortragung einer Fahne mit dem Madonnenbilde die Leute zur Kirche trommelten: vor einer Kirche endlich spielte türkische Musik, während Petarden zur Ehre des Heiligen abgefeuert wurden.

In Catania gedenkt Göthe vor Allem des Palastes und der Sammlungen des Prinzen Biscari. Der Palast ist gegenwärtig verlassen, und der Zutritt leicht zu erhalten: aber weder Palast noch Sammlungen verdienen es, daß der Fremde seine Zeit dem Genusse der Natur entziehe. Am bemerkenswerthesten sind die Ueberreste eines ägyptischen Obelisken, der vordem in Catania im großen Circus aufgestellt war: die Spitze, an welcher noch einige Hieroglyphen zu entdecken sind, der Kopf einer Sphinx, die am Fuße des Obelisken gestanden zu haben scheint, und nach deren Größe zu urtheilen dieser eine bedeutende Höhe gehabt haben muß, endlich eine Marmortafel mit folgender lateinischer Inschrift:

D. O. M.
HIEROGLYPHICUS
E CIRCO MAX. OBELISCUS
TOT SAECULIS INGLORIUS
ITERUM
MANSURAE FELICITATIS OMINE
EXmo AB ALEXANDRO PRINCIPE
BOURNONVILLAE DUCE AUREI
VELLERIS EQUITE ET GENERALI
ARMORUM GUBERNATORE IN
HOC SICILIAE REGNO
CURIOSITATIS GENIO
ERIGITUR
AN. SAL. MDCLXXVII.

Besonderes Interesse gewährt der Ausflug nach den Monti Rossi, den rothen Bergen, von ihrer rothen Farbe so genannt, aus welchen im J. 1669 die Lava hervorbrach, deren Strom ganz Catania verschlang. Sie liegen unweit Nicolosi, wo sich der Aetna steil zu erheben beginnt. Der Weg führt in sanfter Erhebung Anfangs durch reiche Anpflanzungen, die sich allmählig verlieren, wie man tiefer in das Gebiet des Vulcanes eindringt. Die Aussicht von den Bergen ist weit und bezaubernd. In Nicolosi darf man nicht vorübergehen an dem durch seinen vortrefflichen Wein und als Aetnamineralogen bekannten G. Gemellaro, einem einfachen, liebenswürdigen Greise, der Fremde wohlwollend zu seinen Sammlungen führt und von seinen Erfahrungen gerne erzählt. Mit Lebhaftigkeit entwickelte er eine eigenthümliche Theorie der Eruptionen des Aetna, die durch die Entdeckung und Verfolgung unterirdischer Gänge in ihm ent=

standen war. Diese Gänge zu untersuchen sei allzu schwierig: und ebenso eine Besteigung des Aetna in gegenwärtiger Jahreszeit nicht wohl zu unternehmen.

Die Erklimmung des Feuerbergs mußte ein Ausflug zur See nach den Cyklopeninseln ersetzen. Die Grotte des Polyphem, die gezeigt wurde, ist gar klein für einen Riesen, und würde nimmer Ulysses und seine Gefährten gefaßt haben. Bemerkenswerther ist eine der kleineren Inseln, die dem Auge von Ferne als eine Gruppe regelmäßiger Basaltsäulen erscheint. Die Form der Säulen, ihre Zusammensetzung aus einzelnen Stücken, und das enge Aneinandergereihtsein ist ganz dasselbe, wie bei den Basaltsäulen der Fingalshöhle auf Staffa. Aber der Stoff ist hier nicht Basalt, sondern schwarze, poröse Lava: und die Fugen sind überall mit einer dünnen Lage weißen Kalkes ausgefüllt. Betrachtet man die Insel in der Nähe, so möchte man fast glauben, daß die Lava von künstlerischer Hand zu regelmäßigen Stücken bearbeitet und diese Stücke mit Kalk zu einer Gruppe dicht an einander schließender Säulen aufgemauert worden seien. Aber wahrscheinlicher ist es, daß sich einst ein Lavastrom hier in das Meer ergossen hat, und aus der Tiefe bei plötzlicher Abkühlung in wundersamer Gestaltung emporgeschossen ist.

Ein angestrengter Ritt durch morastige Flächen oder über öde, gleichförmige Höhen, während dessen man stets den Aetna im Rücken behält, bringt in einem Tage von Catania nach Syracus. Die Stadt Agosta sieht man links in der Entfernung auf einer schmalen Landzunge

liegen: sonst führt der Weg an wenig bewohnten Orten vorüber, und nur zuweilen begegnet man Sänften, die von einem voran= und nachschreitenden Maulthiere getragen werden, oder einzelnen Reitern. Endlich wird die Gegend belebter und bebauter: über doppelte Brücken gelangt man in das befestigte Syracus, welches am Eingang eines Meerbusens auf einer Halbinsel erbaut ist. In Syracus mußte sofort das Dampfboot bestiegen werden, dessen Capitän ungeduldig im Hafen die Nachzügler erwartete: für den entzogenen Genuß würde Malta reichliche Entschädigung bieten.

Achtes Capitel.

Malta. März 22 bis 29. 1838.

---

1. Cultur. Bewohner. La Valette. Die englischen Commissäre.

Die Insel Malta ist ein starrer Felsen, der sich fast überall steil aus dem Meere erhebt, und auf seiner Oberfläche nur sparsam mit Erde bedeckt ist. Einer alten Sage zufolge sollen die Malteser einst Schiffsladungen von Erde aus Sicilien geholt haben, um den felsigen Boden urbar zu machen: heut zu Tage pflegt man den Felsen auf eine minder mühselige Art in Feld und Garten zu verwandeln. Von dem Felsenlande, welches der Cultur gewonnen werden soll, wird zuvörderst alles lose Gestein gesammelt und rings um die Grenze zu einer Schutzmauer aufgesetzt. Dann wird der Felsen gebrochen und gesprengt, aus den Spalten und Höhlungen die darin befindliche Erde hervorgesucht und auf der Oberfläche zerstreut. So bildet sich eine dünne Erdschichte, in welche gesäet oder schnell wuchernder Cactus gepflanzt wird: und das Erdreich wächst mit der Zeit, namentlich durch die abfallenden und verfaulenden Cactusblätter. Alle Felder und Gärten sind mit Schutzmauern umgeben; steht man nun in einer Ver=

tiefung, wo man die Mauern nicht überblicken kann, so sieht man nichts als den kahlen Stein und keine Spur von Cultur: wählt man dagegen einen erhöhten Standpunkt, so erfreut sich das Auge an einer Menge fruchtbarer und reich bebauter Felder und Gärten, die von zahlreichen Mauern, wie von weißen Linien, durchschnitten werden. Die Felder sind mit Getreide oder Baumwollenstauden bepflanzt: in den Gärten sieht man Orangen, Feigen, und hie und da eine einzelne Palme, die stolz ihr Haupt erhebt.

Die Bevölkerung Malta's ist größtentheils saracenischen Ursprungs: die Sprache, der sie sich bedient, ist dieselbe, die auf den gegenüberliegenden Küsten der Berberei gesprochen wird. Diese saracenische Bevölkerung wohnt über die Insel zerstreut, theils in einzelnen Häusergruppen, theils in reinlichen Dörfern, die hier Casals genannt werden. Diese Dörfer haben prächtige Kirchen *): und selbst die ärmlichsten Häuser sind aus Malteser Steinquadern erbaut, die hier überall mit leichter Mühe zu gewinnen sind, und wegen ihrer vorzüglichen Güte sogar bis Athen und Konstantinopel verführt werden. Die Leute, meist von magerer, aber nerviger Gestaltung, sind genügsam und thätig. Alljährlich wandern eine nicht unbedeu-

*) Die Kirchen sind zum Theile mit bemalten Statuen der h. Jungfrau und verschiedener Heiligen geziert, welche, obgleich von grober Arbeit, dennoch von der Möglichkeit einer Anwendung der Malerei auf die Sculptur zu überzeugen im Stande sind.

tende Anzahl Malteser nach den verschiedenen Seehäfen des mittelländischen Meeres, wo sie, an der braunen Wollenmütze, den gestreiften Beinkleidern, die mit einer rothen Schärpe am Leibe festgehalten werden, und der kurzen blauen Jacke erkennbar, als Bootmänner oder als Träger und Handlanger ihren Lebensunterhalt zu verdienen suchen. Die Ausdauer dieser Leute ist fast unglaublich. Zum Fahren, (— die Insel ist von fahrbaren Wegen durchzogen, —) bedient man sich hier zweirädriger mit Glasfenstern geschlossener Chaisen, die von einem Pferde gezogen werden, neben welchem der Wagenführer zu Fuße einhergeht. Ein solcher Wagenführer hält bei der stechenden Sonnenhitze abwechselnd in schnellem Schritte oder Trabe oft stundenlang aus, ohne besonders angegriffen zu erscheinen.

Die alte Hauptstadt von Malta (Città Vecchia) liegt auf einer Anhöhe in der Mitte der Insel. Die jetzige Hauptstadt ist La Valette, welche den Namen ihres Gründers, eines Großmeisters der Johanniter, trägt. Sie liegt an der Westküste der Insel auf einer schroff emporsteigenden Landspitze, zu beiden Seiten von geräumigen Wasserbecken umgeben, die jedoch vom Meere her nur durch einen engen Canal zugänglich sind. So hat die Natur hier doppelte Hafen gebildet, deren Eingang leicht zu vertheidigen ist, und die durch die umliegenden Höhen vor Stürmen völlig geschützt zugleich einen vortrefflichen Ankergrund gewähren. Der Hafen nördlich von La Valette dient blos für Schiffe, welche in Quarantäne liegen: das große, befestigte Quarantänelazareth ist La Valette

gegenüber auf einer in den Hafen hervorspringenden Halbinsel erbaut. Südlich von La Valette ist der größere Hafen, der durch seine Ausbeugungen wieder in verschiedene kleinere Hafen zertheilt wird. Er ist so geräumig, daß er die Flotten der ganzen Welt mit Bequemlichkeit fassen könnte. Die gesammte englische Flotte unter Admiral Stopford lag grade darin vor Anker: aber so wenig füllte sie den weiten Raum, daß selbst noch Seemanövres innerhalb des Hafens möglich waren. Auf der Südseite dieses Hafens liegen wieder mehrere Städte mit besonderen Namen, La Vittoriosa u. A., die an die Heldenthaten der Malteserritter erinnern. La Valette, die beiden Hafen, und die gegenüberliegenden Plätze sind mit bedeutenden Fortificationen umgeben. Kriegskundige wollen zwar behaupten, daß bei dem heutigen Stande der Belagerungs- und Vertheidigungskunst die Mehrzahl dieser Werke durchaus als überflüssig erscheine: allein die hohen Wälle und tiefen Graben, großentheils aus oder in den Felsen gehauen, sind dem Laien darum nicht weniger staunenswerth. Zur Vertheidigung der Festung und als Besatzung liegen in La Valette und Vittoriosa zwei Regimenter, deren eines gegenwärtig aus Hochschotten besteht. Die eigenthümliche Tracht oder Uniform dieser Soldaten erscheint unter diesem Himmel fast weniger sonderbar, als in den Nebeln von Schottland.

Die Einwohner von La Valette sind theils Eingeborne, jedoch vielfach mit fremdem Blute gemischt und gewöhnlich der italienischen Sprache sich bedienend, theils fremde Ansiedler, namentlich Engländer, mit denen die

höheren Militär- und Regierungsstellen ausschließlich besetzt sind, und welche die ehemaligen Wohnungen der Malteserritter eingenommen haben. Die englische Regierung hatte sich bisher um Malta nur bekümmert, weil es ein wichtiger Waffenplatz ist und einen unvergleichlichen Kriegshafen besitzt. Die Interessen der einheimischen Bevölkerung hatten fast keine Berücksichtigung gefunden: und die Lasten und Abgaben waren durch Errichtung zahlreicher Sinecuren für die Malteser äußerst drückend geworden. In neuester Zeit hat jedoch die englische Regierung, durch wiederholte Beschwerden der Malteser veranlaßt, zwei Commissäre zur Untersuchung der Beschwerdepunkte und zur Aufstellung von Verbesserungsvorschlägen nach Malta geschickt. Herr **J. Austin** und Herr **G. C. Lewis**, von denen ich schon früher in England gekannt zu sein die Ehre hatte und wieder in Malta mit großer Güte empfangen wurde, haben sich bereits durch Abschaffung mancher Sinecuren und sonstiger Mißbräuche den Dank und die Liebe der Malteser zu verschaffen gewußt, und fahren mit unermüdlichem Eifer fort, für das Beste der Inselbewohner zu wirken. Nicht weniger wohlthätig wirkt in ihrem Kreise **Mrs. Sarah Austin**, die auch in Deutschland als Kennerin unserer Literatur gefeierte Schriftstellerin, indem sie auf die gar sehr vernachlässigte Bildung des weiblichen Geschlechts auf Malta Einfluß zu gewinnen sucht.

Unter Anleitung und zum Theile unter Begleitung der liebenswürdigen **Mrs. Austin** boten die Ausflüge nach dem Inneren der Insel, nach Città Vecchia und dem nahe gelegenen ehemaligen Lustschlosse und Garten des Großmeisters

(Boschetta), und die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten in und außerhalb La Valette einen hohen Genuß.

La Valette, eine vergleichsweise neue Stadt, bietet nur wenig besonders Bemerkenswerthes. Die regelmäßig angelegten Straßen sind meist blos chaussirt und nicht gepflastert: aller Sorgfalt für Reinlichkeit ungeachtet, verursacht der vom Winde emporgetriebene Staub viele Beschwerden. Die Straßen sind zu beiden Seiten in der Regel mit dreistöckigen Häusern eingefaßt, die mit ihren vorstehenden Erkern, grünen Jalousien, und platten Dächern einen gar freundlichen und zierlichen Anblick gewähren. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus der Palast des Großmeisters, in welchem jetzt der Gouverneur, Sir Frederick Bouverie, residirt, und die Versammlungshäuser (Alberghi) der sieben Zungen, in welche der Malteserorden zerfiel. Die Bibliothek ist unbedeutend, und enthält nur wenige Urkunden oder Handschriften. Die prächtige Hauptkirche zum h. Johannes gewährt ein eigenthümliches Interesse. Der Fußboden der Kirche besteht in einem Mosaik von Denksteinen, welche die Gräber von Malteserrittern bezeichnen: diese Denksteine sind selbst wieder Mosaiken, indem die Wapen der Ritter und die Grabschriften aus Steinen von verschiedener Farbe zusammengesetzt sind. Die Ritter einer jeden Zunge hatten für ihre Gräber einen abgesonderten Platz, und so auch die alemannische Zunge. Aber die Inschriften auf den Gräbern dieser Zunge nennen nur wenige noch jetzt in Deutschland bekanntere Namen.

Ein Ausflug nach dem Inneren der Insel und beson=

ders nach Città Vecchia ist sehr belohnend. Die Landschaft hat an sich einen eigenthümlichen Reiz: und ein kundiger Führer weiß auf mancherlei Merkwürdiges aufmerksam zu machen. Von der einstigen Herrschaft der Phönicier, der Karthaginienser, der Griechen, der Römer und der Saracenen finden sich hie und da noch einzelne Spuren, und dem Forscher im Gebiete des christlichen Alterthums bietet die Insel reichlichen Stoff zur Betrachtung.

2. Christliche Alterthümer. Die Katakomben.

Als der Apostel Paulus nach Rom geführt wurde, litten er und seine Begleiter in der Nähe der Insel Schiffbruch. „Und da wir auskamen", wird in der Apostelgeschichte erzählt, „erfuhren wir, daß die Insel Melite hieß. Die Leutlein aber erzeigten uns nicht geringe Freundschaft, zündeten ein Feuer an, und nahmen uns alle auf, um des Regens, der über uns gekommen war, und um der Kälte willen. Da aber Paulus einen Haufen Reiser zusammenraffte, und legte es aufs Feuer, kam eine Otter von der Hitze, und fuhr Paulo an seine Hand. Da aber die Leutlein sahen das Thier an seiner Hand hangen, sprachen sie unter einander: Dieser Mensch muß ein Mörder sein, welchen die Rache nicht leben läßt, ob er gleich dem Meer entgangen ist. Er aber schlenkerte das Thier ins Feuer, und ihm widerfuhr nichts Uebles. Sie aber warteten, wenn er schwellen würde, oder todt niederfallen. Da sie aber lange warteten, und sahen, daß ihm nichts Ungeheures widerfuhr; verwandten sie sich, und sprachen, er wäre ein Gott. An denselbigen Oertern aber hatte der

Oberste in der Insel, mit Namen Publius, ein Vorwerk; der nahm uns auf, und herbergte uns drei Tage freundlich. Es geschah aber, daß der Vater Publii am Fieber und an der Ruhr lag. Zu dem ging Paulus hinein, und betete, und legte die Hand auf ihn, und machte ihn gesund. Da das geschah, kamen auch die Andern in der Insel herzu, die Krankheiten hatten, und ließen sich gesund machen. Und sie thaten uns große Ehre, und da wir auszogen, luden sie auf was uns noth war."

Drei Monate weilte Paulus mit seinen Gefährten auf Malta, ehe die Reise fortgesetzt wurde. Vielleicht wurde schon damals der erste Grund zu einer christlichen Gemeinde gelegt: wenigstens haben sich schon frühe die Bewohner der Insel zum Christenthume bekannt. Zum Andenken an des Apostels Aufenthalt wurde an der Stelle, wo ihm die Leute Obdach und Feuer geboten hatten, eine Kapelle erbaut, zu der noch jetzt die Gläubigen pilgern. In einer Schlucht, durch welche im Winter ein Bach nach dem Meere fließt, liegt sie unter einem überhängenden Felsen versteckt. Von diesem träufelt Wasser herab, welches in einem Becken gesammelt und als Heilmittel gegen Gebrechen und Krankheiten aller Art gebraucht wird. In den Tiefen der Schlucht werden zuweilen Ottern gefunden; aber seit dem Wunder, das an Paulus geschehen, ist ihr Biß nicht mehr zu fürchten.

Die christlichen Bewohner Malta's pflegten vor Zeiten ihre Todten in Katakomben zu begraben, die sich bei

Città Vecchia in staunenswerther Ausdehnung unter der Erde hin erstrecken.

Diese Katakomben sind gemeinschaftliche Begräbnißorte, welche unter der Erdoberfläche in beträchtlicher Tiefe rein aus dem Felsen gehauen sind. In der Regel finden sich die Gräber in Gruppen von 2, 4 oder 6 ausgehauen, die zusammen ein Viereck bilden. Jedes Grab hat die Form eines Trogs, welcher mit einer Steinplatte bedeckt ist: über dem Deckel ist ein freier Raum. Der darüber schwebende Felsen wird von Säulen getragen, die man beim Aushauen an den vier Ecken einer jeden Gräbergruppe stehen ließ. Die einzelnen Gruppen von Gräbern sind durch schmale Gänge von einander geschieden. Hie und da sind Nischen in die Felswand gehauen, bald größere für die Särge von Kindern, bald kleinere zur Aufstellung von Lampen oder Heiligenbildern. Zuweilen stehen die Gräber in verschiedenen Stockwerken überreinander: zuweilen erweitern sich die schmalen Gänge zu einem Saale, dessen Decke von stärkeren Säulen getragen wird und regelmäßig eine Oeffnung hat, zu welcher das Licht hereinbricht. Diese Säle sind häufig mit Altären und auf den Felsen gemalten Heiligenbildern nach Art von Kapellen geschmückt. Nicht selten sind an Gräbern und Säulen Zierrathen angebracht, oder Inschriften und Gemälde: überall wenigstens ist Plan und Ordnung und Sorgfalt in der Arbeit zu bemerken.

Bekanntlich hatten auch die Aegypter, die Juden, die Etrusker, die Griechen und Römer ihre Todtengrüfte, die sie theils unter der Erdoberfläche ausgruben und mauerten,

theils mühsam in Felsen aushölten. Die christlichen Felsengräber von der eben beschriebenen Art und Gestaltung, die sich nur in Malta, Syracus, Neapel und Rom *) finden, sind aber von jenen Todtengrüften wesentlich verschieden. Die Todtengrüfte der Alten dienten hauptsächlich nur einzelnen Geschlechtern, und sind deshalb von geringerem Umfang. Jene christlichen Felsengräber dagegen sind gemeinsame Begräbnißorte, und daher von verschiedener Anlage und bedeutenderem Umfang. Nur diesen gebürt im engeren und eigentlichen Sinne der Name Katakomben, dessen Bedeutung und Ursprung jedoch räthselhaft ist. Die älteste Anwendung desselben findet sich in Schriften des vierten Jahrhunderts, und zwar zunächst mit Beziehung auf die unterirdischen Begräbnißstätten zu Rom. Ein alter Schriftsteller meint, diese hätten den Namen Katakomben erhalten von der Nähe eines Landungsplatzes für Schiffe; *κατὰ κούμβας* heiße „bei den Kumben", *κοῦμβα* (*κύμβα*, *κομβάριον*) aber bedeute ein Schiff oder einen Kahn. Allein diese Ableitung des Wortes dürfte kaum zu billigen sein. Denn es werden schon früh auch diejenigen römischen Katakomben, welche anderwärts gelegen sind, so wie die Katakomben an anderen Orten außer Rom allgemein mit diesem Namen bezeichnet. Nach Anderen soll das Wort Katakomben soviel besagen, als „in den Schluchten" oder „in den

---

*) Die Katakomben von Paris sind durchaus verschiedener Art. Ebensowenig dürfen jene christlichen Felsengräber mit den Nekropolen der Alten verwechselt werden.

Grüften", indem das Wort **cumba** in dem Lateinischen des Mittelalters diese Bedeutung habe. Allein, — auch abgesehen davon, daß die Zusammensetzung eines lateinischen Worts mit der griechischen Präposition κατά nicht anders als befremdlich erscheinen könnte, — das Wort **cumba** für Thal, Schlucht, Gruft kommt erst später vor *), und findet sich sogar nirgends bei italienischen Schriftstellern, von welchen doch zuerst der Ausdruck Katakomben gebraucht worden ist. Wieder Andere endlich nehmen an, daß man eigentlich Katatomben oder Katatumben schreiben müsse, und daß diese Ausdrücke in der Bedeutung von „unterirdischen Gräbern" aus dem Griechischen von κατά, unten, und τύμβος, Grab, abzuleiten seien. Jedoch auch diese Erklärung ist augenscheinlich nur ein Nothbehelf: sie ist sprachlich unrichtig **), und wegen der feststehenden Schreibart Katakomben oder Katakumben durchaus unzuläßig.

Wenn es wahr wäre, daß die Katakomben vordem menschliche Wohnungen gewesen, oder daß sie ursprünglich als Versammlungsörter von den verfolgten Christen gebraucht worden seien, so könnte man an eine Ableitung des Wortes von κατοικούμενα, (Wohnungen,) oder

---

*) Es scheint ein celtisches Wort zu sein, und in das verderbte Latein nur derjenigen Schriftsteller übergegangen zu sein, die in Ländern lebten, wo sich noch Ueberreste celtischer Bevölkerung und Sprache erhalten hatten.

**) Es müßte das unterirdische Grab auf Griechisch doch wohl heißen ὁ κάτω τύμβος, und nicht ὁ κατάτυμβος.

von κατηχούμενα, (Orten, wo Unterricht in der christlichen Lehre ertheilt wurde,) denken. Allein jene Voraussetzung ist höchst unwahrscheinlich, und mit ihr muß auch die versuchte Etymologie zusammenfallen.

Vielleicht dürfte die Ableitung des Wortes Katakomben oder Katakumben von der griechischen Präposition κατά, nieder, und dem Hauptworte ἀκοῦμβα, Lagerstätte, das Meiste für sich haben. Das lateinische accumbere, sich niederlegen, und die von demselben abgeleiteten Wörter finden wir schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung in die griechische Sprache aufgenommen und auf mancherlei Weise verderbt und verdreht *). Κατακοῦμβα könnte hienach bedeuten einen Ort, wo etwas, nemlich Leichen, hingelegt werden, also eine Begräbnißstätte.

So räthselhaft, als der Name, ist auch die Entstehung der christlichen Katakomben. In der Lehre und dem Glauben der christlichen Kirche kann die Veranlassung zu dieser eigenthümlichen Art von Begräbnißstätten unmöglich gelegen haben. Die Bücher des neuen Bundes enthalten keine darauf bezügliche Vorschrift: und die Sitte, die Todten in Katakomben zu begraben, findet sich auch nicht bei allen Christen, und namentlich nicht bei den alten christlichen Gemeinden zu Korinth und Thessalonich. Woher also die Katakomben in Rom, Neapel, Syracus und Malta?

Die gewöhnliche Meinung ist die, daß zur Zeit der ersten Christenverfolgungen die unterdrückten Gläubigen

*) S. Ducange s. v. ἀκουμβίζειν.



Erde und Felsen ausgehöhlt hätten, um in diesen Grüften ihre geheimen Zusammenkünfte zu halten und ihre Todten vor Mißhandlung zu bewahren. In der Nähe dieser Gräber der Märtyrer, als an einem besonders heiligen Orte, hätten die Christen auch späterhin noch, als die Verfolgungen bereits aufgehört hatten, die Leichen ihrer Verwandten und Freunde eine Zeit lang begraben, und erst allmählig seien die Kirchhöfe über der Erde an die Stelle der Katakomben getreten, seitdem die Reliquien der Märtyrer aus den Gräbern gezogen und in die Kirchen versetzt worden seien. — Aber wenn man bedenkt, welch' ungeheure Arbeit die Katakomben erforderten, — eine Arbeit, welche durchaus nicht im Geheimen ausgeführt werden konnte, da die Erde und die ausgebrochenen Steine aus der Tiefe herausgebracht werden mußten, — so wird man schwerlich verfolgten Christen, die für sich und das, was ihnen werth war, in den Tiefen der Erde Verborgenheit und Sicherheit suchten, die mühsame Ausgrabung der Katakomben zuschreiben können.

Weit mehr scheint auf den ersten Blick die Meinung für sich zu haben, wonach diese Katakomben ehemals natürliche Höhlen oder Steinbrüche waren, in welchen die Christen in den Zeiten der Verfolgung Zuflucht für sich und ihre Todten suchten und fanden. Allein auch diese Vermuthung ist nicht haltbar. Denn es würde sonst die Regelmäßigkeit und sorgfältige Ausbildung der Katakomben durchaus unerklärlich sein: eine Regelmäßigkeit, die sich in natürlichen Höhlungen oder in Steinbrüchen nirgends findet, und auch durch künstliche Nachhülfe nicht

erreicht werden kann. Ueberdies lehren uns auch die Inschriften und Gemälde, die sich in den christlichen Katakomben erhalten haben, zur Genüge, daß an eine Entstehung derselben zur Zeit der ersten Christenverfolgungen nicht zu denken sei. Diese Inschriften und Gemälde, deren auch in Malta viele zu sehen sind *), sind durchgängig aus dem dritten bis sechsten Jahrhunderte: und da es durchaus an Spuren eines höheren Alters fehlt, so muß auch die erste Anlegung der Katakomben unstreitig in diese Zeiten gesetzt werden.

Man kann fragen, ob nicht vielleicht Rücksichten der Gesundheitspolizei zur Einrichtung derartiger Begräbnißplätze Veranlassung gegeben haben. Indessen enthalten die Gesetze der römischen Kaiser keine Spur einer solchen Vorschrift: sie verordnen nur, daß die Todten außerhalb der Städte beerdigt werden sollen. Auch hätten die Katakomben kaum einem solchen Zwecke entsprechend erscheinen können: vielmehr mußten das Arbeiten in denselben, das Pilgern der Lebenden zu den Gräbern der Dahingeschie-

---

*) Bei dem Graben eines Brunnens war in der Nähe von Città Vecchia vor Kurzem eine bisher unbekannte Abtheilung der Katakomben entdeckt worden, die sehr schöne Gräber enthielt. Der Eingang durch den Brunnen war beschwerlich, weil das ausgehauene Gestein in die Katakombe geworfen worden war. Eine vom Schutte halbzugedeckte Inschrift, die Anfangs interessante Aufschlüsse über die Geschichte der Katakomben zu versprechen schien, hat bei einer durch Herrn Lewis veranstalteten Ausgrabung nur das gewöhnliche „BIXIT IN PACE etc." geliefert.

denen, endlich die Seelenmessen in den Todtenkapellen höchst nachtheilig für die Gesundheit sein. Vielleicht ist grade umgekehrt die alte Sitte, den Todten in Katakomben ihre Ruhestätte anzuweisen, aus polizeilichen Rücksichten abbestellt worden.

Nach allem diesen bleibt noch folgende Erklärung übrig. Christliche Katakomben kommen nur vor in Malta, Syracus, Neapel und Rom, an Orten also, deren Gemeinden schon durch geographische und politische Beziehungen, vielleicht auch durch die gemeinsame Entstehung bei Gelegenheit der Reise des Apostels Paulus *), in engerer Verbindung mit einander standen. Wäre nun nachzuweisen möglich, daß an einem dieser Orte die Anlegung von Katakomben in der örtlichen Beschaffenheit ihren nothwendigen Grund gehabt habe, so würde das Vorkommen eben solcher Katakomben an den anderen Orten, wenn gleich ohne dieselbe Nothwendigkeit, dennoch nicht befremden können, sondern natürlich für bloße Nachahmung und Befolgung des von der Schwestergemeinde gegebenen Beispiels zu halten sein. Ein triftiger Grund zur Anlegung von Katakomben war aber in der That in Malta vorhanden. Nur selten war hier die Erdschichte, die den Felsen bedeckte, tief genug, um die Todten darin begraben zu können. So mußten denn jedenfalls Felsengräber gegraben werden, und da zog man nun vor, etwas tiefer zu graben,

*) Denn grade jene Orte werden in der Apostelgeschichte als solche genannt, die der Apostel berührt habe: daß Puteoli statt Neapel erwähnt wird, macht keinen Unterschied.

damit auf diese Weise die über den Gräbern liegende Erde für die Bebauung nicht verloren ginge. Man mußte sparsam sein, weil die Insel an fruchtbarer Erde nichts weniger als reich war. Nun wurde unter der Erdoberfläche Grab an Grab gereiht: die Gleichheit und die Einigkeit, die unter den ersten Christen herrschte, ließ nicht an abgesonderte Familienbegräbnisse denken: auch im Tode noch sollte das gemeinschaftliche Zusammenleben fortdauern. So mögen denn in Malta zuerst die gemeinsamen christlichen Grabstätten unter der Erde entstanden sein: und der fromme Gebrauch, die Todten in Katakomben zu bestatten, mag dann nach Syracus, Neapel und Rom verpflanzt worden sein!

Neuntes Capitel.

Athen. April 2 bis 13, und April 25 bis Mai 2. 1838.

---

1. Ankunft in Athen.

Zwischen den bedeutendsten Seestädten in der Levante wird durch österreichische, französische und englische Dampfboote eine sehr lebhafte Verbindung unterhalten. Diese Dampfboote fahren auf verschiedenen Linien, die zum größten Theile in Syra zusammentreffen. Syra, sonst eine unbedeutende Insel, ist zum Centralpunkte ausersehen worden, weil es ziemlich in der Mitte des ägäischen Meeres gelegen ist und einen guten und weiten Hafen besitzt. Will man daher von Malta sei es nach Alexandria, oder nach Athen, oder nach Smyrna und Konstantinopel reisen, so fährt man zuvörderst nach Syra, und findet daselbst verschiedene andere Dampfboote für die Weiterreise in Bereitschaft.

Das französische Dampfboot, welches den Dienst zwischen Malta und Syra versieht, verließ am 29. März Nachmittags um 2 Uhr den Hafen von La Valette. Die Gesellschaft bestand meistens aus Engländern, Herren und Damen, die über Aegypten nach Ostindien gingen, um dort ihr Fortkommen zu suchen: einem Polen, der den

Tscherkessen zu Hülfe zu eilen vorgab, aber mit seinen Plänen bei den übrigen Passagieren wenig Anklang zu finden schien: endlich einem Franzosen, der bei weitem der interessanteste Reisegefährte war. Ein kleines Besitzthum in Burgund erlaubte dem alten Hagestolzen bei großer Sparsamkeit jährlich eine Summe zurückzulegen, welche ihn in den Stand setzte, von Zeit zu Zeit kleinere oder größere Reisen zu unternehmen. Das Reisen an sich schien ihm nicht eigentlich großen Genuß zu gewähren, denn er war für die Schönheiten der Natur weniger empfänglich und sonst ungebildet, und kannte kaum seinen Corneille, Racine und Voltaire und was von Geographie oder Geschichte gelegentlich in ihren Werken erwähnt wird; aber der Neid und die Bewunderung der Bewohner seines Dörfchens, die ihn wohl um seiner Reisen willen „l'heureux mortel" zu nennen pflegten, das war es, was ihn veranlaßt hatte, Frankreich, England und Deutschland großentheils zu Fuße zu durchwandern. Jetzt sollte seinen Reisen die Krone aufgesetzt werden: den „jeune Anacharsis" in der einen Tasche, Hemd' und Strümpfe in der anderen, ein Fernglas und einen Stock in der Hand, wollte er, ohne Kenntniß einer anderen Sprache, als der französischen, allein und ohne Führer, ein leibhaftiger „Omnia mea mecum porto", nach Jerusalem und durch den Orient pilgern!

Den 30. März gegen Abend zeigten sich in nebliger Ferne die Berge von Navarin: am anderen Morgen lag bereits das Vorgebirge Malea hinter uns, und zur Rechten an Melos, Cimolus, Siphnos und Paros, zur

Linken an Seriphos vorüberfahrend, erreichten wir nach Mittag den Hafen von Syra. Die Fahrt war höchst anziehend. In der Ferne erblickt man die hohen Berge von Morea, rechts und links zahlreiche Inseln, die sich beim Weiterfahren in mannichfach wechselnden Gruppen zeigen: dabei ist die Luft so klar und durchsichtig, daß auch die fernsten Gegenstände bestimmt und deutlich zu erkennen sind. Solche Verhältnisse mußten von selbst die ältesten Bewohner des benachbarten Festlandes zur Beschiffung des Meeres reizen und anspornen, zumal die Winde in diesen Gewässern fast regelmäßig mit den verschiedenen Tageszeiten wechseln, und wenn auch zuweilen heftig, doch selten zu Stürmen anwachsen, die auch nur kleineren Fahrzeugen gefährlich werden könnten. Trotz des heftigsten Südwindes, der grade an diesem Tage blies, sah man hie und da gebrechliche griechische Barken mit aufgespanntem Segel furchtlos über die Wogen tanzen, des Dampfbootes spottend, das sie an Schnelle wohl übertrafen.

Der Hafen von Syra ist von Dampfbooten und Kauffahrern belebt. Am Ufer, wo erst seit kurzer Zeit eine Stadt erblüht ist, drängen sich Menschen von verschiedener Abstammung in mannichfaltigen Trachten. Weiterhin und von der neuen Stadt entfernt weht die gelbe Fahne von dem Quarantänegebäude. Darüber erhebt sich ein steiler, kegelförmiger Hügel, auf welchem die Altstadt mit ihren verfallenden Häusern liegt. Die Furcht vor Seeräubern, welche die ehemaligen Bewohner der Insel ihre Wohnungen auf unzugänglicher Höhe anzulegen nö-

thigte, hat aufgehört, und im Gefühle zurückkehrender Sicherheit bauen sich die Handelsleute und Schiffer ihre Häuser in der Nähe des Hafens.

In Syra mußte ein anderes Dampfboot bestiegen werden, welches den Dienst auf der Linie zwischen Athen und Syra versieht. Um Mitternacht wurden die Anker gelichtet. Die Sterne leuchteten hell an dem tiefblauen Himmel, und erglänzten im Spiegel des Wassers: ein leiser, warmer West war an die Stelle des stürmischen Südwinds getreten, und kräuselte nur leicht die Oberfläche des beruhigten Meeres. Das Schiff ließ eine lange phosphorescirende Furche hinter sich, deren Glanz den Wiederschein der Sterne verdunkelte. Es war eine herrliche Nacht, und das Verdeck wurde kaum vor Tagesanbruch von den Reisenden verlassen!

Als der Morgen graute, lag das Sunische Vorgebirge mit den weithin sichtbaren Ruinen des Minerventempels vor uns. Nun ging es in den saronischen Meerbusen: links die Berge von Epidaurus, in der Mitte das sanft sich erhebende Aegina, rechts die Berge von Attica, deren höchste Spitzen mit einem leichten Schleier frischgefallenen Schnees bedeckt waren. Endlich trat aus der verworrenen Menge von Hügeln und Bergen im Hintergrunde die Akropolis von Athen hervor, an den Ruinen des Parthenon erkennbar, dessen Säulen schon in dieser Entfernung gewaltig und erhaben erschienen. Je näher man kommt, desto herrlicher ist der Anblick, der sich dem trunkenen Auge bietet. Die Stadt Athen liegt fast ganz

hinter der Akropolis versteckt; vom Meere aus sieht man nur die Akropolis mit ihren herrlichen Ruinen, amphitheatralisch vom Parnes, Pentelikon und Hymettus umgeben. Der Eindruck, den jene Ruinen und diese Berge mit ihren schwellenden Formen machen, wird nicht gestört durch Einmischung moderner Schöpfungen: es ist ein wahrhaft classischer Anblick!

Im weiten Becken des Piräus angelangt, warf das Dampfboot um Mittag die Anker. Kleine Boote brachten die Reisenden und das Gepäck ans Ufer, wo sich zahlreiche Fiacres zur Fahrt nach der Stadt erboten. Ein schnurrbärtiger Kutscher mit schmutziger Fustanelle und rother Mütze ließ sich um zwei Drachmen dingen, und bald rollte der leichte Gig auf der schönen, breiten Chaussee nach Athen zu. Gleich außerhalb der neuen Stadt des Piräus durchschneidet der Weg die gewaltigen Mauern, die einst die Verbindung zwischen Athen und den Städten am Hafen zu sichern bestimmt waren. Zur Rechten in der Ebene sieht man das einfache Denkmal des Helden Karaiskaki, der hier gegen die Türken fechtend seinen Tod fand. Weiterhin führt eine Brücke über einen sumpfigen Graben: es ist der Cephissus, dem hier ein Abfluß nach dem Meere künstlich bereitet worden ist. Nun kommt man in den Olivenwald, der einen Umfang von mehreren Stunden hat, und sich allmählig von der Verheerung des Kriegs zu erholen beginnt. Noch immer liegt die Stadt hinter Hügeln verborgen. Da macht der Weg eine Biegung, und nach einer Fahrt von drei Viertelstunden ist man in Athen!

2. Das neue Athen.

Athen liegt auf einer Hochebene, die im Süden und Nordosten von malerischen Felsenhügeln begrenzt ist, im Westen aber an das Thal des Cephissus und im Osten an das des Ilissus sich anschließt: jenseits dieser Thäler liegen in der Richtung nach Nordwest der Parnes, in Südost der Hymettus, beide von den schönsten Umrissen, und in langen, schwellenden Linien in die Ebenen oder nach dem Meere auslaufend. So hat Athen eine nicht nur überaus reizende, sondern auch höchst gesunde Lage. Die Dünste, welche den Sümpfen am Ufer des Meeres oder der vom Cephissus bewässerten Ebene entsteigen, reichen nicht hinauf zu der Hochebene, auf welcher die Stadt erbaut ist: die Oeffnung nach Ost und West zwischen den angrenzenden Hügeln hindurch befördert einen erfrischenden Wechsel der Luft, während die entfernteren Berge die Stadt gleichmäßig vor dem eisigen Nord und vor dem erschlaffenden Südwinde beschützen. In der That, man hätte kaum einen passenderen Ort zur Hauptstadt des neuen Königreichs erwählen können, besonders wenn man bedenkt, welche mächtige Erinnerungen sich an diese Oertlichkeit knüpfen, wie sie im Herzen von Griechenland, und wie sie in der Nähe des bedeutendsten Hafens liegt, ohne doch dem Handelsverkehre der Hafenstadt im geringsten zu nahe zu treten.

Die neue Residenz ist erst im Entstehen begriffen. In türkischer Zeit war Athen auf einen kleinen Umfang beschränkt: unmittelbar an den nördlichen Fuß der Akropolis sich anlehnend, enthielt es meist nur ärmliche Wohnungen

in engen, krummen Straßen, und einige wenige bedeutendere Häuser oder kleine Kirchen von byzantinischer Bauart. Dieses Athen wurde in den Zeiten der Revolution zur Hälfte wenigstens in einen Schutthaufen verwandelt, und befand sich in diesem zerrütteten Zustande, als es zur Residenz des Königs bestimmt wurde. Mit möglichster Berücksichtigung und Schonung nicht nur der vorhandenen und noch bewohnten Häuser und Straßen, sondern auch aller Plätze, auf welchen sich Ueberreste des Alterthums wirklich noch vorfinden oder vermuthlich zu finden sein werden, ist seitdem ein Bauplan für das neue Athen entworfen worden. Zwei breite Hauptstraßen, die sich in rechten Winkeln durchschneiden, sind geöffnet, die alten, engen Straßen zum Theile erweitert und geregelt, und die neuen abgesteckt worden. Hie und da zerstreut erheben sich einzelne ansehnliche Häuser in dem neu zu erbauenden Stadttheile; in der Altstadt, wo die meisten alten Monumente zu finden sind, werden um diese freie Plätze gebildet; für die nöthigen öffentlichen Gebäude sind die Bauplätze bestimmt, und die Gebäude selbst theilweise im Bau begriffen, oder, wie z. B. die Münze, die königliche Druckerei, bereits schon ausgeführt. Der König bewohnt zur Zeit noch zwei gemiethete Privathäuser, die an einem freien Platze gelegen, und durch einen Scheinbau zu einer größeren Fronte vereinigt sind. Der zukünftige Palast, der auf einer Anhöhe am östlichen Ende der Stadt aus pentelischem Marmor in einfachem, passendem Style aufgeführt wird, ist im Baue bis zum zweiten Stockwerke fortgeschritten. So findet sich in Athen Altes und Neues,

Tempel und Säulen und Monumente des Alterthums, Ruinen aus der türkischen Zeit, byzantinische Kapellen, Hütten, nette Häuser im europäischen Geschmacke, angefangene Prachtbauten, in bunter Mannichfaltigkeit neben einander.

Eine ebenso chaotische Mannichfaltigkeit der Gegensätze bietet dem Auge das lebhafte Treiben auf den Straßen und öffentlichen Plätzen. Hier sieht man Griechen mit der rothen Mütze, gestickten Jacke und der albanesischen Fustanelle oder den weiten türkischen Hosen, dort Malteser mit der braunen Wollenmütze und der bunten Schärpe: hier Griechen in einer neu erdachten Kleidung, die sie als Nationaltracht einführen möchten, dort wieder andere Griechen oder Ausländer, mit Hüten und Röcken oder Fracks nach französischem Schnitte. Dazwischen englische, französische und österreichische Matrosen mit dem runden Lederhute, der blauen Jacke und den weiten Beinkleidern aus grauer Leinwand: oder Seeoffiziere in verschiedenen Uniformen. Bald hört man bairisch, französisch, englisch, maltesisch, italienisch, bald albanesisch, bald endlich neugriechisch in den verschiedensten Dialekten reden. Vom Piräus sieht man ein Kamel langsam und schwerbeladen heraufkommen, während mit vier Pferden bespannt ein in England gebauter Omnibus hinabfährt, durch dessen Fenster man lauter rothe Mützen und Schnurrbärte erblickt. Vor den Hallen des Marstempels werden ungeschickte griechische Recruten exercirt, welche ein bairischer Offizier mit „Ἕν, δυό“ (eins, zwei!) marschiren lehrt. Vor der Stoa Hadrian's ist der Bazar, wo Bratwürste

neben Oliven und dem altclassischen Harzweine verkauft werden!

So zeigt sich überall altes und neues Wesen, orientalisches und europäisches Treiben in bunter Abwechslung und unvermischt neben einander. Und grade dieses Chaos von verschiedenen Sitten und Gebräuchen, dieses Gewirre von Gegensätzen ist es, welches nicht nur dem fremden Beobachter, sondern den Regierenden und Regierten selbst ein klares Erfassen der Verhältnisse wesentlich erschwert. Die verschiedene Art und Weise des Seins und Lebens hat verschiedene Interessen zur Folge. Jeder klügelt hier nach seiner Weise über das, was geschehen ist, und das, was geschehen sollte. Eigentliche Parteien, die sich fester und bestimmter Grundsätze und Richtungen bewußt wären und dadurch von einander unterschieden, sind nicht vorhanden: man findet kaum zwei Individuen, unter denen eine völlige Gleichheit der politischen Meinungen herrschte. Jeder ist im Grunde eine Partei für sich, meint es, wenn man ihn hört, mit dem Lande am Besten, und glaubt sich grade deshalb um eine Anstellung bewerben zu müssen. Nur zuweilen vereinigt die Herrschsucht mehrere Individuen zu gemeinsamen Bestrebungen, so wenig sie sonst als gleichgesinnt erscheinen.

Wenn aber auch von politischen Parteien in Athen, und in Griechenland überhaupt, im eigentlichen Sinne die Rede nicht sein kann, so lassen sich doch nach dem Grade und der Art der Cultur und Civilisation verschiedene Classen unterscheiden, die dann mittelbar auf die politischen Bestrebungen von Einfluß sind. Die Bürger des jungen

Staats theilen sich nicht schlechthin in Gebildete und Ungebildete, sondern die Classe der Gebildeteren zerfällt in mehrere wesentlich von einander verschiedene Unterabtheilungen. Sie ist zusammengesetzt aus Italienern, Franzosen, Engländern und Deutschen einerseits, andererseits aber aus Griechen, von denen jedoch nur Wenige in Griechenland geboren und erzogen worden sind, die Mehrzahl aber theils im Abendlande geboren oder wenigstens dort gebildet worden ist, theils von türkischen Rajas, namentlich von fanariotischen Familien in Konstantinopel abstammt. Die Cultur und Civilisation, die sich unter den Mitgliedern der gebildeteren Classen findet, ist demnach bald eine europäische oder abendländische, bald eine byzantinisch = orientalische, welche die Keime einer ganz eigenthümlichen Gestaltung in sich trägt, wenn sie auch gegenwärtig mit der abendländischen Civilisation noch nicht auf gleicher Stufe der Vervollkommnung steht. Es ist einleuchtend, daß dieser Mangel an innerer und äußerer Gleichförmigkeit in der Bildung der höheren und einflußreicheren Personen eine Unsicherheit und ein beständiges Schwanken in den öffentlichen Zuständen erzeugen muß. Aber ebenso einleuchtend ist es, daß hier einstweilen an eine vollkommene Durchführung europäischer Institutionen nicht zu denken sein dürfte. Sondern man wird es dem Laufe der Zeiten überlassen müssen, daß sich aus jenen verschiedenartigen Elementen eine einheitliche Civilisation hervorbilde, auf welche eine dauerhaftere Organisation der öffentlichen Zustände gegründet werden könne, und die Regierenden werden sich indessen auf die nothwendigsten

Reformen zu beschränken haben, und in die lebendige, innere Entwickelung der neuen Zustände nur schonend und behutsam eingreifen dürfen.

Je einfacher und natürlicher zur Zeit regiert wird, desto freier wird sich das griechische Staatsleben in seiner Individualität entwickeln können. Und dem erlauchten Sprößling des bairischen Königshauses, den der Wunsch des Volkes auf den griechischen Thron gerufen hat, dürfte es leicht werden, sein Land in den Formen einer väterlichen Einherrschaft zu regieren. Man findet, trotz der mancherlei Klagen, unter dem Volke überall eine so unbedingte Verehrung für den König, daß mit dem königlichen Namen fast Alles auszurichten ist. Als vor Kurzem die Einführung des Conscriptionssystems beschlossen wurde, befürchtete man großen Widerstand von Seiten der Peloponnesier. Aber wie den Leuten gesagt wurde, daß der König ihre Söhne und Brüder um sich zu haben und zu Kriegern zu bilden wünsche, da wurden schnell die Recruten gestellt und freudigen Herzens nach Athen entsendet. Und mit welchem innigen, herzlichen Enthusiasmus wurde „Es lebe der König“ (Ζήτω ὁ βασιλεύς) am 25. März (6. April) gerufen, an welchem der Jahrestag der Auferstehung Griechenlands festlich begangen wurde. Unter dem Donner der Kanonen sah man am frühen Morgen das Landvolk von allen Seiten nach Athen strömen. Selbst aus weit entfernten Dörfern langten Züge von Männern an, von einem Fahnenträger und Musikanten angeführt. Um 9 Uhr versammelte sich das ganze Volk und die Truppen in und um der Hauptkirche. In dem vollgedrängten

Raume der engen Kirche war links von dem Altare ein Thron für das Königspaar errichtet; zu beiden Seiten des Thrones sah man mehrere von den Männern stehen, die in der Geschichte der griechischen Revolution eine bedeutende Rolle gespielt haben, den alten Petro Bey, Kolokotroni, Tzavellas, und den Türkenfresser Nikitas. Zur Rechten des Altars waren zunächst den fremden Diplomaten besondere Plätze angewiesen, und weiterhin, im Angesicht des Thrones, den Staatsministern. Ihre europäischen Uniformen, mit Orden bedeckt, bildeten einen eigenthümlichen Gegensatz zu den malerischen Trachten der Gegenüberstehenden. Um 10 Uhr kamen der König und die Königin, beide in griechischer Tracht, unter lautem Zitorufen in die Kirche. Nach beendigtem Gottesdienste zogen die Truppen und die Züge des Landvolks mit klingendem Spiele unter dem Balcone des königlichen Palastes vorüber. Ein jeder Zug führte vor dem königlichen Paare einen Nationaltanz auf, bald die Romäka, bald die Albanitika. Der König und die Königin konnten sich nicht oft genug zeigen, und wurden jedesmal bei ihrem Erscheinen auf dem Balcone von dem Jubelrufe der versammelten Menge begrüßt. So dauerte der Enthusiasmus den ganzen Tag über fort: auf der freien Anhöhe vor dem künftigen Königspalaste, bei den Säulen des Jupitertempels ergötzten sich die bunten Gruppen an Musik und Tanz, und Reitertrupps mit fliegenden Fahnen jagten hin und her. Alles war voll reiner, inniger Freudigkeit, die von keinem Streite getrübt wurde. Die Feier des Tages schloß am Abende mit einer allgemeinen Beleuchtung der

Stadt, aber die Lust und der Jubel dauerte noch tief in die Nacht hinein!

3. Die Universität.

Der kaum erst erblühenden Universität ist vorläufig ein Gebäude am nördlichen Abhange der Akropolis eingeräumt worden, wo die öffentlichen Vorlesungen gehalten werden. Die Zahl der Studirenden ist zur Zeit noch unbedeutend, obwohl die Griechen durchgängig von außerordentlicher Lernbegierde beseelt sind. Aus den hellenischen Schulen konnten bis jetzt nur Wenige zur Universität entlassen werden: ein großer Theil der zu den höheren Studien Befähigten hält sich auf deutschen oder französischen Universitäten auf. Immatriculirte Studenten giebt es daher in Athen nur wenige, und die Zuhörer, welche die öffentlichen Vorlesungen besuchen, sind beinahe zur Hälfte Männer, denen im bürgerlichen Leben bereits eine bestimmte Beschäftigung zugewiesen ist, und die nur wenige Stunden des Tags auf ihre weitere Ausbildung verwenden können. Auch die Professoren der Universität sind nicht ausschließlich mit dem Lehrfache beschäftigt: viele haben zugleich noch anderweitige Anstellungen, als Geistliche, Richter, Ministerialbeamte, Gymnasiallehrer.

Das Verzeichniß der im Sommer 1838 auf der Universität zu haltenden Vorlesungen (Πίναξ τῶν ἐν τῷ βασιλικῷ Ὀθωνείῳ Πανεπιστημείῳ κατὰ τὴν θερινὴν ἑξαμηνίαν ἀπὸ τῆς 11. Ἀπριλίου 1838 μέχρι τῆς 15. Ἰουλίου παραδοθησομένων μαθημάτων) ist aus Auftrag des Rectors und des Senats (τοῦ Πρυ-

τάνεως καὶ τοῦ Συμβουλίου) von dem Decan der theologischen Facultät (σχολάρχης τῆς θεολογικῆς σχολῆς) mit einer in neugriechischer Sprache geschriebenen Abhandlung über Joannes Damascenus und seine Schriften bevorwortet worden. Es werden in diesem Verzeichnisse 29 Lehrer aufgezählt, und 36 Vorlesungen angekündigt.

I. Theologische Facultät.

1. Der Archimandrit M. Apostolidis, Decan und ordentl. Prof. (τακτικὸς καθηγητής) der Theologie. — Fortsetzung der Dogmatik.
2. K. Kontogonis, außerord. (ἔκτακτος) Prof. der Theologie. — Kirchengeschichte, zweiter Theil. — Erklärung des ersten Briefs an den Timotheus. — Hebräische Sprachlehre.

II. Juristische (δικαστική) Facultät.

1. G. A. Rhallis, Decan und Prof. des Handelsrechts. — Handelsrecht.
2. E. Herzog, außerord. Prof. des römischen Rechts. — Römisches Recht. — Erklärung von Ulpian's Fragmenten.
3. G. A. Mavrokordatos, außerord. Prof. des französ. Civilrechts. — Französisches Civilrecht.
4. S. Pillikas, Prof. des Strafrechts. — Griechisches Strafrecht.
5. J. Sutsos, Prof. der politischen Oekonomie. — Politische Oekonomie.

6. A. G. Feder, Prof. des Civilprocesses. — Civilproceß.

III. Medicinische (ἰατρική) Facultät.

1. A. G. Levkias, Decan und ordentl. Prof. der Geschichte der Medicin und der allgemeinen Pathologie. — Geschichte der Medicin.
2. J. Wuros, ordentl. Prof. der speciellen Pathologie, Therapie und Klinik. — Specielle Nosologie.
3. N. Kostis, ordentl. Prof. der Geburtshülfe und Arzneimittellehre. — Materia Medica.
4. N. Lewadievs, Prof. der Diätetik. — Gesundheitslehre.
5. D. Mavrokordatos, ordentl. Prof. der Anatomie und Physiologie. — Fortsetzung der Physiologie, Osteologie, Syndesmologie.
6. J. Olympios, ordentl. Prof. der Chirurgie. — Fortsetzung der Chirurgie.
7. A. Pallis, Prof. der gerichtlichen Heilkunde. — Fortsetzung der Medicina forensis, und Gesundheitspolizei.
8. Traiber, Prof. der chirurgischen Klinik. — Ophthalmie. Ueber Vergiftungen.

IV. Philosophische Facultät.

1. N. Wamwas, Decan und ordentl. Prof. der Philosophie. — Ethik.
2. K. Wuris, ordentl. Prof. der Mathematik und Physik. — Fortsetzung der Physik.

3. G. Gennadios, ordentl. Prof. der griechischen Philologie. — Encyklopädie der philologischen Wissenschaften.
4. Domnandos, ordentl. Prof. der Naturgeschichte. — Anfangsgründe der Naturgeschichte.
5. X. Landerer, ordentl. Prof. der Chemie. — Experimentalchemie.
6. K. Nergis, ordentl. Prof. der Mathematik. — Geometrie (Fortsetzung).
7. H. Ulerich, ordentl. Prof. der lateinischen Philologie. — Geschichte der römischen Philologie. **Cicero de Natura Deorum.** Catullus und Tibullus.
8. L. Roß, ordentl. Prof. der Archäologie. —
9. K. D. Schinas, ordentl. Prof. der Geschichte. — Griechische Alterthümer (Fortsetzung).
10. N. Fraas, außerordentl. Prof. der Botanik. — Flora von Griechenland. Excursionen.

V. Privatdocenten (Ἰδιωτικοὶ διδάκτορες).

1. J. Wenthylos. — Erklärung der Antigone des Sophokles. Auswahl griechischer Dichter. Metrik.
2. S. Wilke, Gymnasialprofessor. — Livius.
3. K. Tissawas. — Philosophische Einleitung in das Studium der griechischen Sprache.

Die öffentliche Universitätsbibliothek ist vorläufig in einer alten Kirche aufgestellt, bis daß das projectirte Bibliotheksgebäude aufgeführt sein wird. Sie

ist erst im Entstehen begriffen: die Hülfsquellen zu ihrer Erweiterung und Vervollständigung fließen nur sparsam, und das Meiste ist auch bisher nicht durch Kauf, sondern durch Schenkung in dieselbe gekommen. Hieraus erklärt sich zum Theile ihre eigenthümliche Zusammensetzung: sie enthält fast nur classische Literatur. Auch Handschriften finden sich, an der Zahl dreißig, aus dem 11. bis 17. Jahrhunderte. Sie stammen fast insgesammt aus einem Kloster auf Andros (der Μονὴ τῆς ἀχράντου) und einem anderen Kloster auf Salamis (der Μονὴ τῆς φανερωμένης), deren Mönche sie der Bibliothek als Geschenk überreicht haben. Diese Handschriften geben Theile des alten und neuen Testaments, Synaxarien, Homilien des Chrysostomus, Leben der Heiligen; Juristisches ist nichts darunter und ebensowenig etwas auf die classische Literatur Bezügliches, mit Ausnahme einer sehr jungen Handschrift, die eine neuere Schrift über Aristotelische Philosophie enthält.

Außer der Universitätsbibliothek bietet Athen dem Gelehrten nur wenige Hülfsmittel für seine Studien. Die Privatbibliotheken enthalten fast nur, was zum Hausbedarf unentbehrlich ist; die drei Buchhandlungen, welche gegenwärtig in Athen existiren, sind mit sehr ärmlichen Lagern versehen, und gewähren höchstens die Möglichkeit, Bücher aus Frankreich und Deutschland ohne eigene Beschwerde kommen zu lassen. Die allmählig sich bildenden Antiquitätensammlungen werde ich später besonders erwähnen. Das Mineraliencabinet (in der Gewerbschule) giebt einstweilen nur die Mineralien,

die auf dem griechischen Festlande, dem Peloponnese und auf den Inseln aus Auftrag der griechischen Regierung mit unverhältnißmäßigem Aufwande gesammelt worden sind. Das zoologische Cabinet enthält eine ziemlich vollständige Sammlung der Fische in den griechischen Gewässern, ist aber sonst noch arm, da es erst seit Kurzem angelegt worden ist.

Indessen wenn auch die gelehrten Anstalten Athen's noch Vieles zu wünschen übrig lassen, so ist doch keineswegs zu verkennen, daß für die kurze Zeit, seit welcher überhaupt Ruhe und Ordnung in den griechischen Staat zurückgekehrt und Athen zur Hauptstadt erwählt worden ist, das Geleistete außerordentlich, und mehr ist, als man zu erwarten berechtiget war. Wenn erst das Bedürfniß gesteigerter wissenschaftlicher Bestrebungen lebendiger hervortritt, wenn einerseits die zahlreichen griechischen Jünglinge, die in Paris oder auf deutschen Universitäten sich gegenwärtig auszubilden suchen, in die Heimath zurückgekehrt sein werden, und andererseits von den hellenischen Schulen eine bedeutendere Anzahl befähigter Zöglinge zur Vollendung der Studien nach Athen entlassen sein wird, so darf man nach dem bisher Geleisteten mit Zuversicht hoffen, daß die Universität Athen und die mit ihr in Verbindung stehenden Institute einen überraschenden Aufschwung nehmen werden.

4. Rechtszustand.

So lange das jetzige Königreich Griechenland unter lateinischer und später unter türkischer Herrschaft

stand, haben die Griechen in ihren Verhältnissen zu einander fortwährend nach dem byzantinischen Rechte gelebt, welches vor dem Untergange des griechischen Kaiserthumes in Kraft gewesen war. Die Anwendung des hergebrachten Rechts unter den fremden Herrschern wurde dadurch vermittelt, daß den Gemeindevorstehern (Archonten) und den Geistlichen in Sachen der Griechen diejenige Gerichtsbarkeit, jedoch unter mancherlei Beschränkungen, belassen worden war, die ihnen von früheren Zeiten her zugestanden hatte. Die Archonten und die Geistlichen gebrauchten als Rechtsquellen anfänglich sehr verschiedene Bücher, in welchen die Hauptsache aus den Gesetzbüchern, den Basiliken und kurzen Rechtssystemen, oder aus den einzeln erlassenen Verordnungen der griechischen Kaiser zusammengestellt war. Nach den Handschriften zu urtheilen, die im 14ten bis 16ten Jahrhunderte in dem Umfang des heutigen Griechenlands geschrieben oder wenigstens daselbst von Abendländern aufgekauft worden sind, kannten und benutzten die, welche sich mit dem Rechte zu beschäftigen hatten, z. B. die Synopsis der Basiliken, ein Rechtsbuch nach Ordnung der Buchstaben von dem Priestermönch Matthäos Wlastaris, und unter Anderem auch ein Handbuch des Rechts in sechs Büchern (Exabiblos) von Konstantinos Armenopulos, welcher in den Jahren 1305 —1345 in Thessalonike gelebt und geschrieben zu haben scheint. Im J. 1562 aber verfaßte der Notarios Manuil Malaxos, aus Navplia im Peloponnese gebürtig, als er sich bei dem Metropoliten zu Theben aufhielt, eine Compilation aus den damals im Gebrauche befindlichen

Rechtsbüchern, wobei er sich zum Zwecke des leichteren Verständnisses der neugriechischen Sprache bediente. Dieses Buch scheint im 17ten Jahrhunderte fast allein, wenigstens von den Geistlichen, als Rechtsquelle gebraucht worden zu sein. Denn unter den juristischen Handschriften, die damals aus Morea und Livadien nach dem Abendlande und namentlich in die Büchersammlungen der venetianischen Großen gekommen sind, befinden sich zahlreiche Exemplare desselben und kaum irgend ein anderes Rechtsbuch. Indessen hat grade dieses Wegbringen aller vorhandenen Handschriften zuletzt den Gebrauch desselben unmöglich gemacht. Dagegen kam im Laufe des 18ten Jahrhunderts eine neugriechische Uebersetzung des Armenopulos, welche auf Kosten des Metropoliten Gerasimos von Alexios Spanos aus Joannina zuerst im J. 1744 zu Venedig herausgegeben und dann wiederholt in neuen Auflagen gedruckt worden war, in zahlreichen Exemplaren nach Griechenland. Bei dem gänzlichen Mangel an anderen Büchern kam nun das Handbuch des Armenopulos bald allgemein in Gebrauch. Archonten und Geistliche richteten sich bei ihren Entscheidungen in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten nach dessen Inhalt, indem sie zugleich auf die bald hier bald da aufkeimenden oder schon ausgebildeten Gewohnheiten Rücksicht nahmen. Als Quellen des geistlichen Rechts benutzten übrigens die Geistlichen noch andere Bücher, deren verschiedene zu Venedig im Drucke erschienen waren, wenn gleich auch die Venetianischen Ausgaben des Armenopulos eine Epitome der kanonischen Rechtsquellen enthielten.

So war der Rechtszustand beim Ausbruche der griechischen Revolution im J. 1821. Die Revolution machte umfassende Neuerungen nöthig. Die Griechen hatten zwar ein bürgerliches und geistliches Recht, aber eine Verfassung und das gesammte öffentliche Recht mußte neu geschaffen werden. Statt der Archonten und Geistlichen mit ihrer beschränkten und schwankenden Gerichtsbarkeit mußten ordentliche Gerichte organisirt und das Verfahren in Rechtsstreitigkeiten geregelt werden. Endlich, was als Verbrechen angesehen und wie es bestraft werden solle, mußte erst neu bestimmt werden, weil zuvor alle Strafgewalt den türkischen Behörden zugestanden hatte, ein griechisches Strafrecht also gar nicht existirte. Diesem Bedürfnisse nach einer Reform des Rechtszustandes abzuhelfen, entfalteten die jeweiligen Lenker Griechenlands eine große Thätigkeit im Fache der Gesetzgebung. Allein die meisten Gesetze waren nur unreife und übereilte Reformversuche, die fast nie oder doch nur zu einem geringen Theile in die Wirklichkeit übergingen. Sie sind nur bemerkenswerth dadurch, daß sich schon hier die entschiedene Hinneigung zu französischen Theorien und Institutionen ausspricht, die man in der späteren Gesetzgebung bis auf die gegenwärtige Zeit zu beobachten Gelegenheit hat. Auch darin könnte man eine Verwandtschaft der griechischen Gesetzgebung in den Zeiten der Revolution mit der französischen finden wollen, daß sie nicht weniger wechselnd und unbeständig war als diese. Constitution folgte auf Constitution: in den Jahren 1822—1830 wurde die Gerichtsverfassung dreimal erneuert: in denselben Jahren

wurden zugleich nicht weniger als drei Civilproceßordnungen und ebenso drei Criminalproceßordnungen publicirt. Aber je größer die Zahl der Gesetze und je schneller die Aufeinanderfolge derselben, desto schlechter die Rechtspflege! Mit dem Tode des Präsidenten Kapodistrias brach eine völlige Anarchie aus: im J. 1832 wurden sogar sämmtliche Gerichte, mit Ausnahme der Friedensgerichte, förmlich aufgehoben!

Endlich wurde durch den zu London am 7. Mai 1832 geschlossenen Staatsvertrag, welcher unter dem 27. Juli (8. August) desselben Jahres zu Pronia von den Repräsentanten des griechischen Volkes anerkannt wurde, das Königreich Griechenland definitiv constituirt. Durch diesen Staatsvertrag wurde Griechenland zu einer unabhängigen, nach dem Rechte der agnatischen Primogenitur zu vererbenden, Monarchie erklärt, und erhielt den Prinzen Otto von Baiern zum Könige, während dessen Minderjährigkeit eine aus drei Mitgliedern bestehende Regentschaft an die Spitze der Regierung gestellt wurde. Von den Mitgliedern der Regentschaft übernahm Herr von Maurer das gesammte Justizwesen: nur wenige von der Regentschaft getroffene Einrichtungen und Maßregeln haben eine so wohlthätige Wirkung und einen bis auf die Gegenwart fortdauernden Bestand gehabt, wie die Organisation der Rechtspflege, welche Griechenland dem Herrn von Maurer verdankt.

Die Organisation der für die Rechtspflege bestimmten Behörden beruht noch gegenwärtig im Wesentlichen auf einer Gerichts- und Notariatsordnung in 313 Artikeln,

welche am 21. Januar (2. Februar) 1834 publicirt worden ist. Das Verfahren bei Ausübung der Strafgerechtigkeitspflege richtet sich nach den Vorschriften des Gesetzbuches über das Strafverfahren: dieses, am 10. (22.) März 1834 publicirt, enthält 570 Artikel. Ein anderes Gesetzbuch in 1101 Artikeln, welches am 2. (14.) April 1834 sanctionirt worden ist, regelt das Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten.

Für die Ausübung der freiwilligen Gerichtsbarkeit sind überall nach römisch-byzantinischer Sitte besondere Notare (συμβολαιογράφοι) bestellt, oder andere öffentliche Behörden mit den Notariatsgeschäften beauftragt. Die Gerichtsbarkeit in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten wird regelmäßig in drei Instanzen von Bezirksgerichten (πρωτοδίκαι), Appellationsgerichten (ἐφέται), und einem Cassationsgerichte (ὁ ἄρειος πάγος) ausgeübt, welche insgesammt collegialische Behörden sind. Daneben bestehen noch Friedensgerichte (εἰρηνοδίκαι), welche in geringeren Sachen und über Frevel zu entscheiden haben: ferner Handelsgerichte (ἐμποροδίκαι) an den bedeutenderen Handelsorten, zusammengesetzt aus Handelsleuten unter dem Vorsitze eines Rechtsgelehrten, welche in Handelssachen competent sind. Das ordentliche Verfahren bei den regelmäßigen Gerichten ist folgendes: Der Anstellung der Klage muß ein Vergleichsversuch, in der Regel vor dem Friedensrichter, vorangehen. Die Klage wird bei dem Gerichte schriftlich eingereicht, und dem Beklagten zur schriftlichen Beantwortung mitgetheilt. Nach geschlossenem Schriftenwechsel wird der Rechtsstreit in der

Gerichtssitzung mündlich und öffentlich verhandelt. In derselben Sitzung wird dann das Urtheil gefällt, oder kann auch zur weiteren Berathung ausgesetzt werden. Die Vollziehung des Urtheils muß die Partei beantragen, und durch den Gerichtsboten, den Friedensrichter, oder den Bezirksgerichtspräsidenten bewerkstelligen lassen: das Executionsverfahren ist im Vergleiche mit dem anderer neuen Gesetzgebungen schnell und wirksam. Die Parteien können sich übrigens auch durch Verwandte oder Streitgenossen, besonders aber auch durch Anwälte (δικηγόροι) vor Gericht vertreten lassen. Zu diesem Behufe werden für die einzelnen Gerichte Anwälte angestellt, die nur an diesen Gerichten aufzutreten befugt sind. Der Anstellung geht eine Staatsprüfung voraus: die Gebüren, die sie zu fordern berechtigt sind, hat eine eigene Verordnung vom 8. (20.) Mai 1835 festgesetzt.

Zum Zwecke der Strafgerechtigkeitspflege bestehen Polizeigerichte (πταισματοδίκαι) für alle Polizeiübertretungen, Zuchtpolizeigerichte (πλημμελειοδίκαι) für Vergehen, endlich Assisengerichte (κακουργιοδίκαι) für Verbrechen. Die Friedensgerichte sind zugleich Polizeigerichte, und die Bezirksgerichte zugleich Zuchtpolizeigerichte: aus den Mitgliedern der Zuchtpolizeigerichte werden Untersuchungsrichter (ἀνακριταί) jedesmal auf ein Jahr ernannt. Die Assisengerichte werden nur von Zeit zu Zeit durch besondere Verordnung eröffnet, und dazu jedesmal die Mitglieder des Gerichtshofes von dem Justizministerium besonders ernannt, Geschworne (ἔνορκοι) aber durch das Loos aus jährlich zu erneuernden Ge-

schwornenlisten erwählt. Ueber diesen Criminalgerichten steht als Cassationshof der Areopag. Das Verfahren bei denselben ist dem französischen nachgebildet. Die Voruntersuchung der Vergehen und Verbrechen steht den Untersuchungsrichtern und den General- oder Staatsprocuratoren (εἰσαγγελεῖς) zu. Auf die Voruntersuchung erfolgt von der Rathskammer des Zuchtpolizei- oder Appellationsgerichts ein Beschluß über die Frage, ob die Anklage vor dem Zuchtpolizei- oder Assisengerichte stattfinden solle, oder nicht. Die Verhandlung vor diesen Gerichten selbst geschieht öffentlich und mündlich in den Formen des Anklageprocesses, indem entweder der verletzte Privatmann, oder ein öffentlicher Beamter, bei den Zuchtpolizei- oder Assisengerichten der Staats- oder Generalprocurator, als Ankläger auftritt. Bei den Assisengerichten urtheilen zwölf Geschworne über die Thatfrage: das Schuldig kann nur durch eine Mehrheit von sieben ausgesprochen werden. Das Strafurtheil wird darauf nach vorgängiger Verhandlung über die Anwendung der Strafgesetze von dem Assisenhofe ausgesprochen.

Die Strafgesetze sind enthalten in dem Gesetzbuche vom 18. (30.) December 1833, welches aus 708 Artikeln besteht. Dieses Strafgesetzbuch unterscheidet zwischen Verbrechen, Vergehen und Polizeiübertretungen je nach der Art der darauf gesetzten Strafe. Es ist hierin dem Code pénal verwandt, obwohl es im Uebrigen dem französischen Rechte in minderem Grade nachgebildet ist, als die anderen vorhin genannten Gesetzbücher. Auf die Verbrechen

wider den Staat und seine Beamten, auf den Straßenraub, die Amtsverletzungen und die Preßvergehen sind strenge Strafen gesetzt; die übrigen Verbrechen und Vergehen sind vergleichsweise mit sehr milden Strafen bedroht. Diese scheinbare Inconsequenz erklärt sich einestheils aus der Nothwendigkeit, nach den Stürmen der Revolution einen Zustand der Ruhe und Ordnung mit Gewalt herbeizuführen, anderentheils aus dem Geiste einer außerordentlichen Milde, der in allen Beziehungen in dem Strafgesetzbuche von 1824 (Ἀπάνθισμα τῶν ἐγκληματικῶν) herrschte, welches bis zum J. 1834 in Kraft gewesen war. Das neue Strafgesetzbuch kennt von Criminalstrafarten nur die Todesstrafe und geschärfte Gefängnißstrafe. Die Todesstrafe wird in 32 Fällen gedroht: sie soll durch das Fallbeil (λαιμητόμον) vollzogen werden. Zuchtpolizeistrafen sind einfaches Gefängniß oder Geldstrafen, Polizeistrafen aber Arrest oder Geldbußen.

In dem Gebiete des **bürgerlichen Rechts** ist die Gesetzgebung in Griechenland bisher minder thätig gewesen; einestheils weil das Civilrecht weit größere Schwierigkeiten für die Gesetzgebung bietet, als das Strafrecht und der Proceß, anderentheils weil die Griechen von älterer Zeit her ein geschriebenes bürgerliches Recht besaßen, ein allgemeines Civilgesetzbuch also als ein weniger dringendes Bedürfniß erscheinen mußte. Indessen sind, wo es nöthig schien, über einzelne Gegenstände besondere Verordnungen erlassen worden. Eine Verordnung vom 20. October (1. November) 1835 hat die Gemeindevorsteher mit der Führung von **Büchern** beauftragt, in welche

alle Geburten, Ehen und Sterbefälle eingetragen werden (ληξιαρχικὰ βιβλία). Eine Verordnung vom 15. (27.) October 1836 setzt die Vollendung des 21sten Jahres als Termin der *Volljährigkeit* fest. In dem Gesetzbuche über das Civilverfahren werden die Rechte und Pflichten der *Vormünder*, *Pfleger* und des *Familienraths* näher bestimmt. Eine Verordnung vom 24. November (6. December) 1836 befiehlt die Anlegung von *Grundbüchern* (κτηματολόγια) bei den Gemeinden und Friedensgerichten. Das Recht der *Hypotheken* und *Pfänder* ist durch verschiedene Gesetze neu bestimmt worden. In Beziehung auf die Formen, in welchen man ein *Testament* machen kann, ist schon von Kapodistrias unter dem 11. (23.) Februar 1830 ein Gesetz erlassen worden, in welchem vier Arten von Testamenten anerkannt werden: ein *öffentliches*, welches von einem Notar in Gegenwart von drei oder, wenn der Testator nicht schreiben kann, von vier Zeugen errichtet wird; ein *mystisches*, welches vom Testator selbst geschrieben oder unterschrieben, dann vor einem Notar als Testament anerkannt, und endlich in einem öffentlichen Archive aufbewahrt wird; ein *idiographes* (olographes) d. h. vom Testator ganz mit eigener Hand geschriebenes, und endlich ein im Augenblicke des Todes in Gegenwart der Anwesenden *ohne alle Form* gemachtes Testament (προφορικὴ διαθήκη). Dieses Gesetz gilt im Wesentlichen noch jetzt. Endlich sind für Handelssachen *die drei ersten Bücher des französischen Handelsgesetzbuches* recipirt worden, und eine officielle Uebersetzung derselben ist in Gemäßheit einer

Verordnung vom 19. April (1. Mai) 1835 im Drucke erschienen.

Im Uebrigen gilt in Griechenland noch fortwährend das römisch-byzantinische Recht. Eine Verordnung vom 23. Februar (7. März) 1835 besagt hierüber im Art. 1: „Die bürgerlichen Gesetze der byzantinischen Kaiser, in wie weit sie in der Exabiblos des Armenopulos enthalten sind, sollen so lange in Kraft bleiben, bis daß das bürgerliche Gesetzbuch publicirt werden wird, dessen Abfassung wir verordnet haben. Die Gewohnheiten jedoch, welche ein langjähriger und ununterbrochener Gebrauch oder richterliche Entscheidungen geheiligt haben, sollen vorgehen an den Orten, wo sie aufgekommen sind."

Daß man sich bei dem bürgerlichen Gesetzbuche, dessen Abfassung verordnet worden ist, den **Code Napoléon** zum Muster nehmen wird, steht schon nach der bisherigen Gesetzgebung zu vermuthen. Indessen muß jeder Besonnene wünschen, daß man dabei nichts übereile und sich wohl bedenke, bevor man die Griechen dem französischen Civilrechte im Wesentlichen unterwirft. Die Bestimmungen des **Code Napoléon** über die Gewalt des Vaters über seine Kinder, über die Verhältnisse unter Ehegatten, über das Erbrecht, stehen mit den Sitten der Griechen durchaus im Widerspruche. Die griechischen Frauen stehen verhältnißmäßig auf einer noch tiefen Stufe der Bildung. Der griechische Familienvater übt eine weit größere Gewalt über seine Angehörigen aus, als jenes Gesetzbuch dem Vater gestattet, und schon deshalb möchte die Annahme des französischen Rechts in Griechenland als eine fast re-

volutionäre Maßregel zu betrachten sein. Außerdem aber kann es überhaupt wohl nicht wünschenswerth sein, nach einem Rechte zu leben, dessen Vorschriften über die elterliche Gewalt, über den den Kindern an dem elterlichen Vermögen nothwendig gebürenden Vorbehalt, die engen Bande völlig aufzulösen geeignet sind, durch welche die Natur die Glieder einer und derselben Familie mit einander verbunden hat. Der übrige Inhalt des **Code Napoléon** stimmt im Wesentlichen mit dem römisch=byzantinischen Rechte überein, so daß wohl auch hier eine Nachahmung jenes Code auffallend erscheinen müßte, und das einheimische Recht am Besten die unmittelbare Grundlage des künftigen Civilgesetzbuches bilden würde.

Einstweilen, und wohl noch für längere Zeit, gebrauchen die Griechen als Hauptquelle des bürgerlichen Rechts die Exabiblos des Armenopulos. Dieses Handbuch ist nichts als eine sehr magere Compilation aus älteren byzantinischen Rechtsbüchern, die sich weder durch Gediegenheit noch durch Klarheit auszeichnet, und selbst an Widersprüchen nicht Mangel leidet. So ist denn den griechischen Juristen ein weiter Spielraum zu einer theoretisch=practischen Entwickelung ihres Civilrechts gelassen. Am angemessensten möchte es scheinen, wenn sie das Rechtssystem des Armenopulos aus seinen Quellen, d. h. den älteren byzantinischen Rechtsbüchern oder Gesetzen und Gesetzbüchern, zu erklären und zu ergänzen suchten. Allein dieser Weg ist bis jetzt nur von Wenigen eingeschlagen worden. Die Quellen des byzantinischen Rechts und die älteren Bearbeitungen derselben sind noch bei Weitem nicht

alle gedruckt, das Gedruckte ist nur in seltenen Ausgaben vorhanden, das Studium des byzantinischen Rechts überhaupt noch sehr vernachlässigt. Unter diesen Umständen ist es leicht zu erklären, wie unter den griechischen Juristen eine große Verschiedenheit der Ansichten herrscht. Die Einen, welche in Frankreich den Grund zu ihrer juristischen Bildung gelegt haben, oder in dem Code Napoléon das Vorbild des künftigen griechischen Civilgesetzbuches erblicken, suchen das Rechtssystem des Armenopulos mit Rücksicht auf das französische Recht zu erklären und zu ergänzen: Andere recurriren auf das römische Recht, weil sie entweder auf italienischen oder deutschen Universitäten vorzugsweise dieses Recht studirt haben, oder in demselben die Grundlage des späteren byzantinischen Rechts erkennen. Unter diesen zeichnet sich aus Professor Herzog, von Geburt ein Deutscher, und G. A. Rhallis, Präsident des Appellationsgerichtshofes; unter jenen Klonaris, Präsident des Areopags, und Professor Mavrokordatos.

Daß diese Verschiedenheit der Ansichten auch auf die Stetigkeit in den Entscheidungen der Gerichte nachtheilig einwirken müsse, braucht nicht besonders erwähnt zu werden. Indessen muß trotz dieses Schwankens die Handhabung der Justiz von Seiten der Gerichte durchaus erfreulich genannt werden. In den öffentlichen Sitzungen hört man die Anwälte mit Geläufigkeit plaidiren, während die Clienten, allerlei Papiere und Schriften in der Brusttasche verwahrend, mit Andacht und Ehrfurcht des Richterspruches harren. Die Urtheile werden meist sofort nach

kurzer Berathung gefällt und ausgesprochen, und was ihnen an juristischer Schärfe und gesetzlicher Begründung abgeht, das ersetzt vollkommen ein natürliches Rechtsgefühl.

5. Alterthümer.

Athen ist reich an Denkmalen und Ruinen, welche an die glänzende Vorzeit erinnern, und zum Theile noch jetzt durch ihre Schönheit und Erhabenheit das Auge zu entzücken vermögen. Von der Mehrzahl der öffentlichen Gebäude und Monumente, welche einstens der Stadt zur Zierde gereichten, sind zwar nur noch einzelne, unbedeutende Spuren vorhanden: doch reichen diese wenigstens hin, daß sich der Beobachter von der Art und der Oertlichkeit jener Gebäude und Monumente einen anschaulichen, lebendigen Begriff zu bilden vermöge.

Der Areopag ist eine felsige Anhöhe im Südwesten der Stadt, auf welcher der oberste Gerichtshof Athens im Angesichte der ganzen Stadt seine Sitzungen zu halten pflegte. Man findet hie und da Stufen und ebene Flächen aus und in den Felsen gehauen: aber man sieht deutlich, daß ein eigentliches Gerichtsgebäude hier nicht gestanden hat, sondern die Richter ihre Sitzungen unter freiem Himmel gehalten haben.

Hinter dem Areopag erhebt sich in südlicher Richtung ein bedeutenderer Felsenhügel, die Pnyx, wo sich in älterer Zeit das Volk zu versammeln pflegte. Auf der Spitze des Hügels scheint ein kleiner Tempel gestanden zu

haben, für dessen Erbauung der Fels geebnet oder in Stufen gehauen wurde. Unterhalb ist zum Theile durch Behauen der Felsen, zum Theile aber durch einen mächtigen Unterbau ein weiter Platz für das versammelte Volk künstlich geebnet worden. In diesen Platz ragt ein viereckter Felsblock hinein, der sich unmittelbar an den Fuß des Tempels anschließt: hier war die Rednerbühne. Zu beiden Seiten sieht man noch kleine Nischen in die senkrechte Felswand gehauen, in welchen allerlei Bildwerke angebracht waren. Das Volk hatte vor Augen den Redner, hinter ihm den Tempel und neben ihm die wenig verzierte Felswand: der Reder aber schaute über die Menge hinab grade nach dem Areopag und der Stadt, zur Rechten nach der Akropolis, zur Linken nach dem Tempel des Ares. Diese Einrichtung soll in den Zeiten der dreißig Tyrannen getroffen worden sein. Früher war der Versammlungsplatz des Volks auf der entgegengesetzten Seite des Hügels, wo die Stadt nicht sichtbar war, aber das Meer, die Macht und die Zuflucht der Athenienser, vor ihren Augen ausgebreitet lag.

Die hohe Akropolis, östlich vom Areopag und der Pnyx, aber im Süden der Stadt gelegen, vereinigt in ihren Mauern das Schönste und Herrlichste, was sich von alten Bauwerken in Athen erhalten hat. Die Akropolis wird jetzt als eine kostbare Reliquie des Alterthums betrachtet und bewahrt. Sie ist von den neueren Wohnungen und den Befestigungen, die sie als türkische Citadelle erhalten hatte, bereits völlig gesäubert worden, und man ist gegenwärtig damit beschäftigt, die alte Grundfläche von

dem Schutte so mancher Jahrhunderte zu reinigen. — Der alte Eingang durch die halb verschütteten Hallen der Propyläen ist wieder geöffnet, und man wandelt auf dem antiken Pflaster bis zu den Stufen des Parthenon. — Rechts von den Propyläen ist der zierliche Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin (der Nike Apteros), der seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts fast spurlos verschwunden war, und über dessen Lage sogar in neueren Zeiten gestritten wurde, aus den fast vollständig aus dem Schutte wieder hervorgesuchten Marmorstücken auf seinen alten Fundamenten neu auferbaut worden; auf dem Marmor, der längere Zeit in der Erde vergraben und so vor der Einwirkung des Lichts und der Luft gesichert war, lassen sich an vielen Stellen die Conturen und die Färbung der Verzierungen erkennen, mit denen der Tempel durchaus bemalt war. — Der unregelmäßige aber schöne Tempel des Erechtheus wird eben gereinigt und ausgebessert. Man hat den alten Brunnen des Erechtheums in der vergeblichen Hoffnung ausgegraben, daß sich vielleicht unter dem Schutte antike Bildwerke finden könnten. Die Mauern des Tempels sind zum Theil mit den alten Steinen wieder aufgeführt, und das Gesimse ist durch einen Unterbau gestützt worden. Dabei ist freilich sehr zu bedauern, daß die Arbeiten nicht mehr von derselben verständigen Hand geleitet werden, welche bei der Aufrichtung des Niketempels thätig war. Der Karyatidenbau des Pandrosions, eines Theiles des Erechtheums, ist durch die neuesten Restaurationen völlig verunstaltet worden.

Weniger ist bis jetzt für die Erhaltung und Wieder-

herstellung des Parthenon geschehen, des herrlichen und erhabenen Tempels der jungfräulichen Athene, der, wie er die größte Zierde der Akropolis war, so fast am meisten im Laufe der Zeiten gelitten hat. Bis zum Jahre 1687 war das prachtvolle Gebäude im Ganzen unversehrt geblieben, da es Anfangs in eine christliche Kirche zur heiligen Jungfrau Maria, später in eine türkische Moschee verwandelt von Christen und Türken gleichmäßig geschützt worden war. Während der venetianischen Belagerung aber fiel am Abende des 28. Septembers 1687 eine Bombe auf das Dach des Parthenons, welche das Innere des Gebäudes völlig zertrümmerte und die übrigen Theile wesentlich beschädigte. Später ist in die Mitte des Tempels eine kleine türkische Moschee quer hinein gebaut worden, die noch erhalten ist. Die Trümmer des Tempels sind theils zu anderen Bauten verwendet, theils sind die Marmorstücke zu Kalk verbrennt worden. Die herrlichen, wenn gleich beschädigten, Sculpturen, die zum Theile noch an dem Friese, den Metopen und den Giebelfeldern stehen geblieben waren, sind im J. 1801 von Lord Elgin nach England entführt worden. Aber trotz dieser Beschädigungen, Verunstaltungen und Plünderungen steht der Parthenon in seinen Ruinen noch da als eines der großartigsten Werke antiker Baukunst. Und vielleicht wird sich mit der Zeit ein großer Theil des zusammengestürzten Gebäudes wieder aufrichten lassen, da der ganze Boden ringsum noch mit Trümmern von Säulen, Architraven und Anderem bedeckt ist. Freilich würde ein solcher Wiederaufbau einen bedeutenden Aufwand verursachen, und die herrlichen

Bildwerke, die einst den Parthenon schmückten, würden doch nimmer zu ersetzen sein!

Von **Iktinus**, dem Erbauer des Parthenons, war über den Bau desselben ein eigenes Werk geschrieben worden, welches wohl mehr als eine bloße oberflächliche Beschreibung war. Es ist uns leider nicht erhalten; aber der Umstand, daß der Architekt selbst über sein Werk Bericht zu erstatten für nöthig hielt, scheint auf eine große Kunst des ganzen Planes zu deuten. Und über diesen lassen die neuesten, noch nicht beendigten, Untersuchungen überraschende Aufschlüsse hoffen. Damit einerseits das Gebäude bei aller Leichtigkeit der Ausführung der inneren Festigkeit nicht ermangelte, und damit andererseits der Tempel von allen Punkten aus gesehen als ein vollkommenes Kunstwerk erschiene, scheint der Baumeister die feinsten Berechnungen angestellt zu haben, Berechnungen, die der neueren Baukunst fast gänzlich fremd sind. Die wiederholten Messungen, die man in der neuesten Zeit vorgenommen hat, haben es sehr wahrscheinlich gemacht, daß die Säulen und Mauern des Parthenons keineswegs ganz senkrecht gestellt und aufgeführt waren, sondern eine kaum zu bemerkende, jedoch bestimmten Gesetzen folgende Neigung zu einander und nach dem Inneren hatten. Möchten diese Gesetze recht bald in ihrem ganzen Umfang erforscht und erkannt werden! Die Theorie der Baukunst würde daraus einen nicht minder bedeutenden Gewinn, als die Archäologie, zu ziehen vermögen.

Was man bei der Reinigung der Akropolis von Bruchstücken alter Kunstwerke gefunden hat, wird theils in alten

Casematten, theils in der kleinen Moschee des Parthenon, theils in einem besonderen neu erbauten Hause auf der Akropolis selbst aufbewahrt. Diese Sammlungen enthalten zur Zeit nur wenige an und für sich vorzügliche Stücke, wohl aber manche kleinere Bruchstücke, welche über die Kunst der Griechen neue Aufschlüsse zu geben vermögen. Besonders interessant sind die zahlreichen Fragmente von Bildwerken, an denen sich deutliche Spuren alter Bemalung erkennen lassen.

Nächst der Akropolis zeichnet sich unter den wohlerhaltenen Ueberresten des Alterthums besonders der dorische Tempel aus, welcher auf einer freien Anhöhe im Südwesten der Stadt, zwischen dieser und dem Areopag, gelegen ist, und heut zu Tage gewöhnlich für einen Tempel des Theseus gehalten wird. Kürzlich jedoch hat Prof. Roß in einer eigenen Schrift *) den Ungrund dieser Benennung dargethan. Der Name hat nemlich kein altes Zeugniß für sich, sondern scheint erst im 17ten Jahrhunderte aufgekommen zu sein. Der Tempel kann eben so gut einer anderen Gottheit gewidmet gewesen sein. Von den achtzehn Metopen enthalten zwar acht Darstellungen von den Kämpfen des Theseus: auf den übrigen aber sind die Thaten des Hercules dargestellt, so daß man diesen Tempel eher für einen Tempel des Hercules halten könnte, wenn nicht überhaupt ein Schluß von den Bildwerken an den alten Tempeln auf die Gottheiten, denen sie geheiligt

---

*) Τὸ Θησεῖον καὶ ὁ ναὸς τοῦ Ἄρεως ὑπὸ Λ. Ῥοσσίου. Ἐν Ἀθήναις. 1838. 8.

waren, allzu gewagt erschiene. Endlich, — und das ist die Hauptsache, — es scheint in Athen zu keiner Zeit einen Tempel des Theseus gegeben zu haben. Die alten Schriftsteller sprechen überall nur von einem Heiligthume des Theseus, in dessen Umfang über dem Grabe des Helden ein Haus ohne Säulen stand, und sie weisen diesem Heiligthume des Theseus einen ganz anderen Platz an, als der sogenannte Theseustempel wirklich einnimmt. Roß behauptet mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß dieser Tempel vielmehr ein Tempel des Kriegsgottes sei. Ein Reisender vom J. 1437 bezeichnet ihn gradezu als solchen, und was die alten Schriftsteller von der Lage und Beschaffenheit des Arestempels zu Athen berichten, ist vollkommen damit in Einklang. Einige spätere byzantinische Schriftsteller erzählen zwar, das goldne Thor von Konstantinopel sei mit Statuen von Elephanten geschmückt gewesen, die aus dem Tempel des Ares zu Athen dahin gebracht worden seien: und diese Erzählung könnte an der Richtigkeit jener Behauptung Zweifel erregen, da solche größere Statuen in dem fraglichen Tempel seiner ganzen Beschaffenheit nach nicht füglich gestanden haben können. Nach der Angabe anderer byzantinischen Schriftsteller waren jedoch die Elephanten des goldenen Thores auf Befehl des Kaisers Theodosius des Jüngeren verfertigt worden, und somit müssen auch diese Zweifel verschwinden.

Der Arestempel, wie man ihn jetzt wohl nennen muß, wurde später in eine christliche Kirche verwandelt, die dem heiligen Georg geweiht war. Erst in neuerer Zeit hat man aufgehört, ihn als Gotteshaus zu benutzen; er ist

jetzt zu einem Tempel der alten Kunst umgeschaffen, in dessen Hallen und Mauern eine Sammlung von Antiken angelegt worden ist. Unter Anderem sieht man hier mehrere Modelle und noch nicht vollendete Marmorstatuen, die in einer auf Delos entdeckten Künstlerwerkstätte gefunden worden sind, und über das Technische der alten Bildhauerkunst interessante Aufschlüsse geben. Die alten Künstler scheinen ihre Modelle nur in ganz kleinen Dimensionen aus Thon gebildet und dann ohne Weiteres den Marmorblock mit dem Meißel aus freier Hand bearbeitet zu haben. Wie sicher und geschickt mußte nicht die Hand des Künstlers sein, um in dieser Weise ein tadelloses Bildwerk hervorzubringen! Wie sehr verdienen die alten Künstler auch in dieser Beziehung unsere vollste Bewunderung!

Neben den bisher genannten Bauwerken besitzt Athen noch eine Reihe von wohlerhaltenen Denkmalen aus altgriechischer Zeit, das höchst elegante choragische Monument des Lysikrates, den Thurm des Cyrrhestes, und Anderes mehr. Außerdem finden sich überall Spuren alter Bauten, deren Eigenschaften und Namen bald mit mehrerer bald mit minderer Sicherheit angegeben werden können, so z. B. das Theater des Dionysus und das Odeum des Herodes am südlichen Abhange der Akropolis, von deren Sitzen die Zuschauer der herrlichsten Aussicht auf das Meer und die gegenüber liegenden Berge des Peloponneses genossen. Aber trotz dieser festen Anhaltspunkte, und trotz der ziemlich genauen Beschreibung des Pausanias liegt die Topographie des alten Athens noch sehr im

Dunkeln. Die Untersuchungen von Spon und Wheler (1675), von Stuart und Revett (1751), und von Chandler (1764) haben sich in neuerer Zeit zu einem großen Theile als unbegründet erwiesen, und selbst die Resultate der gründlichen Forschungen des Colonel Leake (1821) sind durch neuere Entdeckungen *) in wesentlichen Punkten erschüttert worden. Indessen steht zu hoffen, daß die Topographie des alten Athens mehr und mehr aufgeklärt werden wird. In Athen leben jetzt viele des griechischen Alterthums kundige Ausländer, welche auf die täglich erfolgenden, zufällig oder absichtlich gemachten, Ausgrabungen aufmerksam achten, und das Gefundene, wo es sich nicht erhalten läßt, zum ewigen Gedächtniß sorgfältig beschreiben oder auf Plänen bemerken. Und auch die griechischen Archäologen sind voll Eifers. An ihrer Spitze steht Pittakis, Conservator der Alterthümer zu Athen, ein Mann, der sich in den Zeiten der Revolution um die Erhaltung des Alten sehr verdient gemacht haben soll. Die kürzlich von ihm herausgegebenen **Antiquités d'Athènes** zeugen freilich mehr von Eifer und gutem Willen, als von gründlichen Kenntnissen. Aber schon dieses Wollen ist erfreulich, und läßt hoffen, daß der classische Boden Athens bald ebenso bekannt sein wird, als wir mit Rom durch alte und neue Untersuchungen vertraut geworden sind.

---

*) Le monument d'Eubulidès dans le Céramique intérieur. Lettre à M. le Colonel Leake par M. L. Ross. Athènes 1837. 8.

6. Umgebungen.

Rieselnde Quellen und murmelnde Bäche, den Schatten grüner Bäume und die Pracht blühender Gärten, wie sie die Heimath ihm bietet, darf zwar der Fremdling aus Norden in Athen nicht suchen: aber es wird ihm dieser Mangel an Bewässerung, an Parks und Anlagen weniger fühlbar. Wenn man am Ilissus oder an der Quelle der Kallirhoe spazieren geht, und nun die untergehende Sonne den Hymettus in purpurner Farbe zeigt, so fragt man nicht nach dem Wasser des Flusses und der Quelle, nicht nach Grün und Schatten. Und ebensowenig hat man Grund zu klagen, daß der Lykabettus nicht mit Wald bewachsen sei, wenn man von dem Gipfel über die Stadt und ihre Hügel nach dem Meere und den Höhen von Salamis und Aegina hinüber blickt. Endlich giebt es auch Gärten und Grün in geringer Entfernung: und ein Gang nach den mit Bäumen bepflanzten Gärten und Feldern des benachbarten Dörfchens Ampelokipi (Ἀμπελοκῆποι, Weingärten), oder nach dem Olivenwalde im Thale des Cephissus ist lieblich und belohnend.

Reizender noch sind Ausflüge in die entferntere Umgegend, nach dem Dorfe Kephissia an der Quelle des gleichnamigen Flusses, nach dem Hymettus und dem Pentelikon, oder noch weiter nach Salamis, Aegina, dem Minerventempel auf dem Sunischen Vorgebirge, und nach Marathon.

Bis an den Fuß des Pentelikons führt ein bequemer Fahrweg. Auf steilem Pfade, auf dem, wie jetzt, so auch ehemals, die Marmorstücke herabgebracht wurden,

steigt man alsdann hinauf zu den Marmorbrüchen. Unterwegs bemerkt man einige Tambours zu den Säulen des Parthenon, die beim Wegbringen beschädigt und zur Seite gelegt wurden. In den alten Marmorbrüchen herrscht wieder große Thätigkeit: zahlreiche Arbeiter sind mit dem Brechen der Steine beschäftigt, aus denen der königliche Palast zu Athen aufgeführt werden soll. Die Marmorstücke werden durch Bohren von Löchern und Eintreiben von Keilen von der Felswand abgelöst: und neuerdings hat sich in einer Spalte ein alter Keil gefunden, der deutlich zeigt, daß auch die Alten in dieser Weise verfuhren. Von den Marmorbrüchen, wo jetzt gearbeitet wird, führt auf den Gipfel des Berges ein mühsamer Pfad durch allerlei Buschwerk und Wald: hie und da trifft man auf Stellen, wo die Alten nach gutem Marmor gesucht zu haben scheinen. Von der Spitze des Pentelikon genießt man einer herrlichen Aussicht: man übersieht, wie auf einer Landcharte, das ganze Attika und die Meere, die es umgeben, mit ihren zahlreichen Inseln.

Für den Freund des Alterthums ist besonders ein Ausflug nach dem **Piräus** genußreich. Die Lage, die Straßen, und die Gebäude der alten Städte an den Hafen Piraeus, Munychia und Phalerus lassen sich an den vorhandenen Ueberbleibseln noch deutlich erkennen: im Piräus zumal haben die neueren Aufräumungen Vieles zu Tage gefördert. Die alten Straßen waren ziemlich regelmäßig angelegt: die Häuser, deren Fundamente zum Theile zu Tage liegen, waren im Ganzen klein und eng. Von bedeutenderen Gebäuden hat sich, außer zwei Theatern, kaum

eine Spur erhalten. Interessant sind besonders die zahlreichen Cisternen, die durch unterirdische, in den Felsen gehauene Canäle, welche bis nach Athen gehen sollen, mit einander in Verbindung gesetzt sind. In Athen selbst finden sich ähnliche künstliche Wasserleitungen in großer Ausdehnung unter der Erde, durch welche dem Wassermangel abgeholfen werden sollte; und es scheinen die alten Griechen überhaupt ihre Städte mit dem erforderlichen Wasserbedarfe gewöhnlich durch unterirdische Canäle versorgt zu haben, im Gegensatze zu den Römern, die ihre Aquäducte in großartigen Werken über der Erde fortzuführen pflegten. Vielleicht gelingt es einmal, durch Aufräumung der zum Theile verschütteten Canäle die Stadt Athen und namentlich die neue Stadt am Piräus von dem auch jetzt noch sehr fühlbaren Wassermangel zu befreien.

Im Ganzen erscheint der Aufenthalt in Athen für Fremde ebenso interessant als anziehend. Für die Bequemlichkeit des täglichen Lebens sorgen Gasthöfe, Restaurationen und Caffeehäuser, die nach fränkischer Weise eingerichtet sind. Die Verbindungen zu Land und zu Wasser werden von Jahr zu Jahr leichter und geregelter. Selbst für das zartere Geschlecht wird ein Besuch des classischen Bodens von Griechenland nicht lange mehr als ein mit allzugroßen Beschwerden verknüpftes und kaum auszuführendes Unternehmen gelten können, und die abendländischen Touristen werden Athen in den Kreis ihrer Reisen aufzunehmen gezwungen sein.

Zehntes Capitel.

Reise durch den Peloponnes.

April 14 bis 24. 1838.

Am griechischen Charfreitag verließ ich nach Mittag den Piräus, um einen Ausflug nach dem Peloponnese zu machen. Das griechische Dampfboot Otto I., welches eine nothdürftige Verbindung zwischen den Inseln, dem Peloponnese und dem Piräus unterhält, war mit Passagieren überfüllt, die ihre Ostern in Navplia zu feiern gedachten. Die Gesellschaft war bunt und unterhaltend. Auf dem Verdecke lagerte der Türkenfresser Nikitas und mehrere Palikaren um ihn herum, und nicht ferne von ihm standen Officiere von den regelmäßigen Truppen in fränkischer Uniform. Hier ließ ein Franzose, der in griechische Dienste getreten war, fröhliche Lieder zur Guitarre ertönen: dort sah man Gruppen in ernsterer Unterhaltung, an der bekannte Männer, wie Schinas, Rhangabis, Welios, Herzog und Andere Theil nahmen. Der Himmel war heiter, und die Luft milde. Um Mitternacht legte das Dampfboot bei Spezzia an, um Passagiere an's Land zu setzen und andere wieder aufzuneh-

men: am Ufer sah man eine lange Procession mit Lichtern einhergehen, deren Wiederschein auf der spiegelglatten Fläche des Meeres einen wahrhaft zauberischen Anblick gewährte. Beim Anbruch des folgenden Tages befanden wir uns mitten im Argolischen Meerbusen: erblickten links das Städtchen Astros und darüber den schneebedeckten Parnon, rechts die Citadelle von Navplia, und landeten hier um Mittag.

Navplia ist eine nette Stadt von europäischem Aussehen, auf einer schmalen Fläche zwischen dem Meere und dem nördlichen Abhange eines Felsenhügels erbaut, der in Gestalt einer Landzunge nach Westen in den argolischen Meerbusen hineinragt. Durch diesen Vorsprung bildet sich eine Einbiegung des Ufers nach Osten hin, die einen geräumigen Hafen umschließt. Im Osten des Felsenhügels, der die Stadt überragt und befestigt ist, erhebt sich steil ein noch höherer Berg, der Palamidi, auf dessen Spitze die eigentliche Citadelle liegt. Die Festungswerke und manche Häuser der Stadt stammen noch aus den Zeiten der venetianischen Herrschaft: Vieles aber ist neu gebaut worden, während der Zeit, daß der König Otto in Navplia residirte. Die Stadt war damals in raschem Aufblühen begriffen: der Hafen wurde gereinigt und eingedammt, und neue Gebäude und selbst ganze Straßen entstanden. Aber mancherlei Rücksichten geboten die Verlegung der Residenz: zumal die, daß an eine so nöthige Erweiterung der Stadt wegen Mangel an Raum durchaus nicht zu denken war. Seitdem nun der Sitz der Regierung nach Athen verlegt worden ist, ist Navplia

freilich bedeutend gesunken. Indessen auch jetzt noch ist es ein stattlicher Ort: eine bedeutende Garnison, ein Appellationsgericht, eine hellenische Schule und eine juristische Universität ersetzen zum Theile den Verlust, den es durch das Wegziehen des Hofes erlitten hat. Besonders während der Ostertage war Navplia ungewöhnlich lebendig: die wohlgekleideten Spaziergänger, die paradirenden Truppen, und vor dem Thore die bunten Gruppen, die sich an Musik und Tanz und Schießen ergötzten, — das Alles gab der Stadt ein heiteres und glänzendes Aussehn. —

Nördlich von Navplia breitet sich in Form eines Dreiecks die weite und fruchtbare, aber jetzt sehr verwahrloste, argolische Ebene aus. An den Spitzen des Dreiecks liegen auf mehr oder minder bedeutenden Anhöhen die drei uralten Burgen der Pelopiden: Tiryns in der Nähe von Navplia, im Westen die hohe Larissa, welche die Stadt Argos beherrscht, und im Norden Mycenä. In einem Tage reitet man bequem um die Ebene herum. Zuerst kommt man nach Tiryns, dessen cyklopische Grundmauern nach Jahrtausenden noch fest und unversehrt stehen. Von da führt der Weg an mehreren Dörfern vorüber: überall erhält man befriedigende Auskunft über die einzuschlagenden Pfade, wenn man nach dem Grabmale des Agamemnon fragt ('ς τὸν 'Αγαμέμνονα). Endlich am nördlichen Ausgang der Ebene erblickt man die Mauern von Mycenä auf einer Anhöhe, die eine Schlucht überragt. An mehreren unterirdischen Grabmälern vorüber, die im Innern kegelförmig gewölbt sind, gelangt man

dann auf einem steilen Pfade durch das Löwenthor in das Innere der Burg. Auch Mycenä war nur eine Burg, obwohl von größerem Umfang, als Tiryns. Eine Stadt oder ein Dorf lag vielleicht am Fuße des Hügels. Von Mycenä nach Argos reitet man durch die Ebene, sanft aufsteigende Berge zur Rechten. Argos, ein volkreiches Städtchen, hat einzelne wohlgebaute Häuser, und eine große Caserne: die Mehrzahl der Häuser aber ist unscheinbar. Ruinen und Trümmer aus alter und neuer Zeit liegen zerstreut in den Straßen und in den Höfen der Häuser. Auf dem Wege nach der Burg kommt man an dem alten Theater vorüber, dessen hohe Sitze in stufenweiser Erhöhung in den Felsen gehauen sind: man hat hier eine herrliche Aussicht auf Navplia und den Meerbusen. Die Burg Larissa hat bis in späte Zeiten als Citadelle gedient: die mittelalterlichen Mauern ruhen zum Theile auf einem cyklopischen Unterbaue, der unstreitig der ältesten Zeit angehört, obgleich hier die gewaltigen Steine kunstreicher und regelrechter zusammengefügt sind, als in Tiryns und Mycenä. Von Argos nach Navplia endlich führt durch die Ebene eine von den Franzosen während der Besetzung von Morea erbaute Chaussee, die sich jetzt in einem traurigen Zustande befindet. An Tiryns vorbei gelangt man in einer Stunde nach Navplia. —

Zu einer Reise in das Innere des Landes bedarf es besonderer Zurüstungen. Die Chane (Wirthshäuser), welche man unterwegs in Dörfern oder an der Straße findet, sind in der Regel nichts weiter als ärmliche, steinerne Häuschen, die dem Reisenden zwischen ihren vier Mauern,

aber auf der nackten Erde, ein kümmerliches Obdach bieten. Von dem Wirthe kann man in der Regel nichts weiter als Holz und Licht, Wein (κρασί) und Branntwein (ῥακί), Brod, Käse, Eier und Salz erhalten: wer nach anderen Speisen und Getränken verlangt, muß sich ein Packpferd damit beladen. Auch Geschirr und eine Bettdecke (πάπλωμα) muß man mit sich führen; denn weder das Eine noch das Andere darf man in dem Chane zu finden erwarten, und beides ist besonders dann ein dringendes Bedürfniß, wenn man, um dem Schmutze und den zahllosen Insecten in den Chanen zu entgehen, unter freiem Himmel zu biwakiren vorzieht. Am Besten ist es, sich in Athen mit einem Bedienten zu versehen, der zugleich als Quartiermeister, Koch und Dollmetscher dient, und mit den nöthigsten Reisegeräthschaften zum Gebrauche der Fremden schon zum Voraus versehen ist. Ich hatte mir in Athen einen solchen Bedienten für die ganze Reise gemiethet *), der der deutschen, französischen, englischen, italienischen, russischen, griechischen, türkischen, albanesischen Sprache und überhaupt aller verschiedenen Dialekte, die in Griechenland und der Türkei gesprochen werden, vollkommen mächtig war. Sein Name war Georg: er war in Saloniki geboren und viel herumgekommen. Seine Dienste sind mir von wesentlichem Nutzen gewesen, um so mehr, als er in kurzer Zeit altgriechische Hand-

---

*) Der Lohn beträgt 5—6 Drachmen täglich: ungefähr ebensoviel (etwa 2—3 Gulden) bezahlt man als tägliches Miethgeld für ein Reit- oder Packpferd.

schriften zu lesen erlernte, und selbst zu Abschriften zu gebrauchen war.

Mit allem Nöthigen versehen trat ich nach den Osterfeiertagen Dienstags den 13. April den Ausflug in das Innere an. Ein Pferdeverleiher (ἀγωγιάτης) hatte drei tüchtige Pferde gestellt: zwei Reitpferde für mich und meinen Bedienten, und ein Packpferd, das der Agogiat zuweilen selbst bestieg, wo der Weg bequem und eben war. Von Navplia führt ein Fahrweg über Argos nach Tripolitza: der nähere Reitweg, den wir einschlugen, folgt der Krümmung des Ufers bis zu den Mühlen (Μύλοι), welche Navplia gegenüber am Meere liegen. Von da geht der Reitpfad aufwärts in die Gebirge. Vor Agladokampo (Ἀγλαδόκαμπος), einem Dörfchen, das in terrassenförmiger Erhebung an eine Bergwand gelehnt ist, kommt man auf die Fahrstraße. Hier stieß ich auf eine Abtheilung der griechischen Artillerie, die in der Ebene von Mantinea Uebungen anstellen sollte: sie bestand theils aus Geschützen, die von Pferden gezogen wurden, theils aus Maulthieren, die, von Soldaten geführt, kleine Kanonen und Pulverkasten auf ihrem Rücken trugen. Ein Corps von deutschen Musikern marschirte voraus, und ließ die Hörner ertönen: die Melodie des Liedes:

> In Laudebach hab' i' mei' Strümpfli verlor'n,
> In Laudebach bin i' gewest!

fand in den Bergen ein freundlich-wehmüthiges Echo. Nun ging es auf steilen und rauhen Pfaden über den hohen Paß des Parthenius, welcher Arkadien von Argolis

trennt. Das Wetter war den ganzen Tag über mild und heiter gewesen: aber gleich beim Eintritt in Arkadien blies uns ein kalter, schneidender Wind von den Bergen im Westen entgegen, deren Gipfel noch überall mit tiefem Schnee bedeckt waren.

Die große arkadische Ebene liegt selbst sehr hoch und ist von noch höheren Bergen rings umgeben. Das Klima ist daher in den Wintermonaten rauh und kalt: im Sommer aber herrscht hier erfrischende Kühlung, während die Hitze in den Niederungen am Meere kaum zu ertragen ist. Diese Kühlung ist es, wegen der die alten Dichter Arkadien so oft besungen haben; die Bewohner von Navplia, Argos und Astros denken noch jetzt im Sommer mit Sehnsucht an die Gebirge. In der Ebene von Arkadien und auf den Bergen erhält sich den ganzen Sommer hindurch das Grün des Grases und der Gebüsche, und den Heerden geht hier die Weide nicht aus, wenn in den tiefer gelegenen Districten schon Alles von der brennenden Sonne versengt ist: darum ist auch jetzt noch Arkadien das Land der Hirten und der Idyllen. Hie und da hörte ich eine Schalmeie ertönen: in den Dörfern um Tegea waren Männer und Frauen, deren Trachten zum Theil an das classische Alterthum erinnerten, zum ländlichen Tanze versammelt. Freundlich umgaben sie den Fremdling, und drängten sich herbei, um die Ruinen von Tegea zu zeigen: zuletzt wurden Raki und Pfeifen gebracht, und erst spät am Abend war an Ruhe zu denken.

Das Nachtlager in dem ärmlichen Chane von Achuri*) (Ἀχούρη) war mehr als unbehaglich. Am anderen Morgen war der Himmel bewölkt, das Wetter unfreundlich, und ich säumte nicht, Arkadien zu verlassen. Der Weg nach Sparta führt durch wilde, rauhe Thäler, und dann über einen öden, felsigen Bergrücken. Wie ich über die Grenze von Lakonien kam, ward es plötzlich heiter und mild: Hügel und Thäler strotzten von dem üppigsten Pflanzenwuchse. Die Hügel waren mit Steineichen, wilder Myrte, mannshoher Haide, und allerlei Büschen und Kräutern bewachsen, die in vollduftender Blüthe standen und so gruppirt waren, daß man zuweilen hellfarbige Teppiche ausgelegt zu erblicken vermeinte. In den Wiesengründen waren den Bächen entlang dichte Gebüsche von hohem Oleander zu sehen, der zum Theil schon in prachtvoller Blüthe stand und den Thälern ein gartenähnliches Aussehn verlieh. Beim Chane von Burlia eröffnete sich eine bezaubernde Aussicht, hinab auf die Ebene von Sparta, durch die sich der wasserreiche Eurotas windet, und auf die majestätische Bergkette des schneebedeckten Taygetus, der gegenüber in gewaltigen Massen schroff aus der Ebene emporsteigt.

Der Eurotas tritt unterhalb Burlia aus einer engen Bergschlucht hervor in eine schöne und fruchtbare

---

*) Das Dorf liegt nahe bei den Ruinen von Tegea. Denselben Namen tragen viele Dörfer des Peloponneses. Aber ebenso kehrt er in Armenien wieder. Woher diese Gleichheit der Ortsbenennungen?

Ebene, die drei Stunden breit und neun Stunden lang, und in Osten und Westen von hohen und zum Theil unübersteiglichen Bergen umgeben ist. Am nördlichen Ende der Ebene liegen auf einer sanften Anhöhe die Ruinen des alten Sparta, und nahe dabei, in südlicher Richtung, erhebt sich das neue Sparta. Anderthalb Stunden entfernt, am westlichen Rande der Ebene und an die steilen Abhänge des Taygetus angelehnt, liegt Mistra mit seiner Citadelle und seinen Vorstädten. Weiterhin liegen zahlreiche Ortschaften zerstreut umher, und im Süden erhebt sich eine Kette von Hügeln, die die Ebene abschließen und dem Eurotas nur einen schmalen Durchgang gestatten. Wenn man sich die eben beschriebene Lage von Sparta, in einer rings von Gebirgen eingeschlossenen Ebene, deutlich vergegenwärtigt, so begreift man leicht, wie die Spartaner von glühender Liebe zu ihrem Vaterlande beseelt, zugleich aber auch abgeschlossen in ihrem Wesen sein mußten. Doch darf man sich schwerlich die Spartaner als ein durchaus abgehärtetes Volk denken, das treu und genügsam in seinem Bergthale geblieben sei: die Ebene ist üppig und fruchtbar, und die von der Natur dargebotenen Genüsse sind von den Spartanern sicherlich nicht verschmäht worden. Nur diejenigen Luxusbedürfnisse, welche allein ein ausgebreiteter Handelsverkehr befriedigen kann, scheinen den Spartanern fremd geblieben zu sein, da sie die Lage der Stadt von allem überseeischen Handel ausschloß.

In Mistra fand ich bei einem griechischen Geistlichen ein leidliches Unterkommen. Die Leute klagten viel über den Verfall der Stadt. Der Handel liege sehr darnieder,

und die Ausführung der vorgeschlagenen Kunststraße nach dem Hafen Marathonisi werde von Jahr zu Jahr verschoben. Indessen scheinen diese Klagen nur von der Parthei derer auszugehen, die die Gründung des neuen Sparta mit ungünstigem Auge betrachten. Andere meinen, es sei Alles viel besser geworden, und die Verlegung des Sitzes der obersten Behörden nach Neu-Sparta müsse als eine vortreffliche Maßregel betrachtet werden, da die Lage von Mistra gar ungesund sei. In der That, während Mistra von vielen seiner Bewohner verlassen wird, ist die neue Stadt in raschem Aufblühen begriffen. Schon sind mehrere Straßen, die breit und regelmäßig angelegt worden sind, mit gut aussehenden Häusern besetzt; die nöthigsten öffentlichen Gebäude sind bereits hergestellt, und in dem Rathhause findet sich sogar eine kleine Sammlung von Antiken, die man unter den Ruinen von Sparta gefunden hat. Diese Ruinen sind übrigens unbedeutend, und was vorhanden ist, rührt meist aus einer späteren, der römischen, Zeit her.

In Neu-Sparta ward mir Gelegenheit, dem Erzbischofe von Lacedämon meine Aufwartung zu machen, in dessen Umgebung sich noch mehrere andere Geistliche befanden. Es wollte scheinen, — und dieselbe Bemerkung drang sich mir wiederholt bei dem Umgange mit griechischen Geistlichen auf, — als ob die Herren noch immer daran dächten, daß Griechenlands Heil in einer näheren Verbindung mit Rußland zu suchen sei. Auf meine Fragen nach Handschriften oder Urkunden, die in den Kirchen oder Klöstern des Sprengels zu finden sein

möchten, erhielt ich die schon erwartete Antwort. Was von Handschriften oder Urkunden vor Alters in den griechischen Kirchen und Klöstern existirt haben mag, — und wohl zu keiner Zeit war Ueberfluß daran, — ist theils in den Stürmen, die Griechenland im Mittelalter zu leiden hatte, untergegangen, theils von den Abendländern, die besonders im 16ten Jahrhundert in so großer Zahl zum Sammeln von Handschriften nach dem Orient entsendet wurden, aufgekauft oder als Beute von den Venetianern fortgeschleppt worden. Schon die Reisenden, welche Griechenland seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts besucht haben, haben nur selten von Handschriften Bericht zu erstatten gehabt, die ihnen in Kirchen oder Klöstern zu Gesicht gekommen wären: und auch die neuesten Nachforschungen haben nichts zu Tage zu fördern vermocht. Nach den Nachrichten und Angaben des Erzbischofs von Lacedämon und seiner Geistlichen zu schließen, mögen allerdings noch hie und da einzelne Handschriften und Urkunden zu finden sein: aber die ersteren scheinen nur Bruchstücke des neuen Testaments oder liturgische Schriften zu enthalten, und die Urkunden sollen hauptsächlich in Correspondenzen aus den letzten 60 bis 70 Jahren, namentlich mit dem Patriarchen zu Konstantinopel, bestehen.

Von Sparta trat ich am 20. April den Rückweg an, und kam in zwei Tagen über Agios Petros nach Argos. Dem Agogiaten war dieser Weg ganz unbekannt; aber die Karte von Morea, welche von den Officieren des Generalstabs des französischen Occupationsheeres in den Jahren 1829 — 1831 entworfen und im J. 1832 zu

Paris herausgegeben worden ist, machte einen jeden anderen Führer entbehrlich. Dem Thale des Oenus folgend, kamen wir glücklich nach Arachowa, einem bevölkerten Dorfe, dessen Häuser auf einer Anhöhe nördlich vom Flusse zerstreut umherliegen. Bei dem Chane versammelten sich mehrere Vorsteher und Bewohner des Orts um den Fremdling, neugierig nach Allerlei fragend. Sie klagten, daß es ihnen bis jetzt noch nicht möglich gewesen sei, einen Schullehrer für ihre Kinder zu erhalten. Heut zu Tage müsse man schreiben und lesen lernen, aber an Schullehrern sei noch großer Mangel, und die Besoldung, die gewöhnlich verlangt werde, sei von ärmeren Dorfschaften kaum zu erschwingen. Von Arachowa nach Agios Petros führt der Weg über hohe Berge. Ueberall trifft man hier Wälder von Fichten, Eichen und Ahorn: und wo nur irgend der Boden zum Anbau sich eignet, ist auch Cultur zu finden, während in den Ebenen von Argos und Arkadien noch manches ergiebige Land ganz brach liegt. Es sind diese Gegenden größtentheils und zwar von Alters her vom Kriege verschont geblieben, so daß die Bewohner derselben in ihrer ländlichen Arbeit seltner gestört worden sind. Das Klima ist hier bedeutend kälter, als am Gestade des Meeres: Alles war noch weit zurück, und in Agios Petros begannen grade die Kirschen zu blühen.

Agios Petros ist an dem Abhange eines Berges über einem tiefen Thale erbaut: in Südosten erhebt sich in kurzer Entfernung der Parnon, dessen Gipfel von Schnee erglänzte. Dahinter liegt die Landschaft Tzakonia, deren Bewohner einen dem Altgriechischen näher stehenden Dialekt

sprechen, der von anderen Griechen kaum verstanden wird. Auch in Agios Petros ward ich mit einem „Χαίρετε" begrüßt, und fand noch andere altgriechische Worte und Namen im Munde des Volks.

Bekanntlich hat Fallmerayer in schroffem Gegensatze zu denen, welche in den neugriechischen Kapitanis und Palikaren die Nachkommen eines Miltiades und Leonidas bewundern zu müssen geglaubt haben, in neuerer Zeit die Behauptung aufgestellt, daß in den Adern der heutigen Griechen kaum ein Tropfen altgriechischen Blutes fließe, daß sie vielmehr die Nachkommen einer Mischlingsbevölkerung seien, die sich seit den Zeiten der römischen Herrschaft in Griechenland gebildet habe. Fallmerayer hat geschichtlich nachgewiesen, daß schon unter den Römern die Bevölkerung Griechenlands als höchst entartet und zum Theil aus zusammengelaufenem Gesindel bestehend geschildert wurde. Später, besonders im 6ten und 7ten Jahrhunderte, haben Schwärme von Slaven Hellas und den Peloponnes überschwemmt, und Griechenland wurde ein von dem griechischen Reiche unabhängiges slavisches Land. Erst im 10ten Jahrhunderte wurden diese slavischen Völkerstämme wieder dem byzantinischen Scepter unterworfen: griechische Sitte und Sprache, die in der Zwischenzeit untergegangen waren, sollen nach Fallmerayer erst damals wieder von Konstantinopel nach Griechenland gekommen sein. Den Byzantinern folgten fränkische Herren, und Abendländer siedelten sich in den Städten am Meere und auf den Inseln an. Zuletzt nahmen die Türken von Griechenland Besitz, und durch sie sind namentlich im 18ten

Jahrhunderte ganze Colonien von Albanesen in das Land gezogen worden. Soviel ist jedenfalls gewiß, daß die Bevölkerung Griechenlands nach und nach eine Menge fremdartiger Bestandtheile in sich aufgenommen hat, daß altgriechisches Blut nicht unvermischt in den Adern der heutigen Griechen fließt. Aber ob der Stamm der alten Griechen in der That so gänzlich untergegangen sei, wie Fallmerayer annimmt, ob insbesondere die Mundart der Neugriechen nicht unmittelbar auf dem Altgriechischen, sondern auf dem Griechischen der Byzantiner beruhe, das sind Fragen, deren Entscheidung einstweilen noch zweifelhaft genannt werden muß. Gewiß sind in Tzakonia und den umliegenden Bergdörfern noch Ueberbleibsel des Altgriechischen vorhanden, wie auch Fallmerayer zugiebt und wie ich selbst zu beobachten Gelegenheit fand. Aber auch sonst scheint das Neugriechische dem Altgriechischen näher zu stehen, als Fallmerayer zu glauben geneigt ist. Professor **Roß** zu Athen will eine auffallende Uebereinstimmung zwischen der heutigen Sprache der Griechen und dem äolischen Dialekte gefunden haben, der in alter Zeit die verbreitetste Mundart gewesen sein soll. Die Sprache der Athenienser ist noch heut zu Tage von der der übrigen Griechen verschieden und zwar grade in Punkten, wo sich eine Verwandtschaft mit dem Attischen Dialekte der Vorzeit nachweisen läßt. Z. B. in den Wörtern, die sich auf ια endigen, und nach der Schreib- und Redeweise der attischen Schriftsteller den Accent auf der vorletzten Sylbe haben, pflegen die Athenienser auch jetzt noch die vorletzte Sylbe zu betonen, während die übrigen Griechen in der

Regel den Accent auf das α verlegen, und das ια als eine Sylbe aussprechen *). Das κ sprechen die Athenienser wie die Italiener das c aus. Wahrscheinlich wurden diese Buchstaben auch von den Alten in ähnlicher Weise ausgesprochen, so daß also, wenn die attischen Schriftsteller das lateinische Cicero mit Κικερων wiedergeben, daraus keineswegs zu folgern ist, daß das römische C dem deutschen K gleichstehe, sondern vielmehr anzunehmen ist, daß die Römer ganz wie die heutigen Bewohner Italiens das c vor den Vocalen e und i wie ein tsch ausgesprochen haben. Uebrigens ist die Erforschung der verschiedenen im heutigen Griechenland üblichen Mundarten bis jetzt noch nicht zu dem Punkte gelangt, wo sich über deren Verwandtschaft mit altgriechischen Dialekten mit Bestimmtheit ein Urtheil fällen ließe. Es wird noch genauerer Untersuchungen bedürfen, bis man aus solchen Verwandtschaften den erforderlichen Beweis führen kann, daß sich die griechische Sprache unter den Bewohnern von Griechenland in ununterbrochener Fortpflanzung erhalten hat, daß mithin die heutigen Griechen wenigstens theilweise als Nachkommen der alten Hellenen betrachtet werden können und müssen.

Auf dem Wege nach Argos schloß sich als Begleiter zu Fuß ein Gerichtsbote an, der von Poros nach Agios Petros gekommen war, um Zeugen zu einem Processe vor Gericht zu rufen. Er wußte von Mancherlei zu er-

*) In Athen spricht man πάιδια, im übrigen Griechenland παιδιά.

zählen, und sprach unter Anderem von einem spaßhaften Vorfalle, der sich vor Kurzem zu Poros ereignet hatte. Man hatte ein Grab für eine Frau gegraben, und war dabei auf einen alten, marmornen Sarkophag gestoßen, auf dessen Deckel zwei männliche Figuren abgebildet waren und eine Inschrift stand, die die Namen der hier Beerdigten angab. Erfreut über den glücklichen Fund, warf man alsbald die Gebeine der beiden Männer heraus, legte die Leiche der Frau hinein, und setzte den Sarkophag an seine alte Stelle. Dem künftigen Finder und Alterthumsforscher ist hier ein Räthsel aufgegeben worden, das auch für unsere Zeit Belehrung enthält!

Der Weg ging immer Berg auf, Berg ab, an keinem bewohnten Orte vorüber. An manchen Stellen war der Pfad so steil, daß selbst mein junges, kräftiges Pferd kaum im Stande war, die Anhöhe zu erklimmen. In stechender Sonnenhitze mußten wir einen langen Weg zurücklegen, ohne trinkbares Wasser zu finden: und erst nach sechs Stunden erreichten wir ermüdet und erschöpft eine Quelle am Abhange des Berges Tzawitza. Wohl hatten die Alten Recht, daß sie der Nymphe einer jeden Quelle ihren Tempel bauten, und Pausanias, der in seiner Beschreibung von Griechenland jedes einzelnen Brünnleins mit ängstlicher Treue gedenkt, mochte wohl selbst auf seinen Reisen den Werth des Wassers erprobt haben!

Nachdem der hohe Tzawitza überstiegen war, senkte sich der Weg allmählig herab in ein liebliches Thal, durch welches ein wasserreicher Bach nach dem Meere fließt. Wir kamen an das Ufer des Meeres in der Nähe der Müh-

len, gegenüber von Navplia, und nach zwei Stunden erreichten wir Argos. Zwischen den Mühlen und Argos wälzt sich der Erasinus aus unterirdischen Canälen hervor, und fließt durch Sümpfe nach dem Meere. Es ist ein wunderbarer Anblick, wie die Wassermasse aus den Klüftungen des Felsens mächtig hervordringt, und plötzlich ein Fluß vorhanden ist, wo man kaum an eine Quelle dachte. Die Griechen nennen eine solche Flußquelle Κεφαλάρι: in Morea sind sie nicht selten. Die Gewässer, die im Innern des Landes sich sammeln, und denen die gewaltigen Bergrücken nicht überall einen sichtbaren Abfluß verstatten, verlieren sich zum Theil in Höhlungen und Klüftungen (Κατάβοθρα), die durch die Berge hindurch sich winden, und brechen dann jenseits am Ufer des Meeres mit Macht aus den Felsen hervor.

Von Argos nach Korinth (den 22. April) war eine bequeme Tagereise. Einen großen Theil des Weges schloß sich als Begleiter ein kräftiggebauter und wohlbewaffneter Mann an, der noch vor Kurzem das Klephtenhandwerk in Rumelien getrieben, und, nachdem die Bande, zu welcher er gehört hatte, von der griechischen Gensdarmerie zerstreut worden war, eine Zuflucht in Morea gesucht hatte. Er wollte sich nun als friedlicher Pferdehändler seinen Lebensunterhalt zu verschaffen versuchen, und sprach von einem Fohlen, das er sich holen wolle, um seinen Handel zu eröffnen. Der Mann erzählte ganz naiv, wie viele Mylordos, d. h. Fremde, er beraubt habe, und schilderte das Klephtenleben mit sichtlicher Vorliebe. Aber um so weniger hatte ich für mein Gepäck zu fürchten,

obwohl ich von Waffen völlig entblößt war. Ueberhaupt braucht der Reisende, wenn er nur die Begehrlichkeit der Menschen durch seinen äußeren Aufzug zu reizen vermeidet, in Griechenland vor den Klephten, wenigstens in neuerer Zeit, durchaus nicht in Angst zu sein.

Das einst so prächtige Korinth ist jetzt ein ärmliches Dorf; das Alte ist im Laufe der Zeiten so vollständig zerstört worden, daß nur noch unkenntliche Ruinen zu finden sind. Merkwürdiger Weise hat sich in dieser völligen Zerstörung noch ein Denkmal erhalten, welches ohne Zweifel grade aus der ältesten Zeit stammt: es sind die mächtigen Säulen eines dorischen Tempels, die einsam aus Trümmern hervorragen. Die düstern Empfindungen, welche die Ruinen der Stadt erwecken, verscheucht ein Besuch der Akropolis. Man genießt hier einer entzückenden Fernsicht, links auf den korinthischen Meerbusen, um den sich amphitheatralisch der Cyllene, Parnaß und Helikon gruppiren, rechts auf den saronischen Meerbusen mit seinen Inseln und die Berge von Attika und Epidaurien. Die Festung hat einen griechischen Commandanten, der sie zur Weide von 300 Stück Schafen benutzt: und eine Besatzung von neun Mann, einem Corporale und acht Gemeinen. Es waren lauter Deutsche, und der Corporal ein Badener aus Stetten am kalten Markt. Er hatte im Vaterlande gedient, aber doch nicht vom Kriegerstande Abschied nehmen wollen, ohne zuvor, wie er sich ausdrückte, Pulver gerochen zu haben, und hatte sich daher als Freiwilliger nach Griechenland anwerben lassen. Des Abends im Wirthshause zu Korinth erzählte er von den Gefechten

in der Maina und in Rumelien, denen er beigewohnt hatte: des Soldatenlebens war er nun überdrüssig geworden, und dachte bald wieder in die Heimath zurückzukehren, um den Pflug und die Hacke zu führen.

Von Korinth nach Athen reist man bequem in zwei Tagen. Der Weg geht über den Isthmus, und dann entweder über die Gebirge, oder dem saronischen Meerbusen entlang nach Megara. Folgt man dem Ufer des Meeres, so kommt man kurz vor Megara an den scironischen Felsen vorüber; die glatten Marmorwände fallen hier steil in das Meer herab, und lassen nur Raum für einen schmalen Pfad, der oft von den Fluthen überschwemmt wird. Diese Felsen haben ihren Namen von einem Straßenräuber, den Theseus überwand. Jetzt werden sie Κακὴ σκάλα (der schlechte Steg) genannt, und dienen noch immer den Klephten als Aufenthaltsort. Tags zuvor waren hier drei Griechen ausgeplündert, und ein Knabe, den sie bei sich führten, war von den Klephten mit fortgeführt worden; den greisen, weinenden Vater, der seinen Sohn zu suchen ausging, traf ich in Megara. Der Paß an den scironischen Felsen kann von Wenigen gegen eine überwiegende Macht vertheidigt werden: ebenso befindet sich auf dem Wege, der über die Berge vom Isthmus nach Megara führt, ein höchst schwieriger Paß, und der Besitz des einen und des anderen Passes bedingt die Möglichkeit, einen Einfall vom Peloponnese nach Attika oder umgekehrt zu Lande zu machen. Dadurch erklären sich manche Episoden des peloponnesischen Kriegs, die von Thucydides erzählt werden: namentlich die Besetzung von Nisäa,

welche die Athenienser zu Herren des Engpasses an den scironischen Felsen machte.

In Megara war wenig Beachtungswerthes zu finden. Im Süden der Stadt hat ein wohlhabender Bürger ein Schulhaus zufällig an dem Orte erbauen lassen, an welchem vor Alters schon ein Gymnasium stand. Bei der Grabung der Fundamente ist man ganz unverhofft auf antikes Mauerwerk und eine Inschrift gestoßen, die mehreren Gymnasiarchen zu Ehren gesetzt war. Von Megara kommt man in einigen Stunden über Eleusis nach Athen, indem man einen großen Theil des Weges die Insel Salamis zur Seite hat. Beim Daphnekloster, auf der Höhe kurz vor Athen, begegnete ich mehreren Kamelen, welche den Pferden große Furcht einjagten. Kamele sieht man in Griechenland jetzt nur noch da, wo sie von den Türken zurückgelassen worden sind; in den Bergen sind sie nicht zu gebrauchen, und der ebenen Flächen giebt es in Griechenland nicht viele.

Den 24. April, bald nach Mittag, erreichte ich Athen, als sich eben der Regen in Strömen zu ergießen begann.

Elftes Capitel.

Reise nach Saloniki.

Mai 3 bis 11. 1838.



Am 3. Mai verließ ich zum zweiten Male Athen, um über Theben und Chalkis nach Kumi, einem Handelsstädtchen an der Ostküste von Euböa, zu reisen, wo sich zur Seefahrt nach Saloniki häufig Gelegenheit finden sollte.

Den ersten Tag ging es auf der neuen, vortrefflichen Kunststraße an dem Daphnekloster und Eleusis vorüber nach Alt-Kontura (Παλαιὸ Κόντουρα) am Fuße des Cithäron, wo die Straßenarbeiter unter dem Commando eines Lieutenants ein Lager aufgeschlagen hatten. Ein Thebaner mit seiner Familie und ein Advocat aus Livadia reisten desselben Weges: sie waren in Athen gewesen, um das Urtheil des Areopags in einem Rechtsstreite zu erholen, den der Advocat für den Thebaner geführt hatte. Mit geläufiger Zunge erläuterte der eifrige Sachwalter die Streitpunkte, um die es sich gehandelt hatte, indem er seine unmaßgebliche Meinung mit mancherlei Stellen aus Armenopulos, den er gründlich studirt zu haben schien, zu belegen wußte. Den ganzen Tag

über ergoß sich der Regen in Strömen, und völlig durchnäßt erreichte die Gesellschaft endlich am Abend Alt-Kondura, an dessen Stelle nur noch ein einsamer, ärmlicher Chan steht. Das kleine, steinerne Haus, welches nur durch die Thüre Licht erhielt, und wo der dem Feuer entqualmende Rauch mühsam einen Ausweg durch das durchlöcherte Dach suchen mußte, war mit Menschen und Pferden überfüllt. Glücklicher Weise erbarmte sich Herr Lieutenant Oettinger, ein geborner Badener, seines verlegenen Landsmannes, und nahm ihn gastfreundlich in seiner nahestehenden hölzernen Barracke auf. Die armen Reisegefährten mußten in dem schmutzigen Chane, von Wind und Kälte, Rauch und Insecten geplagt, eine Nacht voll Ungemachs erdulden.

Des anderen Tages wurde der Cithäron auf schlechten Pfaden und unter anhaltenden Regengüssen erstiegen: von der weiten böotischen Ebene, die von so classischen Bergen umringt ist, war wegen der Wolken und des Nebels nur wenig zu sehen. Von der Höhe senkt sich der Weg steil hinab, und führt dann durch marschige Felder nach Theben.

Theben (Θῆβα) ist ein ärmliches, entvölkertes Dorf, das sich langsam aus Ruinen zu erheben beginnt. Den Mittelpunkt bildet die Epaminondasstraße, zu deren beiden Seiten gegen zwanzig, meist erst neu gebaute, zweistöckige Häuser stehen. Das Klima ist ziemlich rauh: die Lage aber scheint herrlich zu sein. Die große Ebene nördlich von Theben ist in hohem Grade fruchtbar, und Ackerbau die Haupterwerbsquelle der Thebaner. In einiger Entfernung von der Stadt hat man nach Meerschaum zu graben

versucht: indessen der Erfolg, den das Unternehmen bis jetzt gehabt, läßt schwerlich auf eine neue Erwerbsquelle hoffen.

Ein bequemer Reitweg, auf dem man von Zeit zu Zeit beladenen Pferden oder Kamelen begegnet, führt von Theben nach Chalkis: Anfangs durch fruchtbare, aber schlecht bebaute, Ebenen; zuletzt über einen steilen Bergrücken, von dessen Gipfel bei dem wieder heiter gewordenen Himmel das Auge hinüberblickte nach Euböa und seinen hohen, mit Schnee bedeckten, Bergen, und hinab auf den Meeresarm, der in mannichfachen Windungen die Insel von dem Festlande trennt.

Die Meerenge des Euripus ist schmal und hat nur eine geringe Tiefe: ein Felsen mit einem Castelle theilt sie in zwei Arme. Der eine Arm bewegt durch seine bald von Norden nach Süden, bald in umgekehrter Richtung laufende Strömung eine Schiffmühle: der andere, tiefere Arm ist für kleinere Boote zu passiren. Brücken führen von dem Festlande hinüber nach der Stadt. Bei dem Uebergange über die zweite Brücke stürzte mein Pferd auf dem schlechten Pflaster, und das schwanke Geländer war kaum vermögend, den Fall zu brechen. Indessen sprangen des Abends wohl Knaben im Scherze von der Brücke herab in das Meer, und ein Sturz in die Fluthen wäre nicht eben gefährlich gewesen.

Chalkis heißt jetzt wieder mit ihrem alten Namen die Stadt, welche die Türken Egripo, die Franken aber Negroponte nannten. Beide Namen sind nur Corruptionen von Euripus (Evripos), dem Namen, den hier die

Meerenge bei den Alten trug: durch die fränkische Biegung des Wortes wollte man vielleicht an die Brücke erinnern, welche das Festland und die Stadt verbindet. Auch sonst stößt man in Griechenland nicht selten auf sonderbar klingende Ortsnamen, die ähnlichen Wortverdrehungen ihre Entstehung verdanken. Aus dem Berge Hymettus machten die Franken einen **Monte Metto** oder **Matto**, und wie bei den Griechen in späterer Zeit mit dem alten Namen Hymettus auch der Ursprung der fränkischen Bezeichnung in Vergessenheit gerieth, glaubten sie das **Monte Matto** in ihrer Sprache durch Τρελλοβοῦνο d. h. „der verrückte Berg" übersetzen zu müssen. Und wenn aus Hymettus Trellowuno werden konnte, so mußte sich Euripus noch viel leichter in Negroponte verdrehen lassen. — Die Lage von Chalkis ist überaus schön, wenn gleich die Umgegend kahl ist. Die Stadt selbst sieht von Ferne ganz eigenthümlich aus. Sie ist von venetianischen und türkischen Festungswerken umgeben, die von Cypressen und von Minarets überragt werden, wo der türkische Halbmond dem griechischen Kreuze hat weichen müssen. Auch im Inneren ist sie von einem fremdartigeren Aussehn, als es die Städte des griechischen Festlandes gewöhnlich haben; sie ist erst durch den Frieden an Griechenland abgetreten worden, und zeigt noch überall deutliche Spuren des türkischen Wesens, wie sie denn selbst noch Türken unter ihren Bewohnern zählt.

Um von Chalkis nach Kumi zu gelangen, hat man die Wahl zwischen zwei verschiedenen Wegen. Der eine, beschwerlichere, führt in östlicher Richtung, am hohen Delphi-

berge vorüber, in 14 Stunden nach Kumi; der andere, bequemere, geht erst südöstlich dem Ufer des Meeres entlang bis Aliweri, und durchschneidet alsdann die Insel in der Richtung nach Nordosten.

Am 6. Mai früh schlug der in Chalkis neu gemiethete Agogiat den bequemeren Weg ein, der zugleich der interessantere sein sollte. Der gepflasterte Pfad folgt Anfangs dem felsigen Abhange eines nicht unbedeutenden Hügels, der steil nach dem Meere herabfällt. In den Felswänden sieht man zahlreiche Gräber eingehauen und Stufen und Nischen: an zwei Stellen sprudeln mächtige Quellen aus den Klüftungen des Felsens, und ergießen sich unmittelbar in das Meer. Weiterhin treten die Berge vom Ufer zurück: zwischen ihnen und dem Meere breitet sich eine weite Ebene aus, auf welcher das Dorf Wasiliko (Βασιλικό) liegt, von fruchtbaren Feldern rings umgeben. Auf den Anhöhen links sind einige verlassene Castelle und Thürme, die einst von den fränkischen Herren der Insel bewohnt waren. Rechts, über der Meerenge, erblickt man die Höhen, auf denen vordem Aulis stand, und den Hafen, in welchem sich die griechische Flotte versammelte, die Agamemnon nach den Gestaden von Troja führen sollte. In vier Stunden kommt man nach Eretria: die Ebene und der Fuß des nahegelegenen Berges sind mit Marmortrümmern bedeckt. Man beabsichtigt hier eine Colonie von Ipsarioten zu gründen: eine Kirche, ein Schul- und Gemeindehaus sind bereits fertig gebaut und die Straßen abgesteckt. Aber bis jetzt haben sich nur sechs bis acht Familien angebaut; die Lage von Eretria ist zwar eine

der schönsten, die man nur sehen kann, aber für Ackerbau und Handel zur Zeit noch weniger günstig: ein sicherer Hafen ist nicht da, und weit und breit ist kein gutes Trinkwasser zu finden. Von Eretria geht es weiter in der Ebene, die links von Hügeln, rechts von dem Meere begrenzt, anscheinend fruchtbar ist, aber jetzt unbebaut und öde liegt. Der Weg durchschneidet an zwei Stellen bedeutende Trümmerhaufen altgriechischer Städte, wo man mancherlei Mauerwerk und lange Gräberstraßen findet. Die Gräber sind sämmtlich erbrochen, wie denn kaum die großen Grabhügel der ältesten Völker der Habsucht oder Neugierde späterer Zeiten widerstanden haben. Auffallend ist es, daß im Alterthume an dieser schmalen Küstenstrecke in geringer Entfernung von einander dem Anscheine nach so bedeutende Städte zu gleicher Zeit erblühen konnten, während im Mittelalter Alles nach und nach öde geworden ist, und gegenwärtig schon wegen des durchgängigen Mangels an gutem Trinkwasser an dem Gedeihen kleinerer Ansiedelungen in dieser Gegend gezweifelt werden muß. Es läßt sich dieser Umstand nicht schon dadurch erklären, daß man an den einst so lebhaften Handel Euböa's besonders mit dem gegenüberliegenden Attika erinnert: sondern es muß auch ehemals die Küste viel reicher gewesen sein an Quellen, die im Laufe der Zeiten versiegt sind, wie auch im Peloponnese und in Hellas so manche von den Alten gefeierte Quelle heut zu Tage vergeblich gesucht wird.

Zuletzt führt der Weg über ein Vorgebirge, welches eine tiefe, weite Bucht im Norden begrenzt. Mehrere alte Cisternen und zwei kleine griechische Kapellen beweisen,

daß hier ein Dorf oder Städtchen vor nicht gar langer Zeit gestanden haben muß. Von der äußersten Spitze des Vorgebirges blickt man hinüber über die Meerenge nach den Bergen von Attika, und übersieht die weite, von Hügeln begrenzte Bucht, in deren Hintergrunde auf einer Anhöhe, vom Meere etwas entfernt, das Dorf Aliweri (Ἀλιβέρη) liegt. Auf einem höheren Berge im Süden der Bucht erhebt sich ein fränkisches Castell.

In Aliweri wurde die Nacht geruht. Des anderen Tages ging es in nordöstlicher Richtung landeinwärts, über üppig mit allerlei Buschwerk bewachsene Hügel und durch fruchtbare Thäler. Auf den Spitzen der Hügel zeigten sich hie und da fränkische Thürme und Burgen, welche die reiche Gegend umher beherrschten: zahlreiche Ortschaften lagen an den Abhängen der Hügel oder in den Thälern zerstreut. Die Bewohner derselben waren weniger zutraulich und scheuer, als die Moreoten: fast nirgends wollten sie Rede stehen, und wenn man Lebensmittel zu erhalten wünschte, glaubten sie selbst beim Anblick des baaren Geldes noch nicht vor Erpressungen sicher zu sein. Das Innere von Euböa ist auf den gangbaren Charten durchaus verzeichnet: selbst die große, sonst so vorzügliche Charte der Türkei, welche von dem k. k. österreichischen Generalstabe herausgegeben worden ist, ist in Beziehung auf Euböa ganz unzuverlässig. Der Reisende entbehrt hier schmerzlich die Genauigkeit und Sorgfalt, durch welche die große, von der französischen Expedition entworfene, Charte des Peloponneses in hohem Grade sich auszeichnet.

Nach achtstündigem Ritte erreichte ich endlich **Kumi** (Κούμη), wo ich in dem Hause eines kürzlich von Athen dahin berufenen Arztes, des Dr. **Hormel** aus Kurhessen, gastfreundliche Aufnahme fand.

Das Städchen Kumi liegt südlich vom Vorgebirge Kili, und ist in der malerischsten Lage auf einer Anhöhe erbaut, welche eine Stunde vom Meere entfernt ist. Hier ist, wenn auch kein Hafen, doch eine sichere Rhede mit gutem Ankergrunde, wo zahlreiche Handelsfahrzeuge liegen; am Ufer stehen neben Fischerhütten einige Magazine und provisorische Sanitätsgebäude. Die Kumioten treiben einen lebhaften Handel mit rothem Weine, den die Umgegend in vorzüglicher Güte hervorbringt: ihre Schiffe befahren das ägäische Meer in allen Richtungen und gehen besonders häufig nach Athen, Smyrna und Konstantinopel. Die Kumioten sind tüchtige und kühne Seeleute. Ein mit zwei Kumioten bemanntes Fahrzeug lag einstmals in den Zeiten der Revolution bei Galata in dem Hafen von Konstantinopel neben einer reich beladenen aber schlecht bewachten türkischen Brigg. Bei Nacht und Nebel überfielen die Kumioten das türkische Schiff, lichteten schnell die Anker, und kamen nach mancherlei Abenteuern und Gefahren glücklich nach einem Hafen, wo sie die gemachte Beute verwerthen konnten. Der Eine von jenen Kumioten, ein reicher Mann, lebt jetzt in hohem Ansehn in seiner Vaterstadt: er ist stolz darauf, „der große Räuber" (ὁ μέγας κλέφτης) genannt zu werden. So wenig halten es die Griechen für schimpflich, ein Klephtis zu sein und zu heißen: wie ehemals die Spartaner, so haben noch jetzt

die gemeinen Griechen vor den Klephten Furcht und Achtung zugleich. — In den Bergen nordwestlich von Kumi sind bedeutende Braunkohlengruben, welche von deutschen Arbeitern unter der Direction eines Herrn Schiller betrieben werden. Auf der Höhe, von welcher man einer weiten Aussicht in das Innere genießt, sind neuerdings die nöthigsten Bauten aufgeführt worden; nicht weit davon soll von den deutschen Arbeitern eine kleine Colonie gegründet werden. Von den Gruben führt ein guter Fahrweg, welcher Kumi berührt, hinab zum Meere: und da die hier gewonnenen Kohlen von vorzüglicher Güte sind, so darf man auf einen erfreulichen Fortgang des kaum begonnenen Baues mit Sicherheit hoffen.

Am 9. Mai Abends um 4 Uhr ging ich mit einem eigends gemietheten Schiffe in See. Eine Gelegenheit nach Saloniki war nicht zu finden gewesen. Die Mannschaft der Goelette bestand aus einem Capitäne, zwei Matrosen und zwei Schiffsjungen. Alle hatten Antheil an dem Schiffe, riefen sich immer „Bruder“ (ἀδελφέ) an, und schienen von Subordination keinen Begriff zu haben. Indessen that Jeder seine Schuldigkeit, weil es in seinem Interesse lag. Wir waren kaum am Vorgebirge Kili vorüber, als die Segel am Maste zu flappen begannen und bald auch nicht die geringste Bewegung mehr in der Luft zu bemerken war. Im Sommer tritt in diesen Gewässern fast täglich zu gewissen Stunden eine völlige Windstille ein, welche mit bestimmten regelmäßigen Winden abwechselt. Am schnellsten und doch zugleich sicher fährt man daher mit kleineren Fahrzeugen und Booten, bei denen man

bald Ruder bald Segel gebrauchen kann. So sind in der Regel auch die Schiffe der Seeräuber beschaffen und ausgerüstet, auf welche grade deshalb mit Nachdruck und Erfolg nur von kleinen Kriegsdampfbooten Jagd gemacht werden kann; Kreuzern, die nur mit Segeln versehen sind, entgehen sie leicht durch Rudern in seichte und felsige Buchten. Während der Windstille fuhr der Capitän mit dem Boote nach einer nahen Felseninsel auf den Hummerfang. Er hatte ein geübtes Auge: in einer Tiefe von 10 — 14 Fuß entdeckte er die Hummern am Felsen und spießte sie behende mit einem Dreizack auf, der an einer langen Stange befestigt war. Allmählig brach die Dämmerung ein, und die Matrosen legten sich in ihre braunen Mäntel gewickelt auf das Verdeck, während mir ein Ruhelager in der engen Cajüte bereitet war.

Ueber Nacht hatten wir wieder mit schwachem Winde eine kurze Strecke zurückgelegt, und befanden uns am Morgen bei Windstille vor Skopelos und anderen umherliegenden Inseln; Euböa mit dem hohen Delphiberge war im Rücken noch sichtbar. Die Windstille hielt bis Mittag an. Der Capitän und seine Leute hatten sich im Kreise auf das Hinterdeck gesetzt, und hielten ihr einfaches Mahl, das aus Brod, Käse und Oliven und einem dicken Breie bestand. Das ist die tägliche Nahrung der Leute in diesen Ländern, und diese Einfachheit der gewöhnlichen Lebensweise ist der beste Schlüssel zur Erklärung der Strenge, welche die Griechen bei ihren Fasten beobachten. Die Kirche mußte, wenn gefastet werden sollte, selbst die unschuldigsten Speisen verbieten, da das gewöhnliche Essen

der Leute schon an sich einem beständigen Fasten glich. Nach Beendigung der Mahlzeit wurde allerlei Kurzweil getrieben. Einer nach dem Anderen las aus einer neugriechischen Lebensbeschreibung Alexanders des Großen vor, die in Venedig im Drucke erschienen ist. Freilich verstanden die guten Kumioten kaum die Hälfte von dem, was da geschrieben und gedruckt war: denn in Kumi spricht man einen Dialekt, der von dem Neugriechischen, dessen man sich in Schriften bedient, gar sehr verschieden ist. Aber sie schienen auch mehr im Lesen und im Verständniß der Schriftsprache sich üben zu wollen, als blos nach Unterhaltung zu verlangen. Abwechselnd ließ der eine Matrose, den seine Gefährten als vorzüglichen Sänger bewunderten, seine Stimme ertönen: die Melodien, nach welchen er seine Lieder sang, schienen mir aus einem eigenthümlichen Schlüssel zu gehen: sie hatten im Ganzen den wehmüthig=sanften Fall, der auch in dem Gesange der Slaven charakteristisch hervortritt. Den Text seiner Lieder wußte der Sänger selbst nicht wortgetreu wiederzugeben. Das eine Lied war ein Lobgedicht auf Kapodistrias: ein anderes bestand ungefähr aus folgenden Versen:

῎Ας γένουμουν καθρέπτης! νὰ βλέπεσαι ’ς ἐμένα
Κ’ ἐγὼ νὰ βλέπω πάντα τὸ κάλλος σου κ’ ἐσένα.
῎Ας γένουμουν κτενάκι! σιγὰ σιγὰ ν’ ἀρχίζω,
Νὰ σχίζω τὰ μαλιά σου, νὰ σ’ τὰ γλυκοκτενίζω.
῎Ας ἤμουν ἀεράκης! καὶ ὅλος νὰ κινήσω,
’ς τὰ στήθη σου νὰ πέσω, γλυκὰ νὰ τὰ φυσήσω.
῎Ας ἤμουν τέλος ὕπνος! νὰ ἔρχωμαι τὸ βράδυ,
Νὰ δένω τὰ γλυκά σου ματάκια ’ς τὸ σκοτάδι.

Auf deutsch:

Ach! würd' ich doch zum Spiegel, damit du in mich blicktest,
Ich deine Schönheit immer und dich vor Augen hätte.
Ach! würd' ich doch zum Kamme! Sacht, sacht würd' ich beginnen
Die Haare dir zu schlichten, und sanft herab sie kämmen.
Ach! wär' ich doch ein Lüftchen! Ich würde ganz mich regen,
Auf deinen Busen fallen, um süß dich anzuhauchen.
Und wär' ich doch der Schlummer! des Abends könnt' ich kommen,
Um dir die süßen Augen mit Dunkel zu umhüllen.

Endlich erhob sich ein leichter Wind, der die Oberfläche des Meeres kräuselte und die Segel zu füllen begann. Das Schiff ging vorwärts, von zahlreichen Delphinen begleitet. Wir fuhren zwischen Dromi und Skopelos hindurch; auf der letzteren Insel ist ein Kloster zur heiligen Dreieinigkeit (τῆς ἁγίας Τριάδος), in welchem sich einige Handschriften, namentlich eine alte medicinische mit Bildern, befinden sollen. Gleich hinter Skopelos war in nordnordöstlicher Richtung der Berg Athos zu sehen, ein steiler Kegel, der einsam in nebliger Ferne aus dem Meere emporstieg. Jetzt wurde der Wind stärker: es war ein frischer Emwatis (ἐμβάτης), wie der Wind genannt wird, der in regelmäßigem Wechsel in den thermäischen Busen zu wehen pflegt. Als es Nacht wurde, steuerte das Schiff lustig nach dem Golfe zu.

Bei Tagesanbruch waren wir bei dem Vorgebirge Kassandra, rechts noch immer den Berg Athos am fernen Horizonte erblickend, zur Linken den Pelion und Ossa, und vor uns den hohen, schneebedeckten Olymp. In dieser Umgebung ging es eilends weiter: wir legten mehr

als zwei deutsche Meilen in der Stunde zurück. Nach Mittag umschifften wir das Vorgebirge Karaburnu, auf welchem die Ruinen eines alten Castelles zu sehen sind, und hatten Saloniki vor Augen. Von allen Seiten segelten größere und kleinere Schiffe nach der Stadt, mit uns den günstigen Wind benutzend, während ein Dampfboot, nach Konstantinopel fahrend, uns entgegen kam. Endlich um drei Uhr Nachmittags warfen wir auf der Rhede von Saloniki die Anker.

Zwölftes Capitel.

Saloniki. Mai 12 bis 17. Juni 20 bis 29. 1838.

---

1. Aufenthalt in Saloniki im Allgemeinen. Die Consuln.

In Saloniki giebt es verschiedene Chane. Es sind große viereckige Gebäude von zwei Stockwerken: in der Mitte mit einem Hofe, der von Galerien umgeben ist. Die Galerien laufen an den zahlreichen Kammern vorüber, welche zur Aufnahme von Fremden bestimmt sind. In allen größeren türkischen Städten finden sich dergleichen weitläufige Chane, die zum Theile, und namentlich auch in Saloniki, noch aus den byzantinischen Zeiten zu stammen scheinen, wo fast überall dergleichen Fremdenhäuser (ξενοδοχεῖα) vorhanden waren. Die Chane gewähren dem Reisenden ein unentgeltliches Obdach in einer Kammer, die außer der Thüre gewöhnlich ein Fenster und einen Kamin hat, aber keinerlei Möbeln enthält. An die Bequemlichkeit unserer Wirthshäuser ist also nicht zu denken, und in milder Jahreszeit wenigstens wird selbst die Nacht unter freiem Himmel angenehmer zugebracht, als in der engen, und nicht selten schmutzigen Kammer eines Chanes.

Glücklicher Weise ward mir gleich Anfangs eine be-

quemere Unterkunft in dem Hause eines Polen, Namens Alexander, der als Flüchtling nach Konstantinopel gekommen war, sich dort mit einer Griechin verheirathet hatte, und jetzt in Saloniki sich und seine Familie als Schneider zu ernähren suchte. Später nahm mich der englische Consul, Herr Blunt, als Gast in seinem Hause auf, und in dem Zusammenleben mit einer liebenswürdigen Familie ward mir nach langer Zeit wieder das Gefühl der Heimathlichkeit. Auch der österreichische Consul, Herr von Steinsberg, der leider seitdem auf einer Reise nach Wien in der Donau verunglückt ist, war freundlich bemüht, mir den Aufenthalt in Saloniki so nützlich und angenehm als möglich zu machen.

Die europäischen Consuln in der Levante, deren Artigkeit und Dienstfertigkeit von den Reisenden stets mit besonderer Anerkennung gerühmt worden ist, sind eine ganz eigenthümliche Institution. — In den Staaten, welche nach den Stürmen der Völkerwanderung in den Ländern des Occidents gegründet worden waren, fanden sich überall Römer und Germanen verschiedener Abstammung mit einander vermischt. Aber die Verfassung und das Recht war nicht ein einiges für alle Angehörigen dieser Staaten. Sie waren nur unter einem gemeinsamen Oberhaupte, dem Könige, mit einander vereinigt, im Uebrigen aber hatten die verschiedenen Stämme der Germanen und die Römer ihre eigenen Beamten und Gerichte, und ein Jeder lebte nach dem Rechte des Volkes, von welchem er durch den Vater abstammte. Eine Vereinigung unter einem gemeinsamen Rechte lag nicht in dem Charakter jener Zeiten:

ein Jeder betrachtete das angestammte Recht als ein vorzügliches Heiligthum der Stammesgenossen. Schon deswegen, und noch mehr, weil das Recht von den Germanen nur insofern für verbindlich erachtet wurde, als es auf der freien Uebereinstimmung aller Stammesgenossen beruhte, blieb den germanischen Eroberern der Gedanke völlig fremd, ihr Recht und ihre Einrichtungen den Besiegten aufzudringen. Indessen galt der Grundsatz, daß ein Jeder nach dem Rechte seines Volkes zu beurtheilen sei, das System der persönlichen Rechte, wie es genannt zu werden pflegt, zunächst nur für die Freien verschiedener Abstammung, die mit einander in einem und demselben Staatsverbande standen. Fremde oder Ausländer wurden nur dann nach dem angestammten Rechte gerichtet, wenn ihnen von dem Könige die Beibehaltung desselben nebst eigenen richterlichen Behörden durch ein Privilegium zugestanden worden war. Solche Privilegien scheinen besonders in den Fällen bewilligt worden zu sein, wo zwischen verschiedenen Völkern ein regelmäßiger Handelsverkehr stattfand. Wenigstens seit dem 7ten Jahrhunderte und wohl schon früher gab es in Spanien *) besondere Behörden für die Fremden, welche zur See nach der spanischen Küste Handel trieben; und wie allmählig, zumal seit den Zeiten der Kreuzzüge, der Handelsverkehr an den Küsten des mittelländischen Meeres, und dann auch im übrigen Europa immer lebendiger und blühender wurde, verbreitete sich das Institut der Fremdengerichte über den

---

*) Lex Visigothorum XI, 3, 2.

Orient sowohl als über den Occident. Man nannte sie Consulate, ein Name, der italienischen Ursprungs zu sein scheint. Die Consulate im Abendlande sind größtentheils untergegangen, indem die Fremden den regelmäßigen Landesgerichten unterworfen worden sind: wenigstens sind die Consuln, wo sie noch vorkommen, in der Regel nicht richterliche Beamten, sondern vielmehr diplomatische Agenten in Beziehung auf Handelsangelegenheiten. In der Levante dagegen bestehen die Consulate noch ganz in der alten Weise. Wie die Türken bei der Eroberung des griechischen Reichs den Rajas in privatrechtlichen Angelegenheiten ihre eigenen Beamten und Richter und den Gebrauch des hergebrachten Rechts gelassen haben, so haben sie auch die vorhandenen Consulate überall anerkannt und späterhin auch die Errichtung neuer Consulate gestattet, indem sie zugleich durch Handelsverträge mit den befreundeten Völkern die Rechte der Consuln und ihrer Angehörigen bedeutend erweiterten.

Die Consuln in der Levante bilden die richterliche Behörde für alle zu ihrem Volke gehörigen Individuen, die entweder am Orte ansässig sind, oder sich nur vorübergehend daselbst befinden. Ihre Gerichtsbarkeit erstreckt sich aber im Ganzen nur auf privatrechtliche Streitigkeiten; sie haben dabei so weit als möglich das bürgerliche Recht und Civilproceßverfahren des Staates zu befolgen, von welchem sie als Consuln bestellt worden sind. Wegen leichterer Vergehen können sie ihre Angehörigen mit polizeilichen Strafen belegen; in den wichtigeren Straffällen hingegen können die Consuln nur eine Voruntersuchung

führen, worauf sie den Verbrecher vor die Gerichte des Staats stellen müssen, dessen Mitglied derselbe wenigstens der Theorie nach ist. Begreiflicher Weise suchen die Consuln wegen der Kosten und Weiterungen Untersuchungen über Verbrechen nach Möglichkeit zu vermeiden, und manches von Franken verübte Verbrechen bleibt deshalb ungeahndet.

Fast alle Handel und Schifffahrt treibenden Völker Europa's haben ihre Consuln in den bedeutenderen Städten des Orients, so daß in diesen Städten die verschiedensten Rechte neben einander in Gültigkeit sind *). Zuweilen ist eine und dieselbe Person mit den Geschäften verschiedener Consulate betraut: an der Thüre des Consulats sieht man dann die verschiedenen Wapen auf Schildern ausgehängt, und im Hofe werden an feierlichen Tagen die Flaggen der einzelnen Völker auf hohen Masten aufgehißt.

Die Consuln in der Levante sind aber nicht blos Richter in den Sachen ihrer Angehörigen, sondern in der Regel zugleich auch Repräsentanten ihres Volkes gegenüber den Behörden des Orts. Als solche besitzen sie im Verhältnisse zu der Macht des Volkes, das sie vertreten, zuweilen einen außerordentlichen Einfluß. Maßregeln, welche alle Einwohner der Stadt berühren oder überhaupt von

*) So war es während des Mittelalters auch in den Staaten des Abendlandes. Der Bischof Agobardus von Lyon sagt von seiner Zeit in Beziehung auf das südliche Frankreich in einem Schreiben an Ludwig den Frommen: „Es geschieht oft, daß fünf Menschen zusammen gehen oder sitzen, von welchen Jeder nach einem anderen Rechte lebt."

größerer Wichtigkeit sind, wagen die türkischen Paschas niemals zu ergreifen, wenn sie sich nicht des Beifalls der Consuln zuvor versichert haben, und nicht selten geben sie sich ganz der Leitung des einen oder des anderen Consuls hin. In Saloniki hatten grade einige Consuln auf Einführung einer Quarantäne gedrungen: der Pascha erließ die nöthigen Befehle, zeigte sich aber nachher auf die Vorstellung eines anderen Consuls eben so bereit, das aus Konstantinopel kommende Dampfschiff von der Quarantäne zu befreien. Nicht minder beweist ein anderes Beispiel, wie sich die Paschas dem Verlangen der Consuln zu entsprechen beeilen. Ein türkischer Tatar, der mit einer bedeutenden Geldsumme als österreichischer Courier nach Semlin geschickt worden war, wurde nicht weit von Saloniki überfallen, beraubt und ermordet. Den Bemühungen des österreichischen Consuls gelang es, den Thäter, einen nicht unbemittelten Juden aus Serres, zu entdecken, und dessen gefängliche Einziehung zu bewirken. Als Raja vor die türkischen Gerichte gestellt, wurde derselbe der That geständig und zur Erstattung des Raubes verurtheilt; wegen des Mordes aber wurde er freigesprochen, nachdem er, wie dies das türkische Recht gestattet, der Wittwe des Erschlagenen eine namhafte Summe als Entschädigung erlegt hatte. Jetzt verlangte der österreichische Consul noch eine weitere Bestrafung des Thäters, weil der Erschlagene ein österreichischer Courier gewesen sei, dessen Ermordung nicht mit Geld gesühnt werden könne. Sogleich ließ der Pascha den Thäter von Neuem zur Haft bringen, und ließ den Consul benachrichtigen, daß es ihm

frei stehen solle, eine beliebige Strafe zu bestimmen. Natürlich lehnte der Consul das freundliche Anerbieten von sich ab, und zuletzt wußte sich der verlegene Pascha nicht anders zu helfen, als daß er den Uebelthäter mit einem Bedienten und mit Bericht zur endlichen Bestrafung nach Konstantinopel schickte.

Als richterliche Behörden und als Repräsentanten der fremden Mächte genießen die Consuln auch bei den sämmtlichen fränkischen Einwohnern der Städte eines besonderen Ansehns, und bilden den natürlichen Mittelpunkt für den geselligen Verkehr mit und unter den Franken. Unter sich zwar pflegen die Consuln nur selten eines vertrauteren Umgangs: sie haben verschiedene Interessen zu vertreten, deren Collision zuweilen persönliche Reibungen hervorbringt. Ein jeder Consul aber steht in der Regel mit allen gebildeteren Franken und selbst den Rajas der Stadt in einiger Verbindung, und dadurch bildet sich eine Art geselligen Lebens, welche freilich noch viel zu wünschen übrig läßt.

Dem Fremden können die Consuln theils durch ihren Einfluß bei den Ortsbehörden, theils aber auch durch ihre geselligen Verbindungen wesentlich hülfreich sein. Ich verdankte namentlich der Güte des englischen Consuls eine warme Empfehlung bei dem Metropoliten von Saloniki, und die Bekanntschaft mit einem in Frankreich gebildeten Griechen, Herrn Prasacachi, der Arzt und Kaufmann zugleich ist. Von Herrn Prasacachi wurde ich mehreren griechischen Bischöfen, und neben anderen Personen auch dem Mufti vorgestellt. Dieser, ein ältlicher, kränk-



licher Mann, empfing uns nicht unfreundlich; es schien ihm zu schmeicheln, daß ein fremder Jurist ihm aufzuwarten verlangt habe. Mit selbstgefälligem Lächeln bemerkte er, daß ihm auch unsere Gesetzgebung nicht gänzlich fremd sei: er wisse wohl, daß sie von dem großen „Janko“ herrühre *). Der Mann bewegte beständig den Kopf und den ganzen Oberkörper in der Richtung von hinten nach vornen, ungefähr wie die chinesischen Pagoden thun, wenn sie am Kopfe berührt werden. Die Türken, so erläuterte man, müssen jedesmal bei Lesung des Namens Gottes eine Verbeugung mit dem Kopfe machen; da nun aber im Koran und überhaupt in türkischen Büchern der Name Gottes fast in jeder Zeile wiederkehrt, so suchen sich die türkischen Schriftgelehrten jene Bewegung mit dem Kopfe für immer anzugewöhnen, um ja nie eine Vergessenheitssünde zu begehen.

Herr von Steinsberg und Herr Blunt bemühten sich abwechselnd, mich mit der Stadt und der Umgegend bekannt zu machen. Fast täglich wurden Ausflüge zu Fuß oder zu Pferde gemacht: bald nach dem Kloster der tanzenden Derwische, oder nach dem lieblichen Platanenwäldchen, das eine und das andere in geringer Entfernung vor den westlichen Thoren der Stadt gelegen, bald nach benachbarten Dörfern, wo man außer Griechen die ver-

---

*) Janko ist Johann. — Dachte etwa der Mufti an den serbischen König Johann? Aber von einer Gesetzgebung desselben ist nichts bekannt. Oder ist es Justinian, dessen Gesetzsammlungen der Mufti im Sinne hatte?

schiedenen Stämme, die sich während des Mittelalters in Macedonien niedergelassen haben, Bulgaren, Walachen, Türken und Albanesen in Sitte und Sprache noch unvermischt neben einander findet. So wurde ich schneller mit Salcniki und dem Leben und Treiben der Menschen in der Stadt bekannt, als es wohl sonst an einem Orte geschehen wäre, wo weder gedruckte Wegweiser noch Lohnbedienten dem Fremden zu Diensten sind.

2. Lage, Bauart und Bevölkerung der Stadt.

Saloniki (Selanik, Salonica), von den gebildeteren Griechen noch jetzt Θεσσαλόνικη genannt, liegt am nordnordöstlichen Ende einer weiten Bucht, die von den Vorgebirgen Karaburnu und Wardar eingeschlossen ist, und ist am Abhange eines Hügels erbaut, der einen Ausläufer des hohen Berges Chortiatsch bildet. Auf der Höhe befindet sich eine Citadelle, zu den sieben Thürmen (Ἑπταπύργιον) genannt, ein unregelmäßiges Viereck, welches sich von Osten nach Westen ausdehnt. An die Citadelle stoßen die hohen Stadtmauern. Die östliche Mauer senkt sich in grader Richtung und Anfangs ziemlich steil nach dem Meere hinab: sie hat zwei Thore, das eine dicht an der Citadelle, wo der Weg in die Berge geht, das andere mehr in der Ebene und nicht fern von dem Meere, durch welches die Straße in wohlbebaute Gefilde (Καλαμέρια) mit freundlichen Dörfern führt. Die westliche Mauer geht in einem Halbkreise von der Citadelle sanft absteigend nach dem Meere hinab: auch sie hat zwei Thore, das eine in halber Entfernung von der Citadelle, das

andere näher dem Meere, das Thor des Wardar genannt. Durch dieses Thor führt die Straße aus Albanien, vom Wardarflusse, dem alten Axius, kommend, in die Stadt, und zu demselben Thore geht die Straße nach Konstantinopel wieder hinaus. Die östliche und die westliche Mauer werden, wo sie am Meere auslaufen, durch eine dritte Mauer verbunden, welche dem Ufer entlang zieht, durch mehrere Batterien vertheidigt wird, und in der Mitte ein Thor hat, das vom Bazar nach dem Hafen führt. Ein eigentlicher Hafen ist indessen nicht vorhanden: die größeren Schiffe liegen zerstreut auf der Rhede umher, und die kleineren Boote werden an's Land gezogen. Rings um die Mauern der Stadt sind Kirchhöfe; sie sind jedoch nicht mit Cypressenwäldern geschmückt, wie sonst gewöhnlich die türkischen Begräbnißplätze, wahrscheinlich damit ein Angriff auf die Stadt durch ein solches Versteck nicht erleichtert werde. Die Stadt selbst ist innerhalb der Mauern erbaut: theils auf der Fläche, die sich zwischen dem Meere und dem Fuße des Hügels ausdehnt, theils terrassenförmig auf dem Abhange des Hügels selbst. Gleich unterhalb der Citadelle jedoch und an der östlichen Mauer, wo der Hügel steil herabfällt, ist ein bedeutender Raum gänzlich öde und unbewohnt. Der untere Theil der Stadt, wo das regeste Treiben herrscht, ist weniger gesund: die Straßen sind eng, und die Stadtmauern verschließen den erfrischenden Seewinden allen Zugang. Dagegen die Häuser in den höher gelegenen Theilen der Stadt sind nach dem Meere zu unverdeckt: überall genießt man einer entzückenden Aussicht nach Süden auf den Golf und den dahinter empor-

steigenden Olymp, zuweilen auch nach Westen auf die weite Ebene des Axius, die von mächtigen Gebirgen umgeben ist.

Saloniki gilt nach Konstantinopel für die bedeutendste Stadt in der europäischen Türkei, als Festung und Waffenplatz, und zugleich auch als Handelsstadt. Sie steht unter dem Befehlshaber von Rumelien, der hier einen stellvertretenden Pascha hat. Die Befestigungen bestehen aus den Stadtmauern, der Citadelle, einem Fort am Meere in der Nähe des Wardarthores, und einigen Batterien am Hafen: die Garnison ist gegenwärtig gering. Handel wird besonders mit Holz, Frucht und Tabak, und den Fabricaten der Weber und Färber getrieben: gegen die früheren Zeiten soll er freilich bedeutend gesunken sein. Jetzt sieht man meist nur türkische oder griechische, zuweilen auch österreichische, Schiffe auf der Rhede vor Anker: englische und französische Schiffe kommen nur selten nach Saloniki.

Die Stadt zählt gegenwärtig, nachdem die Pest im Jahre 1837 viele Tausende hinweggerafft hat, an 40,000 Einwohner: Türken, Juden, Griechen, Franken, Armenier und Zigeuner, die beiden letzteren in unbedeutender Anzahl. Indessen ist diese Angabe, wie alle Nachrichten von der Einwohnerzahl der orientalischen Städte, nichts weniger als völlig zuverlässig. Genaue Zählungen werden nirgends vorgenommen: und die annähernden Schätzungen gehen gewöhnlich von verschiedenen Grundlagen aus. Der Grieche nemlich berechnet die Bevölkerung einer Stadt nach der Zahl der Familien, der Türke aber nach der Zahl der Köpfe, von welchen die Kopfsteuer entrichtet wird: aber

weder der eine noch der andere Maßstab für die Berechnung kann als sicher betrachtet werden.

Die höher liegenden und gesunderen Theile der Stadt sind meist von Türken oder von Griechen bewohnt; beide sind der Zahl nach einander so ziemlich gleich. Die Griechen von Saloniki stehen auf einer weit niedreren Stufe der geistigen und sittlichen Ausbildung, als ihre Mitbrüder im freien Griechenland: entweder weil der Druck der türkischen Herrschaft fortwährend auf ihnen lastet, oder weil ein verderbteres byzantinisches Blut in ihren Adern fließt.

Die Stadttheile, welche dem Meere entlang gelegen sind, werden hauptsächlich von Franken und Juden bewohnt, deren Quartiere durch den Bazar von einander getrennt sind. Die europäischen Consuln und die unter ihrem Schutze stehenden Kaufleute wohnen zumeist zwischen dem Bazar und dem Wardarthor: die fränkische Bevölkerung beläuft sich auf ungefähr 4000 Seelen. Die Juden, welche ziemlich die Hälfte der Einwohner bilden, wohnen in dicht bevölkerten Straßen auf der anderen Seite des Bazars, zwischen diesem und dem östlichen Thore der Stadt. Sie besitzen mehrere Synagogen und eine große Schule mit bedeutender Bibliothek, und haben fast allen Handel in ihren Händen. Schon zur Zeit, als der Apostel Paulus Thessalonike besuchte, scheint die Zahl der daselbst ansässigen Juden nicht unbeträchtlich gewesen zu sein: ebenso in der späteren byzantinischen Zeit, wo ihrer Uebergriffe in die Vorrechte der Christen Erwähnung geschieht. Die heutigen Juden indessen sind meistentheils Nachkommen zahlreicher jüdischer Familien, welche zu Anfang des

sechszehnten Jahrhunderts durch heftige Verfolgungen aus Spanien vertrieben worden waren und sich in Saloniki niedergelassen hatten: daher sich die Juden von Saloniki der spanischen Sprache noch heut zu Tage im gewöhnlichen Leben bedienen. Ein Theil der damals eingewanderten Juden ging zum Islam über: indessen wurden diese Renegaten von ihren neuen Glaubensgenossen niemals ganz als ihres Gleichen betrachtet. Ihre Nachkommen, Mamins genannt, werden auch jetzt noch von den Türken mit mißtrauischem Auge betrachtet: im Ganzen zwar befolgen sie die Vorschriften des Propheten, sollen aber insgeheim noch andere religiöse Gebräuche bewahren. Sie sind leicht zu erkennen, da sie regelmäßig einen weißen Turban tragen und unter einander in dem verderbten Juden-spanisch zu reden pflegen.

3. Geschichte und Alterthümer *).

In der ältesten geschichtlichen Zeit kommt Saloniki unter dem Namen Therma vor. Der Name wird von heißen Mineralquellen abgeleitet, von denen jedoch heut zu Tage weder in der Stadt selbst noch in der nächsten Umgegend eine Spur zu entdecken ist. Therma erscheint schon zur Zeit der Perserkriege und später im peloponne-

*) Der folgenden Darstellung liegt größtentheils zum Grunde die **Dissertatio de Thessalonica ejusque agro** von Th. L. F. Tafel, welche mir der Verfasser, mein sehr verehrter Gönner und Freund, in der Handschrift auf die Reise mitzugeben die Güte hatte, und welche unterdessen 1839 in Berlin im Drucke erschienen ist.

sischen Kriege als eine nicht unbedeutende Stadt. Ungefähr um das Jahr 315 v. Chr. hieß der König Kassander die Bewohner mehrerer benachbarten Städte nach Therma übersiedeln, und gab zugleich der Stadt den Namen Thessalonike, nicht zum Andenken eines über die Thessalier erfochtenen Sieges, wie spätere Schriftsteller gemuthmaßt haben, sondern zu Ehren seiner Gemahlin, einer Tochter des Königs Philipp von Macedonien, welche Thessalonike hieß. Als später im Jahre 168 v. Chr. Macedonien unter die Botmäßigkeit der Römer kam und als Provinz eingerichtet wurde, erhielt Thessalonike die Rechte einer freien Stadt (libera civitas), und wurde zugleich die Hauptstadt desjenigen Theiles von Macedonien, der den Namen Macedonia secunda führte. Bedeutend als Schlüssel zu der großen macedonischen Ebene und durch seine Lage am Meere, deren Vortheile durch einen künstlichen Hafen damals noch vermehrt worden zu sein scheinen, spielte die Stadt in den bürgerlichen Kriegen der Römer eine wichtige Rolle, und erscheint auch unter den konstantinopolitanischen Kaisern als eine der Hauptstädte des Reichs. Mit Erfolg widerstand Thessalonike den wiederholten Angriffen der Gothen, Hunnen, und besonders der Slaven, welche seit der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts die Stadt unaufhörlich beunruhigten, in der Umgegend mehr oder weniger dauernde Wohnsitze einnahmen, und erst zu Ende des achten Jahrhunderts der Herrschaft der byzantinischen Kaiser unterworfen wurden. Im Jahre 904 aber wurde Thessalonike von Saracenen, die aus Syrien mit einer Flotte herangeschifft waren, grausam

geplündert. Später (1185) kam die Stadt in den Besitz der Abendländer, in deren Händen sie, nach kurzer Rückkehr unter byzantinische Herrschaft, bis zum Jahre 1430 blieb, wo sie von den Türken unter Murad II. erobert wurde.

Saloniki besitzt außer den alten Säulen und Grabsteinen, die man hin und wieder in den Straßen oder den Höfen der Häuser erblickt, oder den alten Sarkophagen, die als Brunnentröge gebraucht werden, noch zahlreiche andere Denkmäler, welche an die älteren und ältesten Zeiten erinnern. Von den Palästen der römischen Kaiser und Präfecten, von dem Theater, welches wahrscheinlich am Abhange des Berges im östlichen Theile der Stadt gelegen war, ist zwar keinerlei Spur zu entdecken. Dagegen ist der große Hippodrom noch jetzt seiner ganzen Ausdehnung und Form nach deutlich zu erkennen. Es ist ein länglicher, freier Platz, der von Norden nach Süden läuft und ringsum mit Häusern umstellt ist; an der langen, westlichen Seite ziehen sich alte Gewölbe hin, die einst den Unterbau für die Sitze der Zuschauer gebildet zu haben scheinen, und gegenwärtig zu Färbereien benutzt werden. — In der Mitte der Stadt stehen in dem Vorhofe eines Privathauses vier corinthische Säulen, auf deren Architraven eine zweite Ordnung von Pilastern mit Caryatiden ruht: sie heißen die Incantadas, die verzauberten Figuren. Es sind die Ueberbleibsel einer Halle, mit welcher vielleicht das alte Forum umgeben war. Die Größe der Säulen, Architraven und Pilaster, die sämmtlich aus Monolithen bestehen, spricht für ein hohes Alter

derselben, wenn gleich die Sculptur an den Caryatiden mehr an die Zeiten der sinkenden Kunst erinnert. — In der Citadelle endlich sind noch die Ueberreste eines Triumphbogens vorhanden, eines Ehrendenkmals für den Kaiser Antoninus Pius, und ein anderer großartiger Triumphbogen wölbt sich über die Hauptstraße nicht fern von dem Thore, welches nach Kalameria führt. Der letztere ist aus Backsteinen und Sandsteinquadern aufgeführt, und mit Sculpturen verziert, die dem vierten oder fünften Jahrhunderte anzugehören scheinen. Eine Sage, die wahrscheinlich von französischer Erfindung ist, läßt ihn zu Ehren Constantins des Großen errichtet sein.

Die hohen Mauern, von denen die Stadt umgeben ist, scheinen zum Theil von den Türken oder Byzantinern, zum Theil aber auch von den Römern erbaut, und stellenweise selbst noch älter zu sein als die Zeiten der römischen Herrschaft. Namentlich in der Nähe des Wardarthors läßt sich der Bau verschiedener Zeiten deutlich erkennen. Das Wardarthor selbst ist zum Theile ein römisches Bauwerk: einst ein Triumphbogen aus weißem Marmor und mit vorzüglichen Bildhauerarbeiten geschmückt, ist es jetzt freilich zu einem engen, unscheinbaren Festungsthore verunstaltet worden. Von dem Wardarthore aufwärts ist der untere Theil der Mauer, — der obere rührt von byzantinischer Ausbesserung her, — aus großen, länglichen Quaderstücken aufgeführt. Die Höhe der Quader beträgt in der Regel 1½ Fuß, die Länge aber beläuft sich zuweilen auf 10 bis 12 Fuß. Es sind diese Quader auf sonderbare Weise behauen. Die vier Kanten, an welchen

sie mit einander zusammenstoßen, sind durch einen, etwa vier Finger breiten, erhöhten Rand ausgezeichnet: ein jeder Quaderstein sieht einem Brunnentroge ähnlich, dessen Aushöhlung begonnen, aber noch kaum zum zwanzigsten Theile vollendet ist. Mir ist nirgends Mauerwerk vorgekommen, das aus ähnlich behauenen Steinen bestände; und ebensowenig erinnere ich mich in den Reisebeschreibungen Anderer eine Auskunft über den Ursprung und das Alter, oder auch nur eine allgemeine Erwähnung desselben gefunden zu haben. Es wäre möglich, — und ist nicht unwahrscheinlich, da weder die Römer, noch die Byzantiner oder Türken mit solchen Quadern gebaut haben, — daß diese Theile der Mauern von Saloniki noch aus der Zeit der macedonischen Könige stammen.

Die Mauern der Stadt, insofern sie der ältesten oder älteren Zeit angehören, beweisen zugleich, daß Saloniki von Alters her im Ganzen denselben Umfang hatte, den es auch gegenwärtig noch hat. Nur in Südosten ist die Mauer, wie es scheint, von den Lateinern oder den Türken weiter hinausgerückt worden, als sie zur Zeit der Römer war. Auf dieser Seite, weil hier eine Landung am leichtesten zu bewerkstelligen war, haben in älteren Zeiten die Feinde regelmäßig die Stadt berannt. Die alten Mauern scheinen bei Gelegenheit dieser Angriffe völlig zerstört worden zu sein, so daß es hier später nothwendig wurde, eine neue Mauer zu erbauen. Daß aber diese weiter hinausgerückt worden sei, beweisen mehrere Sarkophage, die in einem Hause an der Hauptstraße, zwischen dem Thore, welches nach Kalameria führt, und

dem, mehr nach dem Innern der Stadt gelegenen, sogenannten Constantinischen Triumphbogen, im vergangenen Jahre bei einem Neubaue ausgegraben worden sind. Jener Triumphbogen bezeichnet wahrscheinlich die alte Grenze der Stadt nach Osten hin, und die Straße scheint von da an zu beiden Seiten mit Sarkophagen und anderen Grabmälern besetzt gewesen zu sein, wie dies außerhalb der Mauern bei den alten Städten gewöhnlich war.

Die aufgefundenen Sarkophage sind drei an der Zahl: ein großer und zwei kleine. Sie sind von thracischem Marmor. Der große Sarkophag steht noch in der Erde versteckt, so daß die Verzierung der Seitenwände nicht zu erblicken ist: der Deckel aber ist abgehoben. Man fand im Innern die Gebeine eines Mannes und einer Frau, und verschiedenen Schmuck, der größtentheils von dem österreichischen Consul aufgekauft und dem Wiener Antikencabinete übermacht worden ist. Auf dem Deckel sind zwei halbliegende Figuren, eine männliche und eine weibliche, in Lebensgröße, von vorzüglicher Arbeit: der Mann stützt seine Rechte auf die linke Achsel der Frau. Die Köpfe sind leider von den Türken sofort abgeschlagen worden, und werden jetzt in einem nahestehenden Schuppen aufbewahrt. Hier stehen auch die zwei kleinen Sarkophage, die man ausgegraben hat; sie haben ungefähr 2 Fuß in der Länge, und 1 Fuß in der Höhe und Breite, und sind nur mit Guirlanden in Hautrelief auf den Seiten verziert. Bei Eröffnung derselben fanden sich in dem einen Kinderknochen: der andere war ganz mit einer röthlichen Erde gefüllt. Daneben hat sich in der Erde eine

Inschrift gefunden, die jedoch mit keinem der Sarkophage in Verbindung stand. Sie lautet:

ΛΕΥΚΙΩ ΠΟΠΠΙΩ
ΑΥΚΤΩ ΕΤΩΝ ΙΘ
ΛΕΥΚΙΟΣ ΠΟΠΠΙΟΣ
ΚΙΜΒΡΟΣ ΚΑΙ ΠΟΠ
ΠΙΑ ΚΑΛΛΙΤΥΧΗ
ΟΙ ΓΟΝΕΙΣ.

Die Gelehrten von Saloniki geben wegen dieser Inschrift den drei Sarkophagen den Namen eines Grabmals des Poppius, und denken dabei an den Poppaeus, der im Jahre 31 v. Chr. Statthalter von Macedonien war *), aber freilich den Beinamen Sabinus, und nicht Cimber, führte.

Eine Moschee, Eski-Dschuma, früher eine christliche Kirche, (τῆς ἁγίας παρασκευῆς d. h. zum Charfreitag noch jetzt von den Griechen genannt,) soll in alter Zeit ein heidnischer Tempel gewesen sein; und dasselbe pflegt man von einer anderen Moschee zu behaupten, welche die alte Metropolitankirche (ἡ παλαιὰ μητρόπολις) heißt und im Osten der Stadt in einiger Vertiefung liegt, indem sich der Boden ringsum erhöht hat. Die erstgenannte Moschee mag in der That ein Tempel gewesen sein: daß er der Venus geheiligt war, hat man wohl nur aus dem Umstande gefolgert, daß er als Kirche und Moschee nach dem Tage der Venus oder dem Freitag zubenannt wird. Die alte Metropolitankirche dagegen ist

*) Tacit. Annal. V, 10. VI, 39.

wahrscheinlich zu keiner Zeit ein Tempel heidnischer Götter gewesen; wenigstens fehlt es durchaus an hinreichenden Gründen, um sie für einen Cabirentempel zu erklären. Sie ist eine einfache Rotunde, die ihr Licht nicht durch die Kuppel, wie die altrömischen Bauten von ähnlicher Art, sondern durch hohe Fenster erhält, welche schwerlich erst von den Christen in die 18 Fuß dicken Seitenmauern gebrochen worden sind. Schon deswegen, und weil weder innen noch außen eine Spur von Säulen ist, die doch bei einem antiken Baue dieser Art nicht gefehlt haben würden, scheint die alte Metropolitankirche von ihrer Entstehung an dem christlichen Gottesdienste bestimmt gewesen zu sein. Die Kuppel, die in Form eines Aufsatzes auf den starken Seitenmauern ruht, hat ganz die Gestalt der byzantinischen Kuppeln: im Innern ist die Decke derselben mit byzantinischer Mosaik verziert, welche allerlei Gebäude und Figuren in verschiedenen Abtheilungen darstellt. In dem Vorhofe steht eine große Rednerbühne, welche die Form unserer Kanzeln hat: sie ist aus einem einzigen Marmorblocke gearbeitet und mit Sculpturen verziert. Die Griechen von Saloniki erzählen, daß es die Kanzel sei, auf welcher der Apostel Paulus gepredigt habe: die Sculpturen sind aus heidnischer Zeit oder doch Erzeugnisse heidnischer Kunst.

4. Kirchen und Moscheen. Die griechische Geistlichkeit. Bibliotheken.

Im Mittelalter war Saloniki unter den griechischen Christen berühmt wegen der vielen und prachtvollen Kir-

chen, die es noch außer den eben genannten besaß. Jetzt beten die griechischen Christen zu ihrem Gotte in den bescheidneren Tempeln oder Kapellen, die ihnen von den Türken allein noch übrig gelassen worden sind: die größeren Kirchen sind alle in Moscheen verwandelt worden. Darunter zeichnen sich aus die Heilige Sophia, einst die Kathedralkirche, ein schönes Gebäude, welches dem sechsten Jahrhunderte zugeschrieben zu werden pflegt, aber wohl jüngeren Ursprungs ist; und der Heilige Demetrius, dessen Grabmal in einer Krypte, von einer ewigen Lampe matt erleuchtet, noch jetzt von den Imams gezeigt wird. Diese Kirche oder Moschee ist ein merkwürdiges Gebäude. Obgleich sie unzweifelhaft ein byzantinisches Werk des achten Jahrhunderts ist, so trägt sie doch nicht den Typus byzantinischer Kirchen an sich, sondern gleicht ihrer Form nach vielmehr den altlateinischen Basiliken. Man ist versucht, sie für ein lateinisches Bauwerk zu halten, oder doch daran zu denken, daß sie zur Zeit, wo Saloniki unter fränkischer Herrschaft stand, als Hauptkirche der Lateiner eine bedeutende Veränderung erlitten habe. Indessen ist von einer wesentlichen Umgestaltung keinerlei Spur zu entdecken: und die Kirche des heiligen Demetrius war also eine von den wenigen alten byzantinischen Kirchen, die nach den Zeiten von Justinian erbaut worden sind, ohne doch ihren Grundzügen nach auf dem Plane zu beruhen, nach welchem Justinian die große Sophienkirche zu Konstantinopel durch den Baumeister Anthemius hatte aufführen lassen.

Die Anzahl und Pracht der Kirchen, mit denen Thes-

salonike geschmückt war, stand in genauer Beziehung zu dem hohen Range, welchen es unter den christlichen Städten des Orients behauptete. Von dem Apostel Paulus gestiftet, mußte die christliche Gemeinde von Thessalonike bei den benachbarten Christen von Alters her in besonderem Ansehn stehn. Im Anfange des vierten Jahrhunderts ward ihr ein neuer Ruhm durch den Märtyrertod, welchen der h. Demetrius, ein eifriger Freund und Beschützer der Christen, unter dem Kaiser Galerius zu erdulden hatte. Bald darauf erscheint der Bischof Alexander von Thessalonike auf der Kirchenversammlung zu Nicäa als Vertreter fast aller Gemeinden von Illyrien, Macedonien, Thracien, Thessalien und Griechenland: und seit der Mitte des fünften Jahrhunderts ist Thessalonike der Sitz der kirchlichen Oberbehörde für die ganze Präfectur Illyrien. Bis zu den Zeiten des Schisma's zwischen der lateinischen und griechischen Kirche wurde der römische Pabst von den Metropoliten von Thessalonike als Oberhaupt anerkannt, und während des Bilderstreites scheinen sie standhaft die Bilderverehrung vertheidigt zu haben, so daß sie der Stadt den Beinamen der „orthodoxen" erwarben. Aber grade dadurch mochte Thessalonike an seinem alten Range in der Kirche verlieren, als die Trennung von Rom begann und durchgeführt wurde. Seit dem zehnten Jahrhunderte waren dem Metropoliten von Thessalonike elf Bisthümer untergeordnet; später hat sich die Zahl derselben verringert, indem das eine Bisthum selbst zu einer Metropole, das andere zu einem Erzbisthume ernannt worden ist, und einige sogar gänz-

lich zu existiren aufgehört haben, so daß gegenwärtig der Metropolit von Thessalonike nur noch sieben Suffraganbischöfe zählt.

Thessalonike war in byzantinischer Zeit ein Sammelplatz für die griechischen Geistlichen und Mönche, und Bildung und Wissenschaftlichkeit erhielt sich hier bis zum völligen Untergange des oströmischen Reichs. Eine ähnliche Versammlung gebildeter Geistlichen fand zur Zeit meines Aufenthalts Statt. Der Metropolit von Thessalonike stand im Begriffe, zur heiligen Synode nach Konstantinopel zu reisen, und seine Suffraganbischöfe und andere benachbarte Bischöfe waren gekommen, von ihm Abschied zu nehmen. So ward mir Gelegenheit, viele der angesehensten Geistlichen kennen zu lernen, von denen ich mit vieler Leutseligkeit und Güte empfangen wurde.

Der Metropolit von Thessalonike ist vorgerückten Alters, aber noch kräftig und frisch. Allgemein werden sein praktischer Verstand und seine diplomatische Kunst gerühmt; auf Gelehrsamkeit macht er keinen Anspruch. Er soll in Konstantinopel großen Einfluß besitzen, und der Patriarch soll ihn in der That aus Mißtrauen nach Konstantinopel berufen haben, um den Nebenbuhler im Auge zu behalten. Unter seinen Gästen waren der Erzbischof von Kassandria, ein schöner Mann in den besten Jahren, sanften und fast evangelischen Wesens, und der Bischof von Kampania, ebenfalls noch ein jüngerer Mann, mit einer geistreichen und charaktervollen Physiognomie. Der Letztere, ein Mann von vielen Kenntnissen, und in der französischen Sprache und Literatur

wohl bewandert, war von dem Metropoliten für die Zeit seiner Abwesenheit zum Verweser ernannt worden.

Die Besuche bei diesen und anderen geistlichen Herren waren nicht uninteressant. Nachdem auf dem Divan Platz genommen war, wurden zuerst Confituren (γλυκό), Liqueur (ῥακί) und Wasser präsentirt, und darauf Pfeifen und Caffee gebracht. Das sind die regelmäßigen Empfangsceremonien bei den Griechen, während bei den Türken gewöhnlich sofort mit Pfeife und Caffee der Anfang gemacht wird; von dem Dargebotenen nichts anzunehmen, würde übrigens für eine Beleidigung gelten. Währenddem wurden einige allgemeinere Redensarten gewechselt, und allmählig ging die Unterhaltung zu den Gegenständen über, die mir besonders am Herzen lagen.

Die griechischen Geistlichen in der Türkei stehen nicht blos als Diener der Religion in hohem Ansehn, so daß selbst der Türke, der die ungläubigen Rajas verachtet und verspottet, vor dem Barte und dem schwarzen Gewande der Geistlichen oder Mönche eine gewisse Achtung hegt: sondern besitzen auch sonst noch einen außerordentlichen Einfluß auf das Volk, besonders dadurch, daß ihnen eine, wenn gleich beschränkte, Gerichtsbarkeit über die griechischen Unterthanen der Pforte zusteht. Bei der Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit beobachten sie nicht ein streng geregeltes Verfahren, wie unsere Gerichte zu thun pflegen, sondern suchen die Zwistigkeiten in der Art und Weise beizulegen, wie ein Vater den Hader und Streit unter seinen Kindern schlichtet. Bedarf es einer bestimmten Entscheidung, so finden sie ein Urtheil nach bestem Wissen und Gewissen

und nach Maßgabe der Vorschriften des griechischen Rechts. Als Quellen des griechischen Rechts gebrauchen sie z. B. das Steuerbuch (Πηδάλιον), eine Sammlung der von der griechischen Kirche anerkannten Kanones, mit Erklärungen und Anmerkungen in neugriechischer Sprache, gedruckt zu Leipzig im J. 1800 auf Befehl des Patriarchen; ferner einen Auszug aus den Kanones mit erklärenden Anmerkungen, welcher ebenfalls im J. 1800 in der Druckerei des Patriarchen zu Konstantinopel erschienen ist; zuweilen auch, jedoch seltener, die in Venedig erschienene neugriechische Uebersetzung des Handbuchs von Armenopulos; endlich ein Handbuch des geistlichen und weltlichen Rechts, welches einen Bischof Theophilos zum Verfasser hat. Dieser Theophilos war in den Jahren 1749 — 1795 Bischof von Kampania, und zeichnete sich ebenso aus durch seine theologische Gelehrsamkeit, als durch seine Kenntniß des älteren byzantinischen Rechts. Das von ihm verfaßte Rechtsbuch soll dem damaligen Patriarchen vorgelegt worden sein, auf daß es von ihm bestätigt und durch den Druck bekannt gemacht würde: dieses zu bewilligen, soll aber der Patriarch Anstand genommen haben, ohne jedoch die handschriftliche Verbreitung und Benutzung desselben zu untersagen. Der gegenwärtige Bischof von Kampania gebraucht dieses von seinem Vorgänger verfaßte Rechtsbuch ausschließlich, und seiner Aussage zufolge gilt es in der ganzen Diöcese von Saloniki als eine bedeutende Auctorität.

Der Einfluß, den die Geistlichen als Richter und Beschützer der Griechen auch in weltlichen Angelegenheiten

besitzen, wird noch dadurch erhöht, daß sie durch Leitung des Jugendunterrichts eine große Macht über die Gemüther erlangen. Die griechischen Unterrichtsanstalten in der Türkei sind regelmäßig bischöfliche oder Klosterschulen. Die freien Schulen, deren Gründung zu verschiedenen Malen und an verschiedenen Orten versucht worden ist, sind von keinem Bestande gewesen, und nur unter dem unmittelbaren oder doch mittelbaren Schutze der Geistlichkeit, welche allein einer anerkannten und stetigen Wirksamkeit genießt, haben sich Schulen auf die Dauer zu erhalten vermocht. Selbst den Bischöfen, die kraft ihres Amtes für den Unterricht Sorge zu tragen haben, ist es nicht immer möglich, zur Ertheilung desselben besondere Schulen in ihren Sprengeln aufrecht zu erhalten: und, um ihrer Pflicht Genüge zu leisten, müssen sie häufig die jungen Leute in auswärtigen Schulen unterzubringen suchen. Der Erzbischof von Kassandria läßt mehrere junge Griechen auf seine Kosten in Wien und Athen studiren, weil ihm in seinem Erzbisthume die Mittel zu deren weiterer Ausbildung abgehn.

Die bischöflichen Schulen besitzen in der Regel kleine Bibliotheken, die theils gedruckte Bücher, theils Handschriften enthalten. Indessen darf man hier nicht auf große Schätze hoffen: denn die jetzt bestehenden Schulen sind meist erst in neuerer Zeit gegründet oder wiederhergestellt worden, und ihre Handschriftensammlungen sind nur dann von einigem Werthe, wenn bischöfliche oder Klosterbibliotheken mit der Schulbibliothek vereinigt worden sind. Die wichtigsten Bibliotheken sind die der griechischen Klöster,

insofern diese von alter Stiftung, und im Laufe der Zeiten von Kriegsnöthen und Feuersbrünsten verschont geblieben sind. Viele Klöster freilich haben aus Noth Handschriften und andere Kostbarkeiten verkaufen müssen: andere sind geplündert worden, oder in Feuer aufgegangen. Das Kloster zur heiligen Anastasia, acht Stunden von Saloniki in der Nähe von Galatista gelegen, welches einst eine reiche Büchersammlung besaß, ist mit seiner Bibliothek in dem letzten Revolutionskriege ein Raub der Flammen geworden: nur wenige Trümmer waren übrig geblieben, aus denen man das Kloster wieder aufzubauen begonnen hat. Nach der Aussage der in Saloniki versammelten Bischöfe besitzen auch die übrigen Klöster, die sich in ihren Sprengeln befinden, durchaus keine Handschriften oder Bücher; nur in den Klöstern auf dem Berg Athos sollten noch reiche Sammlungen erhalten sein. Ueber den Zustand der Archive war keine befriedigende Auskunft zu erhalten; in den Klöstern und Kirchen, bei den Episcopaten und Metropolen sollten hie und da einige wenige Originalurkunden aufbewahrt werden, von denen Einsicht zu nehmen nicht immer gestattet werde; in der Regel aber seien nur Codices vorhanden. Diese Codices (Κώδικες, κωδίκια) sind Urkunden- und Protocollbücher, welche der Grammatikos (Secretär) oder Chartophylax (Archivar) des Klosters oder des Bischofs zu halten pflegt, und in denen sich allerlei chronikartige Nachrichten über die Geschichte der Geistlichkeit und andere in der Diöcese vorgekommene Ereignisse, ferner Briefe und Antwortschreiben, Entscheidungen von Rechtsstreitigkeiten und

andere dergleichen Dinge verzeichnet finden. Die k. k. Hofbibliothek zu Wien zählt unter ihren griechischen HSS. drei Bücher von dieser Beschaffenheit; das eine (Cod. histor. gr. 68) enthält eine Sammlung von Urkunden, die sich auf die Verhältnisse des Klosters Lemwos bei Smyrna während der Jahre 1228 — 1282 beziehen; die beiden anderen (Cod. histor. gr. 65. 66) stammen aus dem Patriarchate von Konstantinopel und umfassen die Jahre 1315 — 1402. Nach den Beschreibungen dieser HSS. in den Catalogen von Lambecius und Nessel kann man sich leicht ein anschauliches Bild von den Codices der Klöster, Kirchen und Bischöfe entwerfen.

Im Allgemeinen bin ich den geistlichen Herren in Saloniki zu ganz besonderem Danke für die Bereitwilligkeit und Güte verpflichtet, mit welcher sie meinen Wünschen zuvorkamen und meine Forschungen zu unterstützen sich angelegen sein ließen.

Die Mönche und der Igumenos (Vorsteher) eines kleinen Klosters, welches innerhalb der Stadtmauern dicht bei der Citadelle liegt und das Kloster der Tschaussen (Τζαουσμοναστήριον) genannt wird, hatten Anfangs, als ich das Kloster wegen der herrlichen Aussicht, die es gewährt, besuchte und auf einem Repositorium über dem Eingang der Kirche mehrere Handschriften liegen sah, die Einsicht in dieselben mit Hartnäckigkeit verweigert. Ein besonderer Befehl des Metropoliten aber verschaffte mir endlich die Erlaubniß zur Untersuchung, die jedoch nicht grade zu glänzenden Ergebnissen führte. Die HSS., ungefähr dreißig an der Zahl, sind zum Theile auf Pergament

geschrieben und gehören dem 11ten und 12ten Jahrhunderte an: sie enthalten aber größtentheils nur theologische und liturgische Schriften. Eine neugriechische Chronik von Erschaffung der Welt bis auf den König Perseus von Macedonien ist von geringer Bedeutung. Von classischen Schriften, z. B. von den Tragödien des Sophokles, finden sich einige ganz neue mit Anmerkungen versehene Abschriften, wie sie von den griechischen Schullehrern zum Behufe der Erklärung oder von den Schülern während des Unterrichts noch heut zu Tage geschrieben zu werden pflegen. Man nennt solche Abschriften διδασκαλιαῖς oder μαθήματα, d. h. Schulhefte: sie sind durchaus ohne Werth, da sie in der Regel gedruckte Ausgaben zur Grundlage haben, und nicht immer mit Sorgfalt und Kenntniß verfertigt sind.

Eine andere Empfehlung von Seiten des Metropoliten bewirkte, daß ich von dem διδάσκαλος (Lehrer) der Metropolitanschule, einem würdigen, alten Manne, mit besonderer Artigkeit empfangen wurde. Er gab grade Unterricht in der Grammatik, und hatte etwa 20 Schüler um sich versammelt, die auf einer langen Bank an der Wand herumsaßen. Alsbald setzte er die Stunde aus, und führte mich, von seinen sämmtlichen Schülern begleitet, nach dem Bibliothekszimmer. Hier standen die Bücher und HSS. durch einander in Schränken oder auf Gestellen. Ein Catalog war nicht vorhanden, und die Anordnung der Bücher war ohne bestimmten Plan. Die gedruckten Bücher bestanden aus Classikern, Wörterbüchern u. s. w. Handschriften fanden sich 41, deren größerer Theil aus

dem 18ten Jahrhunderte war, und aus Schulschriften, Grammatiken und einigen philosophischen Schriften von Korydales bestand; außerdem aber waren darunter auch drei Handschriften juristischen Inhalts, und noch mehrere theologische. Auszuzeichnen besonders ist eine alte Sammlung von Reden, die an den Festen der in Thessalonike besonders verehrten Heiligen gehalten worden sind; von diesen Reden sind mehrere noch ungedruckt, und würden gewiß manche dunkle Punkte in der damaligen Geschichte von Thessalonike aufzuklären vermögen. Die HS. bildet einen starken Octavband: sie ist theils auf Pergament, theils auf Papier und zwar im 14ten und 15ten Jahrhunderte geschrieben.

Nach einer Metropolitanbibliothek hatte ich lange vergeblich gefragt und geforscht. Endlich waren die fast vergessenen Ueberreste derselben in der Kirche des heiligen Gregorius Palamas, welche dermalen die Hauptkirche ist, gefunden worden, und um ähnlichen Schwierigkeiten vorzubeugen, wie sie der Igumenos des Tschaußmonastir erhoben hatte, erbot sich der Erzbischof von Kassandria, mich in Person nach der Kirche zu begleiten, die im südöstlichen Theile der Stadt nicht fern von dem Ufer des Meeres gelegen ist. Wir gingen zu Fuße dahin, während ein Diener des Erzbischofs das Reitpferd desselben hinter uns her führte. Im Vorhofe der Kirche empfingen uns die versammelten Pfarrgeistlichen, und brachten uns nach der Bibliothek. In einer dunkeln, verschlossenen Kammer neben dem Altare, in welcher sich die kaum verdeckte Oeffnung eines Ziehbrunnens befand, waren zwei Schränke

mit ungefähr 100 bestaubten und vermoderten Handschriften angefüllt. Außerdem hatten bisher noch etwa 50 andere HSS. an demselben Orte auf dem Boden gelegen, die man aber jetzt in der Eile in eine Kammer und die Waschküche eines benachbarten Hauses gebracht hatte. Aber unter dieser Menge von pergamentnen und papiernen HSS., die zum Theile von hohem Alter waren, fand sich nur wenig Beachtungswerthes: fast alle enthielten theologische oder liturgische Schriften, und darunter war nur eine HS. der Evangelien und Episteln für alle Sonntage des Jahres durch die schöne Schrift und ihr hohes Alter (saec. 7 oder 8) besonders ausgezeichnet. Eine dünne HS., in Quart, auf Baumwollenpapier, aus dem Ende des 14ten Jahrhunderts, möchte vielleicht noch eine genauere Untersuchung verdienen: sie ist mit Bildern verziert und enthält, außer einer Geschichte Alexanders des Großen, in neugriechischem Dialekte und politischen Versen ein Gedicht über den Trojanischen Krieg, welches mich an die Beschreibungen des angeblichen **Dictys Cretensis** und **Dares Phrygius** erinnerte.

Dreizehntes Capitel.

Der Berg Athos. Mai 17 bis Juni 19. 1838.

---

1. Reise von Saloniki nach dem Berg Athos.

Am 17. Mai trat ich nach Mittag die Reise nach dem Berg Athos an. Von den Geistlichen in Saloniki und von einem Mönch Nikiphoros in Athen war ich mit Empfehlungsbriefen versehen worden, und ein Ferman des Pascha von Saloniki sicherte mir im Nothfall den Schutz der türkischen Behörden: ein Ferman des Großherrn und ein Brief des Patriarchen, die mir versprochen waren, sollten nachgeschickt werden, sobald sie von Konstantinopel eingelangt sein würden. Ich hatte einen Agogiaten in Dienst genommen, der mit seinen Maulthieren häufig zwischen Saloniki und dem Berg Athos verkehrte. Er wohnte drei Stunden von Saloniki in dem Dörfchen Chortiatsch, welches dicht an dem Gipfel des gleichnamigen Berges, und auf dem gewöhnlichen Wege nach dem Berg Athos liegt.

Von Saloniki nach Chortiatsch folgt der Weg den Krümmungen eines Bergrückens, der von dem Berge Chortiatsch ausläuft und an der Citadelle zu den sieben Thürmen

nach dem Meere herabfällt. Der Weg geht einer Wasserleitung entlang, die aus byzantinischer Zeit zu stammen scheint, und das köstliche Wasser von Chortiatsch nach der Stadt führt. Rechts blickt man hinab in die schönen Gefilde, die westlich an Saloniki stoßen: links in eine liebliche Thalschlucht, in der sich einige Dörfer mit Gärten und Landhäusern zeigen. Das dritte Dorf, an dem wir ziemlich nahe vorüberkamen, war von seinen männlichen Bewohnern gänzlich verlassen: sie waren alle für einige Zeit als Tagelöhner nach Anatolien gezogen, und hatten nur die Weiber zur Besorgung des Feldbaues zurückgelassen.

Chortiatsch ist ein bulgarisches Dorf: aber die Sprache der Dorfbewohner ist ein verderbtes Griechisch. Ueberhaupt ist das Griechische, wie es in diesen Gegenden gesprochen wird, kaum verständlich für den, der allein mit gebildeteren Griechen zu verkehren gewohnt war. Auch die gewöhnlichen Dinge werden durch andere Wörter bezeichnet; die Maulthiere, in Griechenland μουλάρια, heißen hier πράγματα; das Gepäcke, in Morea ροῦχα (slavisch), in Euböa καττούνια (fränkisch), nannte man hier mit einem türkischen Worte τὰ καλαβαλούκια.

Die Nacht blieb ich in dem Hause meines Agogiaten, welches aus zwei gesonderten Abtheilungen bestand. Die kleinere diente der Frau und den Töchtern als Schlafgemach: die größere bildete das Wohngemach. Hier befand sich ein Kamin und der Heerd, dabei ein Verschlag, in welchem Seidenwürmer gezogen wurden, und ein Webestuhl nebst allerlei Vorräthen. Der Hausherr und seine

Söhne schliefen die Nacht auf dem Boden, dem glimmenden Feuer zur Seite: für die Gäste war auf der anderen Seite der Boden mit Strohmatten bedeckt worden. Die Nacht war ziemlich kalt, und als wir am anderen Morgen bei guter Zeit aufbrachen, waren die Wiesen, durch die der Weg Anfangs führte, mit erfrischendem Thau bedeckt. Allmählig senkte sich der Weg von der Höhe herab nach dem weiten Thale, in welchem die Seen von Langasa und Beschik liegen, von den Alten Prasias und Bolbe genannt. An dem ersteren See angelangt kamen wir durch einen kleinen Ort, in dem sich mehrere türkische Meierhöfe von nicht unbedeutendem Umfang befinden. Dann ging es dem Ufer des Sees entlang durch Wiesen, in denen eine Unzahl von kleinen Schildkröten umherkroch: sie hatten fast sämmtlich eine grünliche Farbe, die nur wenig von der Farbe des Grases abstach. Am Ende des Sees bog der Weg rechts ab, einem Flusse folgend, der durch eine mit stolzen Wäldern bedeckte Thalschlucht nach dem See von Langasa fließt. Hier wurde unter dem Schatten mächtiger Eichen Mittagsruhe gehalten, und erst gegen Abend die Reise fortgesetzt. Nach zwei Stunden kamen wir aus der Thalschlucht heraus auf eine Hochebene, die sich zwischen dem nordöstlichen Abhange des Chortiatsch und einer Reihe von Vorhügeln ausdehnt. Sie enthält mehrere griechische und türkische Dörfer, in deren Nähe das Land wohl angebaut ist: dazwischen liegen herrliche Eichenwälder, die aus lauter gewaltigen Stämmen bestehen. In dem ersten Dorfe, Zagliweri (Ζαγλιβέρη) genannt, wurde die Nacht geruht in dem Hause einer

Wittwe, die eine Art Wirthschaft trieb. Die Tochter der Wirthin, ein dreizehnjähriges Mädchen, saß im besten Staate mit Geldstücken behangen am Webstuhl, der im Hofe des Hauses stand; das arme Kind war als heirathsfähig zur Schau gestellt.

Des anderen Tages brachen wir mit der Sonne auf. Nach einigen Stunden erreichten wir das Ende der Hochebene und der Weg führte nun über die nördlichen Vorberge des Cholomongebirges. Der Cholomon (Χολομῶν) ist ein länglicher Bergrücken, der von Osten nach Westen läuft, in Westen an den Chortiatsch stößt, und sich nördlich bis zum Beschiksee erstreckt. Von der Höhe kommen eine Menge von Bächen und Flüßchen herab, die in tiefen und zum Theil sehr romantischen Thalschluchten nach dem Beschiksee fließen, so daß der nördliche Abhang des Cholomon wie in lange Riemen zerschnitten erscheint. So ging es bald über einen solchen steilen Bergriemen hinweg, bald durch tiefe Schluchten hindurch. Hie und da kamen wir an Dörfern vorüber, die gewöhnlich an sanftaufsteigenden Anhöhen in der Nähe kleiner Flüsse erbaut waren. Der Weg hob sich allmählig und näherte sich dem östlichen Gipfel des Gebirges: links in der Tiefe sah man den Wasserspiegel des Beschiksees. Nachdem wir den östlichen Abhang des Cholomon, der dicht bewaldet ist, umritten hatten, gelangten wir gegen Abend nach Larigowi.

Larigowi (Λαριγοβή), ein artiges, griechisches Dorf, liegt hoch und kalt. Die Bewohner aber haben ein besonders gesundes und kräftiges Aussehn, und in den Straßen erblickte man Männer und Frauen von ausge-

zeichneter Gestalt. Die Männer waren meist festlich geschmückt: ein türkischer Beamter war grade angelangt, um Inspection zu halten und die Steuern zu erheben, und war mit allerlei Feierlichkeiten empfangen worden. Eine Frau, die ihr Kind, in ein Tuch gewickelt, wie in einem Sacke auf dem Rücken trug, erschrack gewaltig, als ich mit der Lorgnette am Auge an ihr vorüberging; sie glaubte, ich habe ein „böses Auge", und stammelte eine Menge Beschwörungsformeln, um ihr Kind vor Unheil zu bewahren. Bis spät in die Nacht saß der Agogiat bei mir am lodernden Kamine: der Bediente machte ihm allerlei Taschenspielerstückchen vor, und sein furchtsames Erstaunen über die schwarzen Künste war höchst ergötzlich. Beim Fortgehn rief ihm der Bediente zu, er solle sich in Acht nehmen, daß ihm die Nacht über nichts angethan werde. Der Mann bat ängstlich um Schonung, und ging dem Stalle zu, wo er zu seinem großen Erschrecken die Thüre offen und seine Maulthiere entlaufen fand. Die ganze Nacht suchte er verzweifelnd in der Umgegend des Dorfes: am Morgen rieth ich ihm, den Weg, den wir gekommen, zurück zu gehen, wo er gewiß seine Maulthiere treffen würde. Nach mehreren Stunden kam er triumphirend zurück: aber das Entlaufen der treuen Thiere und das Wiederfinden auf dem bezeichneten Wege wollte ihm lange als Zauberei erscheinen.

Um Mittag endlich machten wir uns eilig auf die Reise. Auf einem gepflasterten Wege, der von Saloniki ausgeht und südlich vom Chortiatsch und Cholomon an Galatista vorüberführt, gelangten wir in vier Stunden nach Nisworo.

Dieser Weg ist von türkischer Arbeit: man behauptet gewöhnlich, daß er der Richtung folge, die einst die römische Straße von Thessalonike nach Konstantinopel, die Via Egnatia, eingeschlagen habe. Indessen lassen sich nirgends weder Spuren einer römischen Kunststraße, noch auch Ruinen von Städten *), die einst daran gestoßen, entdecken: und wenn man bedenkt, daß die Gegend südlich vom Chortiatsch und Cholomon fast unwegsam ist, und daß eine durch dieselbe angelegte Straße, um nach Konstantinopel zu führen, einen ganz unnützen Umweg machen würde, so kann man kaum glauben, daß die Via Egnatia nicht den weit besseren und näheren Weg im Norden der Gebirge und den Seen entlang eingeschlagen haben sollte. — Bei Nisworo sieht man die Schlacken von alten und neuen Bergwerken in großen Haufen umherliegen. Nisworo selbst ist ein bedeutender Ort, von Türken und Griechen bewohnt, und Sitz eines türkischen Aga und griechischen Bischofs (τοῦ Ἱερισσοῦ): es hat ein türkisches Castell und eine schöne griechische Kirche. Es liegt hoch an dem Abhang der Berge, welche die chalcidische Halbinsel von Ost nach West durchziehen, und hier steil nach dem Meere herabfallen. Von der Höhe genießt man einer bezaubernden Aussicht: in Süden erblickt man

*) Eine Stunde südlich von Larigowi liegt ein Dorf, mit Namen Paläochori, d. h. der alte Ort. Aber ich habe daselbst vergeblich nach altgriechischen Ruinen gesucht: Alles, was sich fand, war ein türkischer oder vielleicht byzantinischer Thurm.

weit im Meere den Athos, einen mächtigen, aschgrauen Felsenkegel, der durch eine schmale, mit dichtem Walde bewachsene Landzunge, wie durch ein grünes Band mit dem Festlande verbunden ist: zur Seite nach Osten hin die Inseln Lemnos, Samothrake und Thasos: und zuletzt die Berge von Macedonien, die den strymonischen Meerbusen in weiten Kreisen umgeben.

Nach kurzem Verweilen eilten wir weiter, von der Höhe herab, und kamen nach vierstündigem Ritte bei einbrechender Nacht nach Jerissos (Ἰερισσός), welches am Meere in kleiner Entfernung von der Halbinsel des Athos liegt. Jerissos war vor Zeiten der Sitz des griechischen Bischofs, der jetzt in Nisworo residirt: auf dem Hügel, auf welchem das Dorf erbaut ist, finden sich Spuren einer altgriechischen Akropolis. Vielleicht lag hier einst eine Stadt Apollonia *), die an einigen Stellen erwähnt wird. Mein Agogiat war von der Anstrengung an diesem Tage so aufgeregt worden, daß er einen Anfall von Fieber bekam. Als ich ihm zufällig nach dem Pulse fühlte, glaubten die Leute, ich sei ein Arzt: noch am späten Abend kamen Kranke mit der Bitte um Linderung ihrer Beschwerden. Die Meisten wollten Aderlässe, oder doch eine Mixtur: sie waren nicht fortzubringen, bis ich ihnen nicht wenigstens nach dem Pulse gefühlt hatte.

Den 21. Mai betrat ich den Berg Athos, welcher die östlichste von den drei Halbinseln ist, in die das Land zwischen dem strymonischen und thermäischen Meerbusen

---

*) **Tafel Thessalonica** p. 63.

nach Süden zu ausläuft. Die Halbinsel, ehemals Acte genannt, hängt durch eine schmale und flache Landzunge mit dem Festlande zusammen: dann wird sie breiter und bergig, und endet zuletzt in einem 5200 Fuß hohen Felsenkegel, der auf drei Seiten schroff aus dem Meere emporsteigt. Wo die Landzunge am schmalsten ist, sieht man eine Reihe von Vertiefungen, die vom Meere zum Meere reichen. Man hält sie für die Spuren des Canals, den einst Xerxes, — *ἕνας μέγας βασιλεύς*, wie mein Agogiat erläuterte, — hier gegraben haben soll; in dem **Voyage pittoresque de la Grèce (Paris 1809. to. II. p. 145)** steht eine genaue Untersuchung darüber. Das Unternehmen des Xerxes ist in mehr als einer Hinsicht ganz fabelhaft, und man kann es Juvenal nicht verdenken, wenn er spöttisch sagt:

Creditur olim
Velificatus Athos, et quicquid Graecia mendax
Audet in historia! —

Bald darauf führt der Weg in ein hügliges Land, das sich allmählig mehr und mehr erhebt. Die Hügel sind mit dichtem Buschwerk bewachsen, und werden die Wolfshügel (*Λυκοβούνια*) genannt. Nach drei Stunden gelangt man an einen steilen Bergrücken, der quer durch die Halbinsel zieht: er heißt *Μεγάλη Βίγλα*, die große Warte. Hier ist die eigentliche Grenze des Heiligen Bergs, wie die Griechen den Athos wegen seiner Klöster zu nennen pflegen (*τὸ ἅγιον ὄρος* oder *τὸ ἁγιώνυμον ὄρος τοῦ Ἄθωνος*). Keinem weiblichen Wesen wird diese Grenze zu überschreiten gestattet: der Sage nach

bringt schon die Luft in dem heiligen Gebiete weiblichen Geschöpfen den Tod. Von der hohen Warte herab auf dem Rücken des Gebirgszugs, welcher die Halbinsel der Länge nach durchzieht, reitet man in acht Stunden nach Karyäs, einem Dörfchen, das in der Mitte des heiligen Berges auf der Höhe liegt, und der Sitz der obersten Behörden ist. Der Weg geht immer durch üppiges Buschwerk oder durch hochstämmige Wälder; rechts und links erblickt man in der Tiefe, in romantischen Schluchten oder auf felsigen Anhöhen am Meere, große Klöster, die Burgen oder Schlössern gleichen; und an dem Abhange des Gebirges Häuser, die von einzelnen Mönchen bewohnt werden, entweder zerstreut und von Gärten umringt, oder in größeren Massen dorfähnlich zusammenliegend. Darüber hinaus schweift das Auge zu beiden Seiten über die Meerbusen hin, die den Athos umgeben, bis zu dem Olymp, Pelion und Ossa, nach den Inseln Sciathos, Skopelos, Lemnos, Samothrake, Thasos, und endlich nach den macedonischen und thracischen Bergen.

Der Gipfel des Athos erglänzte im Purpur des Abendroths, als ich endlich in Karyäs, der Hauptstadt des heiligen Berges, eintraf.

2. Geschichte des Bergs Athos.

Die Geschichte des Bergs Athos zu schreiben, ist bisher noch von Niemand versucht worden: und doch würde eine solche Geschichte im Allgemeinen und für die griechische Christenheit insbesondere von hohem Interesse sein. Freilich kann nur der eine solche Arbeit mit Erfolg un-

ternehmen, der die Inschriften, Urkunden und Handschriften in den Klöstern des Athos selbst mit Muße zu untersuchen im Stande ist. Alte Inschriften, die das Dunkel der Geschichte aufzuhellen vermöchten, trifft man zwar höchst selten. Die Abbildungen der Stifter des Klosters oder der Kirche mit erklärenden Inschriften, die sich gewöhnlich unter den Freskogemälden in den Vorhallen der Kirchen finden, sind meist aus neuerer Zeit und durchaus unzuverlässig. Dagegen werden regelmäßig Originalurkunden unter besonderem Verschlusse in dem Skevophylakion (der Schatzkammer) aufbewahrt: nur pflegen diese Urkunden mit Aengstlichkeit dem Auge des Fremden entzogen zu werden. Abschriften derselben enthalten zuweilen einzelne Handschriften der Klosterbibliotheken, aus denen auch sonst allerlei gelegentliche Notizen über die Geschichte der einzelnen Klöster zu schöpfen sind. In dem Kloster Iwiron findet sich z. B. eine kleine HS. auf Papier, die eine Sammlung der alten Statuten des Berges enthält: in dem Kloster Stavronikitu eine Abschrift der Stiftungsurkunden des Klosters. Aehnliche Handschriften besitzen auch Klöster, die außerhalb des Athos liegen: wie z. B. das Kloster zum h. Georg in der Nähe von Trapezunt, wo ich später eine Geschichte des Klosters Watopädi in einer kleinen Papierhandschrift gefunden habe.

An gedruckten Hülfsmitteln zu einer Geschichte des Berges Athos ist noch großer Mangel. Joannis Komninos, ein walachischer Arzt, der längere Zeit auf dem heiligen Berge verweilt hatte, hat im J. 1701 zu Buchareſt eine Beschreibung des Athos herausgegeben, welche

den Titel führt: *Προσκυνητάριον τοῦ ἁγίου ὄρους τοῦ Ἄθωνος*, d. h. Wegweiser für die Pilger nach dem heiligen Berge Athos; sie ist später in Venedig 1745 wieder aufgelegt, und auch von Montfaucon seiner **Palaeographia Graeca** als Anhang beigegeben worden. Diese Beschreibung giebt eigentlich nur eine Aufzählung der in den Klöstern aufbewahrten heiligen Reliquien, Bilder und Gefäße. Was von der Geschichte der einzelnen Klöster darin vorkommt, ist wenig zuverlässig: es ist ganz dasselbe, was auch noch heut zu Tage von den Mönchen erzählt wird. Eine interessantere Notiz über die Geschichte des heiligen Berges findet sich in dem Steuerbuche der griechischen Kirche (*Πηδάλιον*. Leipz. 1800. fol.), und ich will sie hier in einer Uebersetzung mittheilen, indem dieses Buch nur Wenigen zugänglich sein dürfte. Auf S. 549. 550. steht nemlich folgende Anmerkung:

„Der berühmte Berg Athos verdiente es wohl, daß „eine besondere Geschichte desselben geschrieben würde, die „von seinem Alterthume, seinen Vorrechten, seinen be„rühmten Männern, seinen übrigen großen Vorzügen, „und den Mönchen, die zu verschiedenen Zeiten daselbst „gelebt haben, Bericht erstattete. Ich weiß nicht, woher „es gekommen ist, daß ein so gemeinnütziges Werk so „sehr vernachlässigt worden ist; die Meisten wissen es „nicht, oder glauben es nicht, wenn sie es blos durch „Hörensagen erfahren, daß dieser Berg von Gott so ge„ehrt und ein Ort geworden ist, an welchem vorzugs„weise und ohne Unterlaß die Lobpreisungen Gottes er„schallen, und welcher seit beinahe 15 Jahrhunderten,

„seitdem die Christen von Gott mit der Herrschaft auf
„Erden belehnt worden sind, eine Schule der Tugend
„und Heiligkeit ist. Ich habe darum versuchen wollen,
„Alles zusammenzustellen, was ich über die alten Ver-
„hältnisse der Mönche des Bergs in alten kaiserlichen
„Chrysobullen oder anderen Urkunden gefunden und ge-
„lesen habe. Vor Allem findet sich eine Urkunde, welche
„auf Befehl des Kaisers Basilius I. Macedo aus-
„gefertigt worden ist in Beziehung auf Grenzstreitigkeiten
„an dem Orte, wo der persische König Xerxes seine
„Schiffe nach Griechenland übersetzte, welcher gegenwärtig
„Prowlakas genannt wird. An diesen Ort begab sich
„damals in Auftrag des Kaisers der Oberfeldherr von
„Thessalonike, und untersuchte die Streitigkeiten zwischen
„den Bewohnern des heiligen Bergs und denen des Ca-
„stells Jerissos: dieser schreibt nun, daß ihm verschiedene
„Urkunden aus alter und unvordenklicher Zeit vorgelegt
„worden seien, aus denen er ersehen habe, daß jener
„Ort den Mönchen des Athos gehöre. Ein anderes zer-
„rissenes Chrysobullon des Kaisers Leo des Weisen
„bestätigt ein Chrysobullon seines Vaters und besagt,
„auch er wolle verordnen, daß der Ort bei seinen alten
„Vorrechten ruhig belassen werden solle. Dasselbe be-
„kräftigt ein anderes Chrysobullon seines Sohnes Kon-
„stantinus und seines Schwiegervaters Romanus
„und der Söhne des Romanus. In diesen Urkunden
„findet sich dieselbe Einrichtung, welche der Berg auch
„nachher nach der Zeit des heiligen Athanasius hatte. Auch
„das Leben des heiligen Athanasius liefert Be-

„weise, daß der Berg, als jener dahin kam, schon einen
„Vorsteher (πρῶτος) und viele Igumenen und Mönche
„hatte. Und dasselbe ergiebt sich aus den Unterschriften
„in einem zur Entscheidung eines Streites auf Befehl des
„Kaisers Johann Tzymisces erlassenen Chrysobullon,
„welches Vorschriften über die Verfassung der Mönchs=
„gemeinde enthält, und sowohl von dem genannten Kaiser
„mit Purpurdinte, als auch von allen Igumenen, mehr
„denn 60 an der Zahl, unterzeichnet ist. Ferner Ro=
„manus, der Schwiegervater von Konstantin, dem
„Sohne des Leo, bezeugt in dem Chrysobullon, welches
„er dem von ihm wiederhergestellten Kloster Xiropo=
„tamu verliehen hat, daß das Kloster einst von der hei=
„ligen Pulcheria, der Tochter des Arcadius, gestiftet
„worden sei. Und der Kaiser Manuel bezeugt in einem
„Chrysobullon, daß das Kloster des heiligen Stephanus,
„Kastamonitu genannt, eine Stiftung von Konstans, dem
„Sohne des großen Konstantinus sei. Alle diese Urkun=
„den habe ich gesehen in den Urkundenbüchern (Κώδικες)
„der Gemeinheit (τῆς κοινότητος). Ebenso ein großes
„papiernes Diplom von Konstantinus Monoma=
„chus, welches besagt, daß der Berg schon lange und
„von uralter Zeit her von Mönchen bewohnt, damals
„aber durch einige Unordnungen (διὰ σκάνδαλά τινα
„τοῦ μισοκάλου) in Gefahr gerathen sei, verlassen zu
„werden, und daß der Kaiser deshalb den Igumenos des
„Klosters Tzinziluki zu Konstantinopel, Namens Kosmas,
„einen verständigen und gelehrten Mann geschickt habe,
„wie auch früher Tzymisces den Igumenos des Klosters

„Studium abgesendet und Gesetze über die Verfassung der
„Mönchsgemeinde erlassen habe. Beide Verordnungen
„finden sich auch in dem Skevophylakion des Klosters
„Protatu. Auch ist es möglich, daß in den einzelnen
„Klöstern noch besondere Stiftungsurkunden vorhanden
„sind. In dem ehrwürdigen Kloster der heiligen Apostel,
„Karakallu genannt, habe ich ein verwittertes Diplom
„des Romanus Diogenes gesehen, auf dessen Siegel
„der Kaiser Romanus und die Kaiserin Eudocia mit
„zwei Kindern abgebildet waren, und darüber Jesus
„Christus: auf der Rückseite hatte das Siegel ein Kreuz
„mit einer Umschrift in Uncialbuchstaben. Soviel ich von
„dem verwitterten Diplome lesen konnte, versicherte es
„dem Kloster den Besitz einiger Grundstücke, die ihm vor
„längerer Zeit geschenkt worden waren. Seit der Er-
„oberung Konstantinopels ist die Zahl der Klöster auf 20
„beschränkt, und diesen gehören die Kellia und Skitä *).
„Von den Klöstern liegen 10 auf der östlichen, und 10
„auf der westlichen Seite des Bergs. In der Mitte liegt
„Protaton und Karäs, wo sich die Richter über
„bürgerliche Streitigkeiten befinden, und an jedem Samstag
„die Contributionen von den Mönchen erlegt werden. Der
„Ort wurde Protaton genannt, und wenigstens die Kirche
„trägt noch jetzt diesen Namen, von dem Protos, d. h.
„dem Ersten oder dem Vorsteher der Mönche des Bergs.
„Dieser hatte kraft patriarchalischer Diplome, die auf
„Bitten des Kaisers Andronikus Palaeologus I.

*) Was Kellia und Skitä sind, werde ich weiter unten erklären.

„und sonst gegeben worden waren, das Recht, ein Po-
„lystavrion *) zu tragen, wie die vornehmsten Geistlichen,
„ferner bei den Synoden und Zusammenkünften der Pa-
„triarchen gegenwärtig zu sein, mit einem Hypogona-
„tion **) Messe zu lesen, Subdiaconen und Lectoren zu
„ordiniren, endlich Igumenen und Beichtväter für die
„Klöster des Bergs zu bestellen. Einen solchen Vorsteher
„der Mönche gab es bis zum J. 1600, nachher aber nicht
„mehr, und die heiligen Klöster sind seitdem ohne obersten
„Herrn und werden aristokratisch regiert. Gegenwärtig
„giebt es ungefähr noch 290 große und kleine Kellia,
„und 11 Skitä; nemlich Agia Anna und Kapsoka-
„lywia zu Agia Lavra gehörig: die Neue Skiti und
„Lakkos zu Agios Pavlos gehörig: die Skiti des Pro-
„dromos zu dem heiligen Kloster Iwiron gehörig: die
„Skiti des Panteleïmon zu dem heiligen Kloster
„Kutlumusi gehörig: die Skiti des Propheten Elias
„und die τῶν Εἰσοδίων zu dem heiligen Kloster Pan-
„tokratoros gehörig: die des heiligen Dimitrios zu
„dem großen Kloster Watopädion gehörig: die des Xe-
„nophon zu dem heiligen Kloster Xenophon gehörig:
„und die Skiti der russischen Mönche, zu dem
„heiligen Kloster Zographu gehörig. In den heiligen
„Klöstern Chelantari und Zographu, und in den zwei
„Skitä des Propheten Elias und Zographu, werden die

*) Ein Obergewand, auf welchem viele Kreuze gestickt sind.

**) Eine Art Schürze, die eine Auszeichnung der Bischöfe und noch höheren Geistlichen ist.

„kirchlichen Akoluthien slavisch vorgelesen: in allen übrigen Skitä und Klöstern aber griechisch. Die auf dem „Berge befindlichen Mönche sind ungefähr 2000 an der „Zahl. . . . . Diese haben, die besonderen Schulden der „einzelnen Klöster und die Zinsen derselben abgerechnet, „jährlich gegen 60,000 Piaster an Abgaben zu entrichten. „Und wenn es Krieg giebt, setzen sie Etwas hinzu *).“

Zu den Hülfsmitteln, welche bei einer Geschichte des Bergs Athos zu benutzen sein würden, gehören noch einige Notizen in des Martinus Crusius **Turco-Graecia** und im Anhange zu des H. Hilarius Ausgabe des **Chronicon Ecclesiae graecae** von Philippus Cyprius, endlich auch die Berichte der Abendländer, die den heiligen Berg besucht haben. Darunter sind auszuzeichnen die Berichte von Bellonius, Hunt, Carlyle, Sibthorpe und Leake **). Villoison, der längere Zeit

---

*) *Ὅλοι οἱ ἐν τῷ ὄρει εὑρισκόμενοι μοναχοί εἰσιν ὡς δύω χιλιάδες. Πληρώνουσιν ὅμως κατ' ἔτος εἰς τὰ βασιλικὰ χαρτία* 3000 . *καὶ* 6 *συμποσοῦνται ὅλα κατ' ἔτος τὰ ἔξοδα ὁποῦ ἀπαραιτήτως εἰς τοὺς κρατοῦντας πληρώνονται.* (?) *Ἔξω ἀπὸ τοὺς τόκους καὶ τὰ ἰδιαίτερα χρέη ἑκάστου μοναστηρίου σχεδὸν* 60 . *χιλιάδες γρόσια. Καὶ ὅταν συμβῇ μάχη προστίθενται.* (?) — Darauf folgt noch eine Bemerkung über das in jener Zeit (1800) gänzlich verlassene Kloster Esphigmenu.

) Vgl. **Montfaucon Palaeogr. gr. p. 434 sqq. Walpole Memoirs relating to European and Asiatic Turkey. London 1817. p. 198 ff. Walpole Travels in various countries of the East. Lond. 1820. p. 38 ff. Leake Travels in Northern Greece. Vol. III. p. 114

auf dem Berg Athos verweilt hatte, hat die Ergebnisse seiner Untersuchungen leider nicht bekannt gemacht. Seine Papiere werden in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt, und darunter sind auch die von Pouqueville erwähnten **Mémoires pour servir à l'histoire des monastères du mont Athos.** Von meinem hochverehrten Gönner, Herrn K. B. Hase, **Conservateur au département des Manuscrits**, habe ich darüber folgende Notizen erhalten: „Die von Pouqueville erwähnte Schrift „findet sich auf der königl. Bibliothek unter den Villoi„son'schen Papieren, in einem Hefte in Fol. von 35 be„schriebenen Blättern. Nemlich: **Fol. 1** *recto:* **Mé„moires pour servir à l'histoire des monastères du „mont Athos** (dieser Titel so wie die ganze Abhandlung „ist von einer fremden Hand; Villoison selbst hat dabei „geschrieben:), **par le père Braconnier** (nicht **Braco„nier), Jésuite.** Anfang: **Le mont Athos est au„jourd'huy sans contredit le plus fameux sanctuaire „que l'Église grecque ait en Europe. Il n'est même „connu dans l'Orient que sous le nom de Mont „Saint, les Grecs le nomment Ahion (sic) Oros etc.** „Ende **Fol. 24** *recto:* **aveu qui les tient unis de „coeur à l'Église Romaine, et leur fait souhaiter „avec ardeur l'heureuse conjoncture de pouvoir faire „une réunion publique et générale.** Dann folgen „**Fol. 25** *r.* neugriechische Volkslieder; **Fol. 26** *r.* **In-**

---

ff. — Die geschichtlichen Notizen bei Leake sind insgesammt aus dem Προσκυνητάριον genommen.

„scription trouvée à Pergame dans un cimetière
„grec et copiée par M. Cousinéri, consul à Salo-
„nique (diese Inschrift von Villoison's Hand, so wie
„alles weitere, bis zu Ende des Heftes); **Fol. 27** *r.*:
„**Extrait d'un Mémoire sur Rhodes par M. Mille,**
„**ancien consul de France** u. s. w. Ob nun die Ab-
„handlung Braconnier's die Mühe des Abschreibens ver-
„diene, wage ich zwar nicht zu entscheiden, glaube es
„aber kaum, nachdem ich sie gelesen. Denn erstens war
„der Verfasser, katholischer Missionär in der Levante,
„ganz unwissend, besonders im Griechischen, so daß fast
„kein Eigenname richtig geschrieben ist, ferner schrecklich
„fanatisch und voll Gift gegen den griechischen Klerus;
„glaubt daher und erzählt die unsinnigsten Mährchen, so-
„bald sie nur diesem nachtheilig sind. Zweitens scheint
„mir die ganze Abhandlung nicht einmal unedirt, sondern
„nur aus einem schon gedruckten Werke abgeschrieben;
„aus welchem aber, ob vielleicht aus den **Lettres édi-**
„**fiantes?** weiß ich freilich nicht zu ermitteln. In jedem
„Falle aber ist sie bei weitem nicht das Wichtigste, was
„sich für Ihren Zweck in Villoison's handschriftlichem
„Nachlaß vorfindet. Dieser Gelehrte nemlich, der mehrere
„Monate auf dem Athos zubrachte, wollte seine Reise-
„beschreibung nicht eher herausgeben, als bis er alle
„griechischen Schriftsteller aller Art, vom dritten Jahr-
„hundert an abwärts, mit beständiger Rücksicht auf die
„von ihm selbst in Griechenland gemachten Beobachtungen
„durchgelesen hätte. Daraus sind fünfzehn dicke Quart-
„bände entstanden, mit Auszügen, paläographischen Be-

„merkungen, ferner Noten über kirchliche Dinge und
„griechisches Klosterleben, auch wohl Späße, von welchem
„allen wohl ein Viertel irgend einen Bezug auf den Hei=
„ligen Berg hat. Da Villoison noch vor Beendigung
„seiner langen προπαρασκευὴ starb, so liegen sämmt=
„liche Bände fast noch ganz unbenutzt bei uns."

Das Wesentliche von der Geschichte des Bergs Athos im Allgemeinen läßt sich mit wenigen Grundzügen dar=stellen. Von alter Zeit an war der Berg Athos den Schifffahrern wohl bekannt, theils wegen der heftigen Stürme, von denen zuweilen das Meer zu seinen Füßen heimgesucht wird, theils weil die Spitze des Bergs weit=hin in den nördlichen Gewässern des Archipels zu sehen ist und dem Steuermanne als Marke dient. Die alten Schriftsteller erwähnen einer Statue des Jupiter, die auf seinem Gipfel gestanden habe, und mehrerer Städte, die am Gestade des Meeres erbaut waren. In einer tiefen Schlucht an dem nördlichen Abhang des Athos sollen noch jetzt, wie von alten Mönchen erzählt wird, Bruchstücke jener Statue zu sehen sein. Von alten Städten finden sich einige kaum zu erkennende Spuren am Isthmus und an einem Orte auf der östlichen Seite der Großen Warte, den die Mönche Galitza nennen. Hier scheinen die Städte Sane, Akanthus und Dium gelegen zu haben. Die an=deren Städte, Thyssus, Kleonae, Akroathos und Holo=phyxus lagen wahrscheinlich an der Stelle, wo sich jetzt die Klöster Xiropotamu, Lavra und Watopädi erheben: denn hier sind noch einige Antiquitäten zu sehen, und die Lage war ganz zur Anlegung von Städten geeignet. Jene

alten Städte werden von christlichen Schriftstellern nicht mehr erwähnt; sie waren wohl nie von Bedeutung, und sind allmählig verfallen.

Da scheinen zuerst zu Anfang des 4ten Jahrhunderts, als überhaupt das Mönchthum in Aufnahme kam und immer weiter sich verbreitete, Eremiten, Anachoreten und Mönche die verlassene Halbinsel des Athos mit ihren Bergen und Schluchten aufgesucht, und hier in Abgeschiedenheit von dem Treiben der Welt ein beschauliches Leben geführt zu haben. Die Sage läßt die ersten Klöster auf dem heiligen Berge unter Konstantin dem Großen und seinen Nachfolgern gegründet werden, und allmählig eine zahlreiche und völlig geordnete Gemeinde von Mönchen entstehen, die, wie alle griechischen Mönche, nach der Regel des h. Basilius lebten. Während des Bilderstreits blieben die Mönche des heiligen Bergs standhaft auf Seiten der Bilderverehrer: noch jetzt werden in einigen Klöstern Bilder aufbewahrt, die bei der allgemeinen Bildervernichtung nach dem Berg Athos geflüchtet wurden. Indessen sollen die Klöster in damaliger Zeit gelitten haben, und nicht minder im 9ten Jahrhunderte durch wiederholte Plünderungen von Seiten der Saracenen, die auch diese Gegenden heimgesucht haben. Eine glänzendere Zeit für das Mönchthum auf dem Berg Athos begann mit dem 10ten Jahrhunderte. Prächtige Klöster wurden theils von den Kaisern zu Konstantinopel, theils von Privaten erbaut und reich dotirt: Männer von Bildung und Ansehn zogen sich entweder aus Frömmigkeit oder aus Lebensüberdruß in die Einsamkeit des heiligen Bergs zurück. In dieser Zeit sind auch die noch jetzt

vorhandenen Klosterbibliotheken angelegt worden: denn die ältesten Handschriften stammen aus dem Ende des 9ten und Anfang des 10ten Jahrhunderts. Dieser blühende Zustand der Mönchsgemeinde scheint später durch die Herrschaft der Lateiner, der auch der Berg Athos unterworfen wurde, in keinerlei Weise unterbrochen worden zu sein: in den Briefen des Pabstes Innocenz III. werden die vielen Klöster und Mönche rühmend erwähnt, und die alten Vorrechte bestätigt. Als aber Michael der Paläologe, nachdem er der Herrschaft der Lateiner ein Ende gemacht hatte, eine Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche versuchte, und die Mönche auf dem Berg Athos hartnäckigen Widerstand leisteten, kam Verwirrung und Unheil über die Klöster. Den Chroniken zufolge, die man in den Klosterbibliotheken antrifft, soll der Kaiser Michael (— ὁ Λατινόφρων, wie er genannt wird, —) mit dem Patriarchen Joannes Bekkus persönlich nach dem Berg Athos gekommen sein, und mehrere Klöster niedergebrannt haben. Der Sohn und Nachfolger des Kaisers Michael, Andronikus Palaeologus, ward dagegen ein Wohlthäter der Klöster: mehrere derselben wurden von ihm wiederhergestellt, beschenkt und mit Privilegien ausgestattet. Nach dem Untergang des griechischen Reichs und unter türkischer Herrschaft sind die Klöster Anfangs weniger gebrandschatzt worden, als man vielleicht zu erwarten geneigt wäre; wie die griechische Geistlichkeit überhaupt, so sind Anfangs auch die Klöster und Mönche von den Türken bei ihren Gütern und Rechten belassen worden. Aber in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, zumal um das

J. 1534, haben, wie sich aus Chroniken ergiebt, türkische Truppen mehrere Klöster geplündert und viele Grausamkeiten gegen die Mönche verübt. Noch in demselben Jahrhunderte aber erhoben sich die verfallenden Klöster von Neuem. Besonders haben in jener und der folgenden Zeit die Fürsten der slavischen Völker im Norden mit einander in der Wiederherstellung und Ausstattung der Klöster gewetteifert, wie denn überhaupt ein großer Theil der Mönche des Athos von Alters her aus slavischen Christen bestand und noch besteht. Es wurden damals den Klöstern viele Reliquien und Kostbarkeiten zur Zierde der Kirchen geschenkt, und namentlich wurden auch die Bibliotheken mit vielen Büchern bereichert, wie sie im Abendlande und vorzugsweise in Italien im 16ten Jahrhunderte erschienen waren. Die Klöster selbst wurden fester gebaut, und zum Theil in kleine Castelle umgewandelt, die mit Bombarden und Kanonen besetzt waren: und nicht unbedeutende Besitzthümer wurden in Serbien, der Bulgarei, Moldau und Walachei, und selbst in Rußland den Klöstern zugewiesen. In diesem Zustande dauerten die Klöster fort bis auf die Zeiten des letzten griechischen Aufstandes. Dieser Aufstand war von den Mönchen des Athos begünstigt und befördert worden, und sie hatten zuletzt noch den flüchtigen Raja's mit ihren Frauen und Kindern auf dem Berge eine Zuflucht gewährt. Dafür wurden die Klöster nach Unterdrückung des Aufstands von den Türken gebrandschatzt: die Kanonen und Bombarden wurden sämmtlich weggeführt, und acht Jahre lang lag eine türkische Besatzung von 400 Mann auf dem heiligen

Berge. Die Klöster sind dadurch sehr in Schulden gerathen: manche Kostbarkeiten, z. B. auch Handschriften, sind veräußert, andere während der Unruhen verwahrlost worden und verloren oder untergegangen.

3. Gegenwärtiger Zustand des Mönchthums auf dem Berg Athos.

Gegenwärtig zählt der heilige Berg zwanzig Klöster, und gegen dreihundert Cellen.

Die Klöster liegen zu beiden Seiten des Bergrückens, der den Athos mit der Großen Warte verbindet, bald dicht am Meere, bald in einiger Entfernung auf felsigen Hügeln oder in tiefen Schluchten. Es sind mächtige Gebäude, die einen geräumigen Hof umgeben, und mittelalterlichen Burgen oder Schlössern gleichen. Die äußeren Mauern sind von bedeutender Höhe und Dicke, und sehen wie Festungsmauern aus: ein Thor, gewöhnlich mit einem Thurme versehen, führt in das Innere des Klosters. Die Wohnungen gehen entweder nach dem Hofe zu, oder ragen in Form von Erkern über die hohen Klostermauern hervor. In dem Hofe steht in der Regel die Kirche und das Refectorium, zuweilen auch ein Glockenthurm und Nebencapellen. Alle Klöster besitzen Glocken, die jedoch nur bei gewissen Gelegenheiten gebraucht werden: zum gewöhnlichen Einläuten in die Kirche bedient man sich nach alter Sitte eines langen Holzes, welches von einem Mönche im Klosterhofe umhergetragen und angeschlagen wird. Glocken zu haben, ist ein Vorrecht der Klöster auf dem heiligen Berge: denn sonst ist den Griechen in der Türkei

bei ihren Kirchen Glocken zu haben durchaus untersagt. Die Klöster heißen μοναστήρια oder μοναί. Ihre besonderen Namen und Beinamen rühren entweder von ihren Stiftern her, oder von dem Orte, auf welchem sie erbaut worden sind, oder von den Mönchen, die sie bewohnen, oder von den Heiligen, denen sie geweiht sind, oder endlich von Ereignissen, die für die Entstehung des Klosters von besonderer Wichtigkeit waren. — Die Verfassung und Einrichtung der Klöster ist sehr verschieden. Einige sind Cönobien (κοινόβια): hier stehen die Mönche unter einem Igumenos (ἡγούμενος), der auf Lebenszeit vom Patriarchen ernannt wird, und unumschränkter Beherrscher des Klosters ist. Die Mönche haben in diesen Klöstern durchaus kein eigenes Vermögen, sondern ihr Einbringen verfällt dem Kloster, und ebenso gereicht die Arbeit, die sie auf Befehl des Igumenos vollziehen, nur dem Kloster zum Vortheil. Dagegen erhalten Alle vom Kloster die nöthigen Kleidungsstücke, und die gemeinsamen Mahlzeiten werden auf Kosten desselben zugerichtet. Die meisten Klöster des heiligen Bergs haben aber eine demokratische Einrichtung; sie heißen ἰδιόῤῥυθμα μοναστήρια, und die größeren auch λαῦραι. In diesen sind die Mönche im Ganzen ihre eigenen Herren und haben ihr eigenes Vermögen: sie wohnen und essen von einander getrennt, und kleiden sich verschieden. Zur Verwaltung der Angelegenheiten des Klosters als eines Ganzen werden aus der Mitte der Klostermönche alljährlich einzelne Beamten gewählt, die ἡγούμενοι, σκευοφύλακες, ἐπίτροποι und δικαῖοι heißen, und verschiedene Ob-

liegenheiten haben; ihnen zur Seite steht ein beständiger Secretär, der γραμματικός, der in diesen freien Klöstern eine gar wichtige Rolle spielt. — Die zwanzig Klöster des heiligen Bergs bilden zusammen eine Gemeinheit. Ehemals stand an der Spitze derselben ein Vorsteher (Πρῶτος), der seinen Sitz an der Kirche zu Karyäs hatte: jetzt wird sie von vier Abgesandten der Klöster vertreten, welche Vorsteher der Gemeinde des heiligen Bergs (ἄρχοντες oder ἐπιστάται τῆς κοινότητος τοῦ ἁγίου ὄρους) genannt werden, und ihre Residenz ebenfalls in Karyäs haben. Die Epistatä werden alljährlich gewechselt; die einzelnen Klöster schicken der Reihe nach abwechselnd einen Vertreter, und zwar so, daß einer von den vier Epistatä aus einem der fünf Hauptklöster (Lavra, Iwiron, Watopädi, Chelantari, Dionysiu) gewählt sein muß. Die Epistatä üben eine Art Gerichtsbarkeit über die Mönche und Klöster aus, und vertheilen die aufzubringenden Abgaben auf die einzelnen Klöster; sie vertreten die Gemeinde des heiligen Bergs gegenüber den weltlichen und geistlichen Behörden, denen der Athos unterworfen ist. Diese Behörden sind der Patriarch von Konstantinopel, und ein türkischer Aga, der unmittelbar von Konstantinopel nach dem Athos geschickt wird und in Karyäs residirt. Dem Aga sind einige Albanesen als Wache und zur Bedienung beigegeben: er ist aber der Sache nach nur ein Steuereinnehmer, und von den Epistatä durchaus abhängig. Der Einfluß des Patriarchen dagegen ist sehr bedeutend, und es pflegt daher ein eigner Bevollmächtigter (ἀντιπρόσωπος oder ἐπι-

τροπος τοῦ ἁγίου ὄρους) in Konstantinopel zu verweilen. Einen anderen Bevollmächtigten hat die Gemeinde des heiligen Berges in Saloniki, wegen der häufigen Beziehungen zu dem dortigen Metropoliten und Pascha.

Ein jedes der zwanzig Klöster hat, wenn es gleich vom Meere entfernt liegt, doch einen Landungsplatz am Ufer, wo die dem Kloster gehörigen Boote verwahrt werden (Ἀρσενᾶς). Diese Landungsplätze waren früherhin von Kanonen vertheidigt: jetzt sind nur noch die leeren Thürme und Mauern übrig. Die Klöster besitzen ferner theils auf dem heiligen Berge selbst kleine Häuser mit Gärten, die zerstreut in den Bergen umherliegen (κελλία), theils außer der Halbinsel auf Sithonia und Thasos und besonders in den Donauländern Meierhöfe und Güter (μετόχια). Die Metochia werden von Mönchen, die abwechselnd dahin geschickt werden, auf Rechnung des Klosters verwaltet: die Cellen dagegen pflegen an einzelne Mönche, die dem Zusammenleben im Kloster entgehen wollen, auf Lebenszeit vermiethet zu werden. Zuweilen liegt eine größere Anzahl von Cellen an einem und demselben Orte beisammen, und es bilden sich kleine Dörfer, welche Skitä (σκῆται, ἀσκητήρια) genannt werden. Die Skitä haben in der Regel eine Kirche mit Glocken und ein Versammlungshaus (τὸ κυριακόν); ein Mönch des Klosters, zu welchem die Skiti gehört, pflegt zum Oberaufseher (δικαῖος) bestellt zu werden.

Die Zahl der Mönche (καλόγεροι), die auf dem heiligen Berge wohnen, soll sich gegenwärtig auf 1000 belaufen: daneben befinden sich auf dem Berge noch eben so

viele Weltliche (κοσμικοί). Ein jeder Mönch hat im Durchschnitt 200 Piaster (20 Gulden) jährlich an Abgaben zu bezahlen. Der Tribut, welcher jährlich der Pforte zu entrichten ist, beträgt jedoch nur 100,000 Piaster: das Uebrige wird sonst von den Epistatä verwendet.

Die Mehrzahl der Mönche stammt aus den verschiedenen Provinzen des türkischen Reichs: indessen fehlt es auch nicht an Griechen, Walachen, Moldauern, Russen und anderen Landsleuten. Manche kommen schon als Knaben oder Jünglinge auf den heiligen Berg: Andere suchen hier erst im späteren Alter eine Zuflucht, entweder aus Frömmigkeit, oder um ihr Leben ungestört und in Ruhe zu beschließen: zuweilen wohl auch um der befürchteten Strafe für Verbrechen zu entgehen. Alle werden willkommen geheißen, wenn sie einiges Geld mitbringen oder zum wenigsten noch arbeitsfähig sind. Daher ist denn die Bildung und Moralität dieser Leute sehr verschieden. Die Mehrzahl ist äußerst unwissend, und von gemeiner Natur. Aber man findet auch wieder Mönche, die mit Rücksicht auf ihre Herkunft und Erziehung durch Kenntnisse und Bildung wahrhaft überraschen, oder doch wenigstens einfältig frommen Sinnes zu sein scheinen. Solche findet man häufiger unter den Kellioten d. h. den Bewohnern von einzelnen Cellen: die gebildetsten Mönche aber in den Skitä oder den freien Klöstern. Vor dem Ausbruche des griechischen Aufstands im Anfang dieses Jahrhunderts scheint es unter den Mönchen sogar nicht wenige gegeben zu haben, die sich mit Theologie und dem kanonischen Rechte beschäftigten: gegenwärtig aber hört

man von keinem Schriftgelehrten oder Schriftsteller unter den Mönchen reden. Die Hauptbeschäftigung der Mönche besteht im Gottesdienste. Sie gehen regelmäßig zweimal des Tags zur Kirche: daneben werden noch oft besondere Messen gelesen und Vigilien (ἀγρυπνίαι) in der Kirche gehalten. Die Kellioten haben kleine Kirchen in ihren Cellen, und kommen nur zuweilen zur Kirche in's Kloster. Die Mönche in den freien Klöstern pflegen in den Stunden, in welchen sie nicht zur Kirche gehen, entweder mit einander zu verkehren, oder aber zu essen und zu schlafen: denn, sagen sie; „wir üben blos die Tugend" (σπουδάζομεν μόνον τὰς ἀρετάς). Die Mönche in den Cönobien dagegen und die Kellioten beschäftigen sich in den Zwischenstunden mit Handarbeiten. Sie treiben auf dem Berge selbst einigen Wein- und Gartenbau, und bereiten kostbare Oele aus Lorbeer, Rosen, oder Kräutern, oder schnitzen Löffel, Kreuze, Rosenkränze, und andere dergleichen Dinge mit nicht geringer Kunstfertigkeit aus Holz oder Horn; auch giebt es unter ihnen Weber, Schneider, Schuster, Mützenmacher, Buchbinder, Maler und Schreiber. Die Speisen der Mönche bestehen fast nur aus Vegetabilien; jedoch sind diese in ziemlicher Auswahl vorhanden, und die Zubereitung ist schmackhaft. Wein und Brod sind gut: Gurken und Knoblauch im Sommer ein vortreffliches Dessert. Fische und Eier ist den Mönchen nur dann zu essen gestattet, wenn keine Fasten sind. Die eine und die andere Speise gehört jedoch auch außer den Fasten nicht zu den gewöhnlichen: denn der Fischfang ist gefährlich und unergiebig, weil das Meer

rings um den Berg überaus stürmisch und tief ist, und Hennen giebt es nicht in dem heiligen Gebiete, da einem jeden weiblichen Geschöpfe in demselben zu leben verwehrt ist. Eier und Fische, und zwar diese meist gesalzen oder getrocknet, werden von Thasos und Lemnos oder den Meierhöfen der Klöster auf Sithonia herübergebracht. Fleisch zu essen, ist den Mönchen für alle Zeiten verboten: und in der Regel muß sich auch der Fremdling und Laie auf dem Athos der Fleischspeisen gänzlich entschlagen. Nur der türkische Aga in Karyäs pflegt gelegentlich einen Hammel zu schlachten, und dahin muß sich der Fremde wenden, um zuweilen schmausen zu können.

4. Karyäs (Καρυαῖς).

Der heilige Berg pflegt regelmäßig nur von solchen Fremden besucht zu werden, die in Folge von Gelübden oder überhaupt aus Frömmigkeit als Pilger nach den Klöstern wallfahren, um die zahlreichen Reliquien und heiligen Bilder zu verehren, und dem Gottesdienste ihrer Kirche beizuwohnen in derjenigen Pracht, in welcher er sonst nirgends im türkischen Reiche gefeiert wird oder gefeiert werden darf. Diese Pilger (προσκυνητάδες) ziehen von Kloster zu Kloster, und werden überall gastfrei und unentgeltlich bewirthet: dagegen geben sie den Kirchen reiche Spenden, damit für das Heil ihrer Seele gebetet werde.

Aber wegen der herrlichen Lage des Bergs und der Klöster, wegen ihrer Kunst= und Bücherschätze, endlich wegen des eigenthümlichen Lebens und Treibens der Mönche

verdient der Athos auch sonst von Reisenden besucht zu werden. Und der Fremdling wird auch dann freundlich und gastfrei empfangen, wenn er nicht als Pilger an der Pforte des Klosters klopft. In dem Fremdenhause (ἀρχονταλίκι) wird er aufgenommen, und mit Speise und Trank bewirthet: die Boote oder die Maulthiere des Klosters bringen ihn dann zu einem anderen Kloster, sobald er geruht hat und weiter zu reisen verlangt. Eine eigentliche Bezahlung wird nicht gefordert: man legt eine Spende auf den in der Kirche ausgestellten Teller, und händigt dem Verwalter (δικαῖος) oder Igumenos eine Gabe für das Kloster ein: die bedienenden Mönche endlich, die Bootleute oder Maulthierführer erhalten ein mäßiges Trinkgeld.

Als ich bei herannahendem Dunkel nach Karyäs *) gelangt war, ward ich zu einem der Epistatä geführt, der mich alsbald für die Nacht in dem Gemeindehause (συνοδικόν oder καθολικόν) unterbrachte, wo der Aga residirt und die Versammlungen der Epistatä und Mönche gehalten zu werden pflegen. Des andern Morgens um vier Uhr, als ich noch ausgestreckt auf dem Diwan lag, erschienen schon die Epistatä und der Secretär der Gemeinheit des heiligen Berges, um mich willkommen zu heißen, und darauf dem Aga vorzustellen. Nachdem die

*) Die gewöhnlichere Aussprache und Schreibart ist Καραῖς, (Karäs). Richtiger ist wohl Καρυαῖς (Karyäs), wenn anders der Name von den Nüssen (καρυαῖς) abzuleiten ist, die in der Nähe häufig wachsen. Aber vielleicht bedeutet Καραῖς „die Häupter“?

Briefe, die ich von Saloniki überbracht hatte, gelesen worden waren, wurden mir Fragen über dieses und jenes vorgelegt: man wollte mich selbst und meine Absichten genauer erforschen. Die Mönche schienen besonders vor englischen und amerikanischen Missionären in Furcht zu sein, obgleich sie die Dogmen der anglikanischen und überhaupt der protestantischen Kirche nicht kannten. Vor nicht gar langer Zeit hatten, wie man erzählte, auf Befehl des Patriarchen von Konstantinopel, alle Exemplare des neuen Testaments, welches von der englischen Bibelgesellschaft im Drucke herausgegeben und in Menge unter die Mönche auf dem heiligen Berge ausgetheilt worden war, nach Karyäs abgeliefert werden müssen, und waren dort öffentlich verbrannt worden, weil diese Ausgabe einen ketzerischen Text enthalten sollte. Zwei Punkte waren es vornemlich, über welche mir mein Glaubensbekenntniß abgefragt wurde: man wollte wissen, was ich von der Verehrung und Anbetung der Heiligen und der heiligen Bilder halte, und ob ich an eine Seelenwanderung (μετεμψύχωσις) glaube, über welche grade damals unter den Mönchen ein großer Streit zu herrschen schien. Meine Antworten in Beziehung auf den ersteren Punkt sind wahrscheinlich die Ursache gewesen, daß man mich später in den einzelnen Klöstern nicht drängte, die Reliquien zu sehen und zu verehren, welche die Mönche wohl sonst mit einem gewissen Stolze vor Allem zu zeigen pflegen. Die Mönche, die von den Klöstern als Epistatä gewählt und nach Karyäs gesendet werden, sind in der Regel die Gebildetsten oder die Klügsten, und die Gespräche mit den

Epistatä waren nicht ohne Interesse. Besonders merkwürdig war es mir, eine Anzahl neutestamentlicher Ausdrücke von den Mönchen im gewöhnlichen Gespräche in einem ganz anderen Sinne gebraucht zu hören, als wir mit denselben zu verbinden pflegen. Νηστεύειν, fasten, bedeutet ihnen das Enthalten von ganz bestimmten Speisen; sie haben keinen Begriff davon, daß man darunter ein allgemeines Enthaltsamsein verstehen könne. Zeichen und Wunder nennen sie überhaupt auffallende Ereignisse; ginge ein Arzt auf den heiligen Berg und heilte Gebrechen und Uebel, so würden die Mönche ganz in denselben Ausdrücken von ihm reden, wie die Evangelisten von Jesus Christus. In der That, wenn man, unter den Mönchen auf dem Berg Athos lebend, die Bücher des Neuen Testaments in der Ursprache liest, so ist man versucht, den Inhalt derselben in anderer Weise aufzufassen, als er von unseren Kirchenlehrern gewöhnlich erklärt wird. Schon deshalb, und abgesehen von dem Reichthum der Klosterbibliotheken an theologischen Büchern und Handschriften, die ich als Laie nicht zu schätzen und zu beurtheilen vermochte, würde der heilige Berg mit seinen Klöstern und Mönchen von Theologen besucht zu werden verdienen!

Die Epistatä versprachen mir zuletzt ein Rundschreiben an die Klöster des heiligen Berges, welches mir allenthalben einen freundlichen Empfang und die Erlaubniß zur Besichtigung der Bibliotheken verschaffen sollte. Bis daß dieses Rundschreiben ausgefertigt wäre, machte ich einen Spaziergang durch Karyäs. Um die Kirche oder vielmehr

um das Kloster Protatu herum liegen zahlreiche Häuser bald durch Gärten von einander getrennt, bald zu Gassen an einander gereiht. Fast alle Klöster des heiligen Bergs haben darunter ihr besonderes Absteigequartier für die Igumeni und die Mönche, wenn sie in Geschäften nach Karyäs kommen. Außerdem wohnen hier Mönche, die irgend ein Handwerk treiben, oder Kaufleute von Saloniki, die den Bazar von Karyäs mit Waaren versehen. Jeden Samstag ist großer Markt. Da kommen die Mönche von allen Seiten aus Klöstern und Cellen, und bringen die Erzeugnisse ihrer Arbeit oder ihres Kunstfleißes nach Karyäs, um dafür andere Waaren einzutauschen. Ich besuchte einen Mönch, der für einen der ersten Künstler gehalten wird, und Kreuze, Heiligenbilder, Löffel und dergleichen aus Holz oder Horn verfertigt. Die Zeichnungen, welche er selbst entwirft, zeugen in der That von künstlerischem Sinne, und noch bewundernswerther ist die außerordentlich feine Schnitzarbeit, die er mit wenigen und höchst unvollkommenen Werkzeugen ausführt. Ein Kreuz, von der Höhe eines halben Fußes, auf welchem neben mancherlei sinnigen Verzierungen neun Bilder aus der Geschichte unseres Heilands in Medaillons geschnitzt waren, sollte 400 Piaster (etwa 40 Gulden) kosten. Die gewöhnlichen Arbeiten sind freilich gröber und billiger. Besonders beliebt sind bei den Pilgern, die nach dem heiligen Berge wallfahren, kleine Hornbilder, wo auf der einen Seite die Spitze des Athos, auf der andern irgend ein Heiliger geschnitzt ist. Ein solches Bild, aus einem flachen und runden Stück Horn bestehend, wird Μονόκερως genannt.

Beim Frühstück wurde mir von dem Secretär der Gemeinheit des heiligen Berges das Rundschreiben an die Klöster eingehändigt. Es war auf ein Folioblatt geschrieben, und das Siegel der Epistatä war mit geschwärzten Stempeln vorangedruckt. Das Siegel stellte eine Mutter Gottes dar, mit der Umschrift: Σφραγὶς τοῦ πρωτάτου τῆς κοινότητος τοῦ ἁγίου ὄρους. ,αωκθ'. Es bestand aus vier getrennten Theilen: ein jeder der vier Epistatä hat nemlich den Stempel zu einem Viertheile des Siegels, und wenn eine Urkunde durch das Gemeinheitssiegel bekräftigt werden soll, so muß ein jeder der vier Epistatä seinen Stempel besonders darauf drücken. Das Schreiben selbst lautete folgender Maßen *):

„Hochwürdige Vorsteher der zwanzig bei uns befindlichen heiligen Klöster!"

„Der Ueberbringer gegenwärtigen Schreibens, der „Rechtslehrer Herr Eduard Zachariä, ein Deutscher von „Geburt und österreichischer Unterthan **), ist unserem „ruhmwürdigen Woiwoden durch den Wali von Thessa„lonike, und den Vorstehern der zwanzig Klöster von „dem Metropoliten von Thessalonike, wie auch von dem „Epitropos unserer Gemeinde in Thessalonike, und von

*) Das griechische Original soll im Anhang mitgetheilt werden.

**) Wie die Unterthanen der deutschen Bundesstaaten, welche keine besonderen Repräsentanten in der Levante haben, unter dem Schutze der k. k. österreichischen diplomatischen Agenten und Consuln stehen, so pflegen sie hinwiederum von den Griechen als österreichische Unterthanen betrachtet zu werden.

„anderen bedeutenden Individuen empfohlen worden, da=
„mit er die heiligen Klöster bereise, und die in den
„Bibliotheken vorhandenen alten Handschriften und ande=
„ren Bücher untersuche und Bemerkungen sammle, welche
„Seiner Weisheit zur Abfassung eines für eine jede bür=
„gerliche Gesellschaft höchst vortheilhaften Rechtsbuchs von
„Nutzen sein können."

„Indem wir Euch nun von den Empfehlungen Seiner
„Weisheit in Kenntniß setzen, die uns von so vielen er=
„habenen Personen in Beziehung auf die Kenntnisse und
„die Erfahrung dieses Mannes, wie auch in Beziehung
„auf seinen edeln und gebildeten Sinn zugekommen sind,
„ermahnen wir Euch Seine Weisheit in Erwägung seines
„Rufes und Charakters mit Edelmuth und Gastfreundlich=
„keit aufzunehmen, ihm willig und freudig Eure Biblio=
„theken zu öffnen, damit er zur Erlangung der auf sein
„Werk bezüglichen Kenntnisse die erforderlichen Untersu=
„chungen anstelle, und ihm, wenn er von Eurem Kloster
„nach einem andern Kloster reist, Maulthierführer und
„einen würdigen Bruder und passenden Reisegefährten mit=
„zugeben, damit Seine Weisheit voll Wohlgefallens dereinst
„ein lauter Verkünder Eures gastfreundlichen, wohlwollen=
„den und guten Betragens werde. Denn wisset, das Wohl=
„wollen und die Aufnahme, die man solchen Personen in
„dergleichen Fällen zu Theil werden läßt, bleibt niemals
„unbelohnt, indem sie die Pflichten der Gastfreundschaft
„erfüllt. Den 21. Mai 1838."

„Die Epistatä der Gemeinheit des heiligen
Berges Atho."

5. Das Kloster Iwiron.

Nach eingenommenem Frühstück wanderte ich zu Fuße durch eine waldige Schlucht nach dem Meere hinab, einem Bache entlang, der oberhalb Karyäs in den Bergen entspringt. Ein Maulthier folgte mit dem Gepäcke, und ein Mönch schritt als Führer voran. Allmählig erweiterte sich das Thal: rechts und links zeigten sich an dem Abhange des Gebirgs einzelne Häuser und Capellen zwischen Cypressen, Oliven und Weinbergen. An einer Wasserleitung vorüber kamen wir endlich nach anderthalb Stunden zu dem Kloster Iwiron.

Das Kloster, *ἡ μονὴ τῶν Ἰβήρων*, d. h. der Georgier, von seinen Stiftern also genannt, liegt zwischen Bergen am Ufer, wo sich der Bach in das Meer ergießt. Es ist ein freies Kloster (*ἰδιόῤῥυθμον μοναστήριον*), und gehört unter die reichsten und vornehmsten Klöster des heiligen Bergs. Es besitzt zahlreiche Metochia in Macedonien und auf Thasos, und zwei Filialklöster, das eine in der Walachei, das andere in Moskau, und bezieht von letzterem bedeutende Einkünfte. Bei meiner Ankunft wurde ich von dem Epitropos (Aufseher) des Klosters, dem Proigumenos Joannikios, einem gutherzigen, alten Manne mit vieler Freundlichkeit empfangen. Er wies mir ein Zimmer an, an dessen Wänden hin ein Diwan lief, und dessen Boden mit einem Teppich belegt war; in der Mitte stand sogar ein Tisch und ein Stuhl, Möbel, die man in den Klöstern nur selten findet. Darauf führte er mich in ein anderes Zimmer, wo sich unterdessen die übrigen Vorsteher des Klosters versammelt

hatten, um das Schreiben der Epistatä in Empfang zu nehmen und den Fremden willkommen zu heißen. Nach der Mittagsruhe wurden die Kirche und die Umgebungen des Klosters besehen. Die Gebäude sind stattlich und in gutem Zustande: die Kirche ist reich an Reliquien, silbernen Gefäßen und Zierrathen, die großentheils von Russen hieher geschenkt worden sind. Gegen Abend öffnete der Grammatikos Gabriel die Bibliothek, welche in einem geräumigen Zimmer über dem Eingang der Kirche aufgestellt war: im Vorbeigehn zeigte der Proigumenos Joannikios die Schätze des Skevophylakion, wo sich auch einige liturgische Prachthandschriften fanden.

Mit Hülfe des Grammatikos Gabriel und eines Didaskalos Charalampos, den das Kloster für den Unterricht der Knaben, die zu Mönchen bestimmt sind, angestellt hat und besoldet, konnte ich die Durchmusterung der Bibliothek noch an demselben Abend beendigen. Die Bibliothek ist besonders reich an gedruckten Büchern, indem ein Bischof von Arta dem Kloster zu Anfang dieses Jahrhunderts seine Sammlung von griechischen, lateinischen und italienischen Classikern und anderen Büchern geschenkt hat; aber auch Handschriften finden sich in bedeutender Anzahl. Vor einiger Zeit hatte man die ganze Bibliothek in Ordnung gebracht: man hatte die Bücher und Handschriften (als στάμπα oder χειρόγραφον kenntlich gemacht) nach systematischer Ordnung in einem noch vorhandenen Cataloge *) verzeichnet, und große

*) Der gegenwärtige Bestand der Bibliothek ist derselbe, wie

Glasschränke zur systematischen Aufstellung derselben anfertigen lassen. Jetzt ist Alles wieder in Unordnung gerathen. Bücher und Handschriften sind in den Schränken durcheinandergeworfen oder liegen auf dem Boden in großer Verwirrung umher. Die Handschriften sind theils auf Pergament, theils auf Baumwollen- oder Linnenpapier geschrieben: die ältesten stammen aus dem zwölften Jahrhunderte. Sie enthalten fast insgesammt theologische oder liturgische Schriften in griechischer Sprache (πατεϱικὰ καὶ ἐκκλησιαστικὰ βιβλία, z. B. εὐαγγέλια, μηναῖα, ὁμιλίαι, λόγοι ἐκκλησιαστικοί u. dgl. m.); und einige zwanzig schön geschriebene georgitische HSS., welche Niemand im Kloster zu lesen verstand, scheinen ähnlichen Inhalts zu sein. Von Classikern sind mehrere HSS. da, wie sie von Lehrern oder Schülern im 18ten Jahrhunderte beim grammatischen Unterricht geschrieben zu werden pflegten, z. B. der erste Band der **Anthologia graeca**, des Sophokles Ajax u. s. w. Wichtiger sind eine HS. auf Baumwollenpapier in Octav, welche des Aristoteles Topika enthält; ferner einige medicinische HSS., die Geschichtsbücher von Manasses und Nicephorus Gregoras, und drei neugriechische Chroniken aus der türkischen Zeit.

Die juristischen Handschriften, 23 an der Zahl, war mir auf mein Zimmer zu nehmen gestattet worden, und

---

der durch den Catalog bezeichnete; es kann also nicht wahr sein, daß, wie die Mönche sagen, in den Zeiten des letzten Aufstandes Manches aus der Bibliothek verkauft worden sei.

ich verwendete die beiden folgenden Tage zu einer genaueren Untersuchung derselben. — Früh um 4 Uhr wurde gewöhnlich aufgestanden und eine Tasse schwarzen Caffee's eingenommen, worauf die Arbeit begann. Um 9 Uhr kam der Proigumenos Joannikios, der unterdessen in der Kirche gewesen war, oder, wie er zu thun pflegte, sich im Singen geübt hatte, um zum Morgenessen aufzufordern. Vor und nach dem Essen wusch man sich die Hände; denn obgleich es an Messern und Gabeln bei den Mönchen in der Regel nicht fehlt, so werden doch oft die Finger gebraucht, um die Speisen von der Schüssel nach dem Munde zu führen. Die einzelnen Schüsseln wurden nach einander auf eine große zinnerne Platte aufgetragen, die auf einen niedrigen Schemel gestellt als Tafel diente, und um welche wir mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden herumsaßen. Das Essen bestand gewöhnlich aus fünf bis sechs Gerichten: Sardellen, Oliven, Reis in Weinbeerblättern, Polypen, Eiern und dergleichen mehr, dabei Wein und gutes Schwarzbrod, ja zuweilen selbst Weißbrod, das in Karyäs geholt worden war. Das nennt man auf dem heiligen Berge demüthig genug „Brod essen", *νὰ τρώγωμεν ψωμί*! Nach dem Morgenessen wurde eine Tasse Caffee getrunken, und dann bis gegen 2 Uhr auf dem Diwan geruht: Abends um 6 Uhr wurde zum zweiten Mal „Brod gegessen", und nach 10 Uhr zu Bette gegangen. Das Bette bestand aus einer Decke, die auf den Diwan gelegt wurde, einem Kopfkissen, einem Betttuche, — man hatte mir ein goldgesticktes gegeben, — und einer Ueberdecke; das Alles wurde Abends in

die Stube hereingetragen und früh wieder hinweggenommen.

Am dritten Tage machte ich einen Spaziergang nach dem Kloster Stavronikitu (μονὴ τοῦ Σταυρονικήτου), welches eine Stunde nördlich von Iwiron auf einem Felsen liegt, rings vom Meere umspült. Es ist ein armes Kloster, und von geringem Umfang. Die Bibliothek besteht aus einer nicht unbedeutenden Anzahl von Handschriften, theils älteren auf Pergament, theologischen Inhalts, theils neueren auf Papier, die in die Classe der διδασκαλιαῖς oder μαθήματα gehören *). Juristische Handschriften fanden sich vier an der Zahl, von keiner besonderen Wichtigkeit.

6. Das Kloster Lavra.

Den 25. Mai verließ ich am Morgen das Kloster Iwiron in Begleitung eines Mönchs, der mich über das Kloster Philotheu nach dem Kloster Karakallu bringen sollte. Der Weg folgt dem östlichen Abhange des Gebirgs in der Richtung nach Süden, und führt Berg auf Berg ab durch herrliche Waldungen, und über Bäche, die zuweilen die schönsten Wasserfälle bilden. Von Zeit zu Zeit eröffnet sich eine weite Aussicht auf das Meer und die Inseln im Osten, oder hinab auf einzelne Thürme am Ufer, welche Landungsplätze oder verfallene Klöster bezeichnen.

Das Kloster Philotheu (ἡ μονὴ τοῦ Φιλοθέου),

*) Siehe S. 209.

welches, anderthalb Stunden von Iwiron entfernt, auf einer Anhöhe liegt, hat seinen Namen von seinem ersten Gründer, und ist ein freies Kloster. Es ist nicht groß, aber die Kirche namentlich, von einem Fürsten von Georgien im J. 1492 erbaut, ist ein schönes Gebäude. In einem Verschlage innerhalb des Kirchthurms befindet sich die Bibliothek des Klosters, die eine nicht unbeträchtliche Zahl von Handschriften enthält. Es sind fast insgesammt theologische und liturgische Schriften in griechischer Sprache: einige aber in slavischer Sprache, und darunter ein Psaltirion auf Pergament von hohem Alter. Juristische Handschriften fanden sich zwei: die eine auf Pergament aus dem 13ten Jahrhundert, eine Sammlung der Kanones enthaltend, — die andere auf Papier, ein alphabetisch geordneter Nomokanon in neugriechischer Sprache, im Jahre 1576 von einem Mönche Symeon Scholaris verfaßt.

Von dem Kloster Philotheu gelangten wir in einer Stunde nach dem Kloster Karakallu (μονὴ τοῦ Καρακάλλου), einem kleinen, halb verfallenen Cönobium, welches auf einem Berge hoch über dem Meere liegt. Es herrschte große Zerstörung in dem Kloster, da die Maurer grade mit einer durchgängigen Ausbesserung desselben beschäftigt waren. In der Bibliothek, die der des Klosters Philotheu an Umfang gleich ist, fand sich an Bemerkenswerthem nur eine HS. der Annalen des Glykas und neben drei neueren juristischen Handschriften eine ältere aus dem 13ten Jahrhunderte auf Baumwollenpapier, einen alten Nomokanon in 50 Titeln enthaltend.

Von dem Kloster Karakallu kam ich am anderen Morgen in Zeit von vier Stunden mit frischen Maulthieren nach dem Kloster Lavra, welches an der südöstlichsten Spitze der Halbinsel liegt. Der Weg führt dem steilen Abhange des Athos entlang, über waldige Höhen und durch felsige Schluchten, bald näher bald ferner dem Meere: man kommt an mehreren Wasserfällen vorbei, und überschreitet einige Bäche auf kühn gewölbten Brücken. Die Gegend ist höchst romantisch und einsam. Auf dem ganzen Wege sieht man nur eine verlassene Capelle in der Nähe eines Brunnens, der aus dem Felsen hervorquillt und sofort in das Meer fließt; in einer benachbarten engen Bucht landen zuweilen kleinere Boote, um sich an der klaren Quelle mit Wasser zu versehen. Allmählig aber werden die Waldungen lichter: man erblickt einzelne Cellen und bebaute Grundstücke, und zuletzt die Thürme des Klosters.

Das Kloster Lavra (ἡ μονὴ τῆς ἁγίας Λαύρας) liegt auf einer Anhöhe, von welcher ein halbstündiger Weg nach dem Arsenale und Hafen hinabführt. Es ist von außen einer Festung ähnlich: die stattlichen Gebäude und weiten Höfe sind rings von hohen Mauern und Thürmen umgeben. Lavra war vormals das vornehmste Kloster des heiligen Bergs: auch jetzt noch ist es an Umfang das bedeutendste, hat aber viel gelitten und ist sehr verschuldet. Es ist ein freies Kloster: schon vor Alters war es bevorrechtet, indem es unmittelbar unter dem Patriarchen von Konstantinopel stand, als noch die übrigen

Klöster von dem Protos, dem Vorsteher, des Athos abhingen. Die ganze südliche Spitze der Halbinsel mit ihren zahlreichen Cellen und Skitä gehört zu dem Kloster Lavra; auf dem Gipfel des Athos wird eine Capelle von dem Kloster unterhalten, und darin jährlich einmal am Tage der Transfiguration (τῆς ἁγίας μεταμορφώσεως τοῦ Χριστοῦ, — am 6. August a. St. —) ein feierlicher Gottesdienst abgehalten.

Bei meiner Ankunft gab ich dem Thürsteher (πορτάρης) die Briefe ab, die ich an die Vorsteher und mehrere einzelne Mönche hatte. Alsbald erschien der Dikäos des Klosters und führte mich in ein besonderes Zimmer des Archontaliki, wo ich bald darauf von den Obern des Klosters besucht und willkommen geheißen wurde. Unter den Besuchenden befanden sich auch zwei Verbannte (ἐξοριστοί), ein konstantinopolitanischer Grieche, und Joseph, ehemaliger Bischof von Dimitrias. Der Patriarch pflegt nicht selten Geistliche oder Laien, entweder zur Strafe oder um Unheil zu verhüten, nach entlegenen Klöstern und namentlich nach dem Lavrakloster in Verbannung zu schicken. Hier werden sie dann unter mehr oder minder strenger Aufsicht gehalten, oder gar gefangen gesetzt. In einem einsamen Thurme des Lavraklosters sollte, wie man sich unter der Hand erzählte, ein Mann aus Adrianopel eingekerkert sein, den man heimlich nach dem Berg Athos gebracht hatte, weil er selbst dem christlichen Glauben abtrünnig werden und auch seine Familie zum Islam überzutreten zwingen wollte.

Nach Mittag machte ich meine Gegenbesuche. Die Mönche, die im Kloster anwesend waren und die ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, standen an Bildung und Leutseligkeit weit hinter den Mönchen von Iwiron zurück. Die besseren Mönche sollten theils in Karyäs, theils in besonderen Geschäften verreist seyn. Die beiden obersten Vorsteher des Klosters waren selbst des Lesens kaum kundig, und der Grammatikos Melchisedek, fast der einzige gebildete Mann im Kloster, mußte ihnen die überbrachten Briefe lesen und dollmetschen.

Am Abend und am folgenden Morgen wurde die Bibliothek untersucht. Die Bibliothek ist in zwei Zimmern zu ebener Erde aufgestellt. Daneben befindet sich noch ein Magazin, in welchem mehrere Hunderte von halbverwitterten und verstümmelten Handschriften aufgeschichtet liegen. Man gedachte diese Handschriften demnächst als unbrauchbar zu verbrennen: jedoch bot ich vergeblich eine namhafte Summe als Kaufpreis, und mußte zufrieden sein, daß man mir nicht wehrte, das Bessere auszusuchen und in den Bibliothekszimmern aufzustellen. In diesen herrscht leidliche Ordnung: ein Catalog ist zwar nicht vorhanden, aber die Bücher und Handschriften sind auf dem Rücken mit Aufschriften versehen, und je nach dem Inhalte planmäßig zusammengestellt. Die Bibliothek begreift zur Hälfte gedruckte Bücher, zur Hälfte Handschriften. Unter den gedruckten Büchern finden sich die griechischen Classiker, die byzantinischen Geschichtschreiber, die Ausgaben der byzantinischen Rechtsquellen und Anderes mehr in großer Vollständigkeit, und meist in schönen, alten

Ausgaben mit breitem Rande *). Nicht minder bedeutend ist die Handschriftensammlung. Man findet hier Handschriften aus dem 11ten bis zum 18ten Jahrhundert, auf Pergament, Baumwollen- und Linnenpapier, größtentheils πατερικὰ und ἐκκλησιαστικὰ βιβλία, oder διδασκαλιαῖς und μαθήματα. Darunter mehrere slavische Handschriften, zum Theil auf Pergament, jedoch schwerlich älter als das 13te Jahrhundert. Auszuzeichnen sind eine ganze Reihe von Quartanten mit medicinischen Schriftstellern, mehrere byzantinische und neugriechische Chroniken, und vor Allem folgende HSS.:

Codex membranaceus, saec. XI. fol. Ein Dioscorides mit Bildern.

Cod. membr. saec. XII. 4to. Plutarchi vitae.

Cod. chartaceus, saec. XIV. fol. Plutarchi vitae.

Cod. chart. saec. XIV. 8vo. Homerus.

Cod. chart. saec. XIV. 4to. Thucydides.

Cod. chart. saec. XIV. 4to. Thucydides.

Cod. chart. saec. XIV. fol. Demosthenis quae extant omnia.

Cod. chart. saec. XIV. 8vo. Pindarus.

Cod. chart. saec. XIV. 8vo. Aeschines.

Auch an juristischen Handschriften war kein Mangel. Es fanden sich deren im Ganzen 37, von verschiedenem Alter und verschiedener Wichtigkeit; die meisten enthielten Sammlungen der kanonischen Rechtsquellen oder Com-

*) Schöne Aldinae und Juntinae würden hier leicht gegen neuere Ausgaben einzutauschen sein.

pendien des geistlichen Rechts, welche theils schon gedruckt, theils unbedeutend sind. Zwei HSS. dagegen, die eine zwei alte Bearbeitungen der Novellen Justinian's, die andere eine neugriechische Uebersetzung der Assisen von Jerusalem enthaltend, erheischten eine genauere Untersuchung und Bearbeitung *).

Das äußerst mühselige Abschreiben, welches Anfangs noch durch den Mangel eines Tisches und Stuhles erschwert wurde, hielt mich zwölf Tage im Lavrakloster zurück. Während dieser Zeit lebten wir mehrere Tage in einiger Besorgniß vor Seeräubern, die sich, etwa fünfzig an der Zahl, von österreichischen, griechischen und türkischen Schiffen verfolgt, mit ihren Booten in eine verborgene Bucht, zwei Stunden vom Kloster, geflüchtet hatten. Wir konnten die Kreuzer auf der See erblicken und ihre Signalschüsse hören, während die Klephten häufig nach dem Kloster kamen, theils um ihre Andacht zu verrichten, theils um den Mönchen den kürzlich von einer österreichischen Brigg geraubten Caffee, Zucker und Tabak zu verkaufen und gegen Lebensmittel einzutauschen, oder wegen des Lösegelds eines gefangenen Griechen zu unterhandeln. Seit den Klöstern ihre Kanonen und sonstigen Waffen genommen worden sind, und der Aga zu Karyäs nur wenige Albanesen um sich hat, können die Mönche sich nicht anders vor den Klephten schützen, als indem sie dieselben

*) Ueber jene habe ich seitdem in den Wiener Jahrbb. Bd. 86, über diese in meiner **Hist. juris Graeco-Rom. delineatio, Heid. 1839**, berichtet.

sich zu Freunden zu machen suchen. Dieses wohl wissend, pflegen die Klephten ganz furchtlos in den Buchten des Athos, und zwar besonders in der Nähe des Lavraklosters, zu landen, wo sie vom Meere her nicht leicht zu entdecken sind, ihrerseits aber die Beute, wie den Feind, auf allen Seiten erspähen können.

Während ich im Lavrakloster verweilte, kamen an verschiedenen Tagen Züge von W a l l f a h r e r n (προσκυνητάδες) an; Männer und Knaben, oft mehr denn fünfzig an der Zahl, die zu Pferd und zu Fuße oder in Booten, zum Theil aus entfernten Gegenden gepilgert kamen. Sie kündigten ihre Ankunft schon von Ferne durch das Abfeuern von Flinten und Pistolen an, und wurden unter Glockengeläute von den Mönchen am Thore empfangen, um sofort in die Kirche geführt zu werden, wo die Reliquien zur Schau und Verehrung ausgestellt wurden. Hier küßten die Pilger der Reihe nach die heiligen Bilder, indem sie sich vor und nach dem Kusse drei- oder viermal bekreuzigten, und wurden dann in dem Archontaliki mit Wein und Brod, Oliven, Käse, Sardellen und Knoblauch bewirthet. Dabei war man fröhlich und guter Dinge: aus den Fenstern wurde geschossen, und man ließ geistliche oder auch weltliche Lieder erschallen. Nach beendigtem Mahle ging es an's N a m e n s c h r e i b e n, — τώρα νὰ γράφωμεν τὰ ὀνόματα, — was von den Pilgern, oder zum wenigsten von den Mönchen als die Hauptsache betrachtet wird. Der Pilger läßt seinen oder einen fremden Namen in eine Liste eintragen, mit dem Verlangen, daß zu seinem eigenen Seelenheile oder

dem seiner Freunde und Verwandten eine Wachskerze in der Kirche angesteckt oder gebetet oder Messe gelesen oder eine Vigilie gehalten werde. Dafür hat er alsdann eine gewisse Summe zu entrichten, die zugleich die Stelle einer Vergütung für die Bewirthung vertritt. Die Preise der Kerzen, Gebete, Messen und Vigilien sind im Ganzen fest bestimmt; aber in dem Kloster, welches das Hauptziel ihrer Wallfahrt ist, pflegen die Pilger noch größere Geschenke hinzuzufügen. Die einzelnen Klöster des Athos senden daher Mönche durch ganz Rumelien und selbst nach Anatolien, um ein jedes für sich Wallfahrer anwerben zu lassen. Ein solcher ausgesendeter Mönch muß sich zuvörderst zur Anwerbung in einer bestimmten Gegend eine besondere Erlaubniß von Seiten des betreffenden Bischofs erwirken, für welche er nach Verhältniß der Größe des Sprengels eine bald größere bald geringere Summe zu erlegen hat. Darauf reist er im Sprengel umher, sucht die Leute zu einer Wallfahrt zu bewegen, und bestimmt denen, die sich geneigt zeigen, Ort und Tag der Abreise. Zur festgesetzten Zeit setzt sich dann die Karawane der Pilger zu Schiffe oder zu Pferde unter Anführung des Mönchs in Bewegung. Dieser führt sie zunächst nach dem Kloster, von dem er ausgesendet war, woselbst einige Ruhetage gehalten, und die bedeutendsten Geschenke gemacht werden. Mit Zurücklassung ihrer Pferde oder ihrer Boote machen hernach die Pilger die Reise nach den übrigen Klöstern des heiligen Bergs, überall kleine Gaben spendend, und kommen zuletzt zu dem Kloster zurück, von welchem sie ausgegangen waren, um unter Begleitung des Mönchs und

ursprünglichen Anführers nach ihrer Heimath zurückzukehren.

Die ganze Zeit, daß ich im Lavrakloster zu arbeiten hatte, herrschte eine unerträgliche Hitze; erst gegen Abend war es möglich, einen Gang nach dem Meere oder den nahe liegenden Cellen zu machen. Gewöhnlich wurde dann ein Bad genommen, oder eine kühle Quelle im Gebirge aufgesucht; zuweilen auch in der nahe gelegenen Celle zum heiligen Konstantinos ein Mönch besucht, ein ehrwürdiger und vielerfahrener Greis von 119 Jahren, der kostbare Oele zu bereiten und aus seinen Reben einen dem Traminer ähnlichen Wein zu ziehen verstand. Am zwölften Tage endlich konnte ich von den Oberen des Klosters Abschied nehmen, und die Abreise wurde auf den 7. Juni festgesetzt.

7. Die Klöster auf der Westseite des heiligen Bergs.

Von Agia Lavra aus umging ich die südliche Spitze des Athos, und besuchte innerhalb sechs Tagen die zehn auf der Westseite des Bergs gelegenen Klöster. Ein Theil des Weges mußte zu Wasser zurückgelegt werden, weil über die schroffen Felswände kein gangbarer Pfad führt. Von den Höhen, auf welchen die Klöster liegen, genießt man einer weiten Aussicht bis zu den Inseln Skiathos und Skopelos, und über den singitischen Meerbusen hinweg auf die Halbinsel Sithonia, hinter welcher in weiter Ferne die Gipfel des Olymp, Pelion und Ossa am Horizonte erscheinen. In dem Meerbusen fuhren zahlreiche Boote zwischen Sithonia und der Halbinsel des Athos

hin und her: es waren theils Boote der Klöster, welche Futter und Lebensmittel von den Metochia nach den Klöstern brachten, theils Boote von Holzhändlern, die das auf dem Athos gefällte Holz verführten. Das Meer im singitischen Busen ist den Stürmen weniger ausgesetzt: wenn es draußen tobte und schäumte, war hier der Spiegel des Wassers ganz glatt und ruhig.

Am Morgen des 7. Juni verließ ich das Lavrakloster und kam in 2½ Stunden nach einer dem Kloster gehörigen Skiti, welche den Namen der heißen Hütten (Καυσοκαλύβια) trägt, und terrassenförmig am schroffen Abhang des Athos erbaut ist. In derselben Zeit wurde darauf das südwestliche Vorgebirge des Athos umschifft. Mächtige Felsen steigen hier schroff aus dem Meere empor, und an ihrem Fuße liegt eine kleine Felseninsel, zwischen welcher und dem Vorgebirge den Booten ein schmaler Durchgang geöffnet ist. Die Felsen des Vorgebirges werden von den Schiffern die Thore (Πόρταις) genannt. Hoch oben in der Felswand ist eine Höhle, die von einem Mönche bewohnt wird. An einem Seile hängt ein Korb bis auf den Spiegel des Wassers herab, in welchen die Vorüberfahrenden Lebensmittel zu werfen pflegen. Der Einsiedler, der allein von diesen Gaben lebt, winkt von dem Felsen dankbar den Gebern zu, während er langsam den Korb in die Höhe windet.

Am westlichen Felsenabhange des Athos liegt Agia Anna, eine große Skiti, die gleichfalls dem Kloster Lavra gehört, und von welcher ein steiler Pfad nach dem Meere herabführt. Weiter nördlich liegt die Neue Skiti (Νέα

σκήτη), zum Kloster des heiligen Pavlos gehörig, mit einem hohen Thurme, in welchem gegenwärtig ein Mönch wohnt, der weit und breit für den besten Maler gehalten wird. Eine Stunde von Agia Anna liegt das Kloster Agios Pavlos, eine halbe Stunde vom Meere in einer tiefen Schlucht, durch welche ein reißender Bach vom Gipfel des Athos herabfließt. Es ist ein freies Kloster, dem jüngst ein Bischof, der sich hieher zurückzog, ein bedeutendes Vermögen zugebracht hatte. Die verfallenden Gebäude sollten nun wieder ausgebessert, und eine neue Kirche sollte von Marmor aufgeführt werden, der am Berge selbst gebrochen und von kunstfertigen Arbeitern aus Tinos behauen wird. Die Säulen und Kapitäler, die bereits fertig umherlagen, waren ein deutlicher Beweis, daß der Geschmack und Kunstsinn der Alten in den heutigen Griechen noch fortlebt.

Eine Stunde nördlich von Agios Pavlos, auf einem Felsen am Ausgang einer Schlucht erbaut, liegt das Kloster des heiligen Dionysios. Es ist ein Cönobium, und gehört zu den bedeutendsten und reichsten Klöstern des heiligen Bergs. Aus den Fenstern des Archontaliki sieht man unter sich die Wellen an dem Felsen zerschellen: und die Mönche ziehen zum Theil vermittelst eines Taues in Körben ihre Bedürfnisse vom Landungsplatze herauf.

Weiterhin, in Zwischenräumen von drei Viertelstunden, trifft man das Kloster Agios Grigorios, und das Kloster Simopetra (Σίμωνος πέτρα), jenes, ein freies Kloster, am Ufer des Meeres, dieses, ein Cöno-

bium, auf dem Gipfel eines Felsenhügels erbaut, der schroff aus dem Meere emporsteigt.

Von Simopetra kommt man in zwei Stunden nach dem Kloster Xiropotamu (Ξηροποτάμου), welches auf einer Anhöhe an einer Bucht liegt, die kleineren Fahrzeugen sicheren Ankergrund bietet. An dem Ausflusse eines Baches südlich vom Kloster lagen mehrere Schiffe vor Anker, welche mit Holz befrachtet wurden. Das Kloster ist ein ἰδιόῤῥυθμον μοναστήριον: die Gebäude sind regelmäßig und prächtig. Unter den Mönchen schien wenig Bildung und eine lockere Disciplin zu herrschen. Ein Bischof von Meleniko, der als Pilger und in der Absicht, in ein Kloster zu gehen, nach dem heiligen Berge gekommen war, wurde von den Mönchen festlich bewirthet; man wünschte, daß er das Kloster zu seinem Aufenthalte erwählen und sein Vermögen ihm zuwenden möchte. Ausnahmsweise wurde selbst Fleisch gegessen; ein ganzes, gebratenes Lamm kam auf den Tisch, welches ein schmutziger Albanese, ein Diener des Bischofs, mit den Händen in kleine Stücken zerreißen mußte, und der Bischof und die Mönche ließen sich's trefflich schmecken. Währenddem ward über das Kloster und die Reliquien gesprochen, die es besitzt: namentlich über ein großes Stück des heiligen Kreuzes, wobei der Bischof, das Glas zur Hand nehmend, wiederholt die Worte ausrief: Ὦ πατέρες, ὁ τίμιος καὶ ζωοποιὸς σταυρός! (Ihr Väter, dem verehrten und lebenbringenden Kreuze!)

Nördlich von Xiropotamu, jedesmal eine Stunde von einander entfernt, liegen die Klöster Russiko (τῶν

Ρωσσῶν), Xenophu (τοῦ Ξενοφῶντος), und Dochiariu (τοῦ Δοχειαρίου), alle drei dicht am Meere auf dem sanft ansteigenden Abhange des Gebirgs, die beiden ersteren Cönobia, das letztere ein freies Kloster. Von Dochiariu kommt man in 1½ Stunden über einen Bergrücken nach dem Cönobium Kastamonitu (Κώνσταντος μονὴ), welches in einer Thalschlucht eine Stunde vom Meere entfernt liegt. Es gehört zu den ältesten Klöstern des heiligen Bergs, ist aber jetzt in tiefem Verfalle begriffen und zählt nur noch 15 Mönche. Von Kastamonitu führt der Weg über die Berge in 1½ Stunden nach dem Kloster Zographu (τοῦ Ζωγράφου), dem letzten Kloster auf der Westseite des Bergs. Es ist ein freies Kloster, in dem sich hauptsächlich slavische Mönche befinden. Die stattlichen Gebäude liegen in einer romantischen Schlucht, von schön bewaldeten Bergen umgeben und nahe am Meere, doch wegen einer Krümmung des Thales vom Meere aus nicht sichtbar: sie umschließen einen geräumigen Hof, in dessen Mitte die prächtige Kirche liegt.

Alle bisher genannten Skitä und Klöster auf der Westseite des Athos haben Sammlungen von gedruckten Büchern und Handschriften, die jedoch im Ganzen nur wenig bedeutend sind. Kavsokalywia, Agia Anna, Grigoriu und Kastamonitu besitzen nur die unentbehrlichen Kirchenbücher in neuen HSS. oder in gedruckten Ausgaben; Zographu nur slavische HSS. und Bücher aus neuerer Zeit. Auch in Agios Pavlos finden

sich außer sieben griechischen Rechtsbüchern zumeist nur slavische HSS.; hier aber mehrere von höherem Alter auf Pergament, die jedoch kaum über das 13te Jahrhundert hinaufreichen. Die Bibliotheken von Xiropotamu und Russiko enthalten fast nur gedruckte Bücher, und einige neuere HSS. Die letztere Bibliothek steht in einem eigenen Gebäude mitten im Klosterhofe, und wird von einem sehr unterrichteten Manne, dem Didaskalos Benedikt in Ordnung gehalten. Die Bücher sind auf Gestellen in einem hell erleuchteten Saale nach einem vortrefflichen Plane aufgestellt, und in einem genauen Cataloge verzeichnet: in der Mitte des Saales steht eine lange Tafel, mit Stühlen umher, zur Bequemlichkeit der Studirenden. Xiropotamu besitzt nur eine juristische Handschrift, welche zwei siebenbürgische und ungarische Gesetzsammlungen in griechischer Uebersetzung unter folgenden Titeln enthält:

1. *Ἀρτίκουλα νομικὰ τὰ λεγόμενα στατοῦτα τῶν ἐν τῇ Τρανσυλβανίᾳ ἤτοι Ἐρδελίᾳ κατῳκισμένων Σαξώνων κοινῶς Σασῶν ὀνομαζομένων μεταγλωττισμένα ἀπὸ τὰ Λατινικὰ εἰς τὴν ἡμετέραν ἁπλὴν τῶν Ῥωμαίων διάλεκτον παρ' ἐμοῦ τοῦ ἐλαχίστου Ἰωάννου Ἀδάμη τοῦ ἐξ Ἀλβανιτοχωρίου Τουρνόβου τῆς Βουλγαρίας. Τὰ ὁποῖα καταγράφονται ἀραδικῶς καὶ ἀπαραλλάκτως μὲ ὅλα τους τὰ περιεχόμενα Τίτουλα καὶ Κεφάλαια καὶ Παράγραφα συνθεμένα μὲ φράσιν πολλὰ εὔκολην καὶ συντομικὴν πρὸς χάριν καὶ εὔνοιαν τῶν φιλομαθεστάτων τιμίων πραγματευτῶν Ῥωμαίων τῆς*

Κομπανίας τοῦ Σιμπινίου. Ἐν ἔτει κυρίου 1762 κατὰ μῆνα Ἰούνιον

2. Σύνταγμα νόμων πολιτικῶν μερικῶν ἀπὸ τὸ Τριπάρτιτον Δεκρέτον τοῦ Ῥηγάτου τῆς Οὐγγαρίας καὶ μερικῶν ἀπὸ τὰ Νεαρὰ Στατοῦτα τοῦ Πριντζηπάτου τῆς Τρανσυλβανίας ὅσα δηλαδὴ συμβάλλουν νὰ εἶναι πρόχειρα καὶ ἁρμόδια εἰς τοὺς φιλόφρονας ἀναγνώστας ὁποῦ ἐνδέχεται νὰ παῤῥησιάζωνται εἰς τὰ κατὰ Τύχην συμβαίνοντα ἐν τῷ μέσῳ τους Ἀναθεωρήματα τῶν Ὑποθέσεών τε καὶ Κρίσεων εἰς τὴν ἁπλουστάτην πεζὴν Ῥωμάϊκην (sic) Διάλεκτον ἀπὸ τὰ Οὔγγρικα συνθεμένον παρ' ἐμοῦ τοῦ εὐτελεστάτου ἐν σπουδαίοις Ἰωάννου Ἀδάμη τοῦ ἐξ Ἀλβανιτοχωρίου Τουρνόβου τῆς Βουλγαρίας διὰ νὰ καταλαμβάνουν πλέον εὐκολώτερα οἱ Ἐντυγχάνοντες τὰ πάντα κατὰ τὸ Νόημά τους μὲ τὴν πρέπουσαν Ἐξήγησιν. Ἐξεπονήθη ὡς ἐν παρόδῳ καὶ καθῶς ἔτυχεν ἐν Σιμπινίᾳ τῆς Ἐρδελίας Ἐν ἔτει κυρίου 1760 κατὰ μῆνα Ἰούνιον

Die ziemlich verwahrlosten Bibliotheken von Xenophu und Dochiariu enthalten gute gedruckte Bücher, und neben einigen slavischen besonders viel griechische HSS.; sie sind großentheils theologischen oder liturgischen, wenige nur juristischen Inhalts.

Von allen Klöstern auf der Westseite des heiligen Bergs hat die bedeutendste Bibliothek das Cönobium des heiligen Dionysios: sie ist zugleich in leiblicher Ordnung

und hat einen guten alphabetischen Catalog. In dem Cataloge stehen freilich gedruckte Bücher und Handschriften mit einander vermischt, werden jedoch durch die Bezeichnung als *στάμπα*, *μεμβράνα*, und *χειρόγραφον* unterschieden. Die Mehrzahl der HSS. enthält *πατερικὰ* und *ἐκκλησιαστικὰ βιβλία*, neun sind juristischen Inhalts, und von classischen Schriften finden sich freilich in wenig bedeutenden HSS. die Iliade, die Hekuba des Euripides, Libanius, endlich die Annalen des Glykas.

8. Das Kloster Watopädi.

Von dem Kloster Zographu kommt man in 2¼ Stunden nach dem Kloster Chelantari (*Χελανταρίου*), den Bergrücken überschreitend, der die Megali Wigla mit dem Athos verbindet. Der Weg führt durch höchst romantische Schluchten, an den Ruinen eines vor langer Zeit verfallenen Klosters vorüber. Chelantari ist ein slavisches Kloster, wie Zographu; slavische Klöster stehen also am Eingang des heiligen Bergs gleichsam als Schutzwache. Es liegt in einem weiten, von einem Bache bewässerten, Thale eine Stunde vom Meere entfernt. Es ist ein freies Kloster, groß und geräumig: aber das schmutzige Innere steht mit der äußeren Pracht nur wenig in Einklang. Die Bibliothek enthält nur gedruckte oder geschriebene slavische Bücher.

Von Chelantari nach dem Cönobium Sphigmenu (*τοῦ Ἐσφιγμένου*) ist es drei Viertelstunden. Dieses Kloster liegt an einer kleinen Bucht, rings von Hügeln

eingeschlossen: es ist erst vor Kurzem wieder in Stand gesetzt worden. Die Bibliothek ist nicht unbedeutend, und die Bücher und Handschriften sind in einem genauen Cataloge verzeichnet. Unter den HSS. finden sich vier juristische, und sonst sind auszuzeichnen zwei neuere Chroniken, auf Papier in Quart geschrieben, ein altslavisches Evangelium, und endlich eine Foliohandschrift auf Pergament aus dem 14ten Jahrhunderte, ein Menäum enthaltend, das mit vortrefflichen Bildern geschmückt ist.

Am 13. Juni kam ich von Sphigmenu zu Wasser in drei Stunden nach Watopädi. Unterwegs wurden wir durch ein Boot in Schrecken gesetzt, in welchem sich viele bewaffnete Männer befanden; es schien in grader Richtung auf uns loszusteuern, so daß wir vor den vermeintlichen Klephten in Angst zwischen die Klippen am Ufer flüchteten. Wie sie näher kamen, erkannten wir aber, daß es Pilger seien, und fuhren nun mit ihnen weiter nach Watopädi.

Das Kloster Watopädi (Βατοπαίδιον) soll seinen Namen von Arcadius, dem Sohne des Kaisers Theodosius, haben, der einst als Kind (παιδίον) in der Nähe des Klosters vom Schiffe ins Meer fiel, und dann von der suchenden Mannschaft in einem Busche (βάτος) am Ufer gefunden wurde. Vielleicht aber ist der Name Βατοπέδι zu schreiben, und mit „buschiges Land" oder „wegsames Land" zu übersetzen. Das Kloster liegt auf einer sanften Anhöhe in der Mitte einer weiten Bucht, die guten Ankergrund gewährt. Es ist ein freies Kloster, und eines der reichsten und bedeutendsten auf dem heiligen

Berge. Man empfing mich hier mit besonderer Auszeichnung, und räumte mir ein Zimmer ein, welches in der Regel nur zur Aufnahme von pilgernden Bischöfen dient. Einer der Vorsteher, der sich vor Allen meiner annahm, war ein schöner, stattlicher Mann, mit einem Barte, der in gleichmäßiger Stärke bis auf die Kniee herabreichte. Er erzählte unter Anderem, daß eine benachbarte Skiti, die des Propheten Elias, von russischen Mönchen bewohnt werde, welche die heiligen Bilder nicht dem Gebrauche der griechischen Kirche gemäß verehrten und das Kreuz auf andere Weise machten (*δὲν προσκυνοῦν τὰς εἰκόνας, καὶ τὸν σταυρὸν κάμνουν διαφορητικῶς*).

Die Bibliothek des Klosters ist sehr bedeutend; sie füllt zwei Zimmer, und enthält eine große Menge schöner und alter Handschriften. Ein Catalog ist nicht vorhanden, aber die Bücher und Handschriften sind in leidlicher Ordnung. Auch hier ist die Mehrzahl der HSS. theologischen oder liturgischen Inhalts: juristische HSS. fanden sich 19, einige ziemlich alt, aber nichts Unbekanntes enthaltend. Wichtiger sind zwei neuere Chroniken, und außerdem folgende HSS.:

Codex membranaceus, saec. XII. 4to. Athenaeus de machinis, und andere Schriften über *πολιορκίαι*. Es scheinen hier einige **Inedita** vorzukommen.

Codex membr. saec. XIII. fol. Ptolemaeus und **Strabo**, mit illuminirten Charten. (Scheint das Bekannte nicht zu vervollständigen.)

Cod. chart. saec. XIV. Homerus.

Cod. chart. saec. XIV. Aristophanis quaedam.

Cod. partim in membrana rescriptus partim in charta exaratus, saec. XIV. fol. Enthält 16 Bücher Auszüge aus medicinischen Schriftstellern.

Watopädi besitzt eine Menge kostbarer Reliquien: die Kirchen und Capellen sind innen und außen al fresco bemalt, und im Inneren hängen eine Menge von Heiligenbildern. Hier, wie überhaupt in den Klöstern des heiligen Bergs, würden sich treffliche Studien über das Wesen und die Geschichte der byzantinischen Kunst anstellen lassen. Denn man findet in den Klöstern des Athos mannichfaltige Erzeugnisse der verschiedenen Arten der bildenden Künste: große, kunstreiche Bauwerke, Arbeiten von Gold und Silber, oder von Holz und Perlenmutter, und Wandgemälde oder Heiligenbilder. Und zwar stammen diese Kunsterzeugnisse aus den verschiedensten Zeiten. In Agios Pavlos z. B. findet sich ein mit Bildchen in Medaillons verziertes Kreuz, eine Arbeit des vierten Jahrhunderts: in mehreren Klöstern, z. B. in Iwiron, Watopädi und Stavronikitu Heiligenbilder, die älter sind, als die Zeiten der bilderstürmenden Kaiser. Die Wandgemälde rühren zum Theil ihrer Grundlage nach noch aus dem 10ten Jahrhunderte her, obgleich sie in späterer Zeit übermalt und restaurirt worden sind.

Da byzantinische Kunst und byzantinischer Geschmack in neuerer Zeit wieder einiger Maßen zu Ehren gekommen sind, so möchte es wohl der Mühe lohnen, wenn ein archäologisch gebildeter Künstler den heiligen Berg und seine Klöster bereiste. Einstweilen sei mir nur

eine Bemerkung vergönnt. Ein Franzose hat zum Danke für die ihm gewordene freundliche Aufnahme ein großes, wohlgelungenes Bild der Jungfrau Maria, wenn ich nicht irre, eine Copie nach Guido Reni, dem Kloster Watopädi geschenkt: ein Bild, welches einem Abendländer weit vortrefflicher däucht, als die Bilder von orientalischen Malern. Aber die Mönche sind ohne Ausnahme anderer Meinung. Nach ihrem Geschmacke gehört zu einem guten Gemälde vor Allem ein scharfes Hervorheben der Conturen, durch dunkle und nicht verwischte Linien: und diese Art der Zeichnung, die grell in dem Gemälde hervortritt, zeigt sich zu allen Zeiten als ein charakteristisches Merkmal der byzantinischen Malerei. Ob wohl dieser byzantinische Geschmack im Zusammenhang steht mit dem Geschmack und der Weise der alten griechischen und römischen Künstler? Die Vasenbilder, die mit verschiedenen Farben gemalt sind, die Aldobrandinische Hochzeit und die Wandgemälde in Pompeji, endlich die vielen Mosaikbilder, die uns aus der ältesten Zeit erhalten sind, treffen in dieser Eigenthümlichkeit mit den byzantinischen Bildern in auffallender Weise zusammen. Noch weiter hinauf findet sich dieselbe Art des Malens bei den Aegyptern. Aber unsere Archäologen und Aesthetiker werden sich schwerlich zu der Ansicht entschließen, daß eine solche vermeintliche Steifheit den Grundtypus der antiken Malerei zu allen Zeiten gebildet habe!

9. Rückreise nach Saloniki.

Von Watopädi nach Karyäs sind viertehalb Stunden. Der Weg führt an den Ruinen der Schule, welche hier

im 18ten Jahrhundert unter dem berühmten Evgenios von Corfu in hohem Grade blühte, und weiterhin an den Ruinen eines alten Klosters vorbei, über das Kloster Pantokratoros. Dieses liegt auf einem Felsen am Meere, eine halbe Stunde nördlich von Stavronikitu, und gewährt eine köstliche Aussicht nach dem Gipfel des Athos. Es ist ein freies Kloster, aber nicht von bedeutendem Umfang. Die Bibliothek enthält zahlreiche alte und schöne Handschriften, — bis auf zwei juristische, insgesammt theologischen oder liturgischen Inhalts.

Am 15. Juni traf ich wieder in Karyäs ein, wo grade der jährliche Wechsel der Epistatä und allerlei Feierlichkeiten stattgefunden hatten. An diesem und dem folgenden Tage besuchte ich noch die Klöster Protatu (Πρωτάτου) und Kutlumusi (Κουτλουμούση), jenes in Karyäs selbst, dieses eine Viertelstunde östlich, auf dem Wege nach Iwiron, gelegen. Beide sind freie Klöster: das letztere ein stattliches Gebäude. Protatu besitzt gegen 30 HSS., zum Theile von hohem Alter: Alles πατερικὰ oder ἐκκλησιαστικὰ βιβλία Darunter sind einige slavische HSS., aber aus späterer Zeit und auf Papier geschrieben. Die Bibliothek von Kutlumusi ist reicher und größer: unter ihren HSS. finden sich 11 juristische, ferner zwei neugriechische Chroniken, und eine HS. auf Baumwollenpapier in 8. aus dem 13ten Jahrhundert, einige Stücke von Aristoteles Schriften enthaltend. Die zwei ältesten HSS. (Evangelien) waren an einen Reisenden verliehen worden: die Mönche hofften sie bald zurück zu erhalten, und zeigten mir den Empfangsschein,

der ihnen von dem Herrn ausgestellt, aber für sie des Französischen wegen nicht zu verstehen war. Er lautete: „**Deux livres de la bibliothèque de Koutloumousko savoir deux évangiles en langue Grecque m'ont été donnés par le couvent susdit. Ce 13. Septembre 1834. D.**" (sic!) Es ist kein Wunder, wenn die Mönche mißtrauisch werden gegen Fremde, wenn dergleichen zu Tage kommt. Der Herr Entleiher aber würde im Interesse der abendländischen Gelehrten und der Ehre seiner Landsleute handeln, wenn er demnächst die Handschriften redlich zurückschickte.

Den 16. Juni hatte ich die Untersuchung der sämmtlichen Bibliotheken des heiligen Bergs beendigt. Wenn gleich die Gelehrten Europa's von den Schätzen dieser Bibliotheken überspannte Hoffnungen zu hegen pflegten, so hatte ich doch diese Hoffnungen niemals getheilt, und war mit dem, was ich gefunden oder auch nicht gefunden hatte, völlig zufrieden. Die positive Ausbeute, namentlich in Beziehung auf das byzantinische Recht, war zwar nicht von großer Bedeutung *): aber schon das negative Resultat, daß nichts Unbekanntes, was anderweitige Forschungen entbehrlich machen oder umstoßen könnte, auf dem Berg Athos zu finden sei, mußte als ein großer Gewinn betrachtet werden. Ob die Bibliotheken der Klöster in früheren Zeiten größere Schätze enthalten haben, ist mehr

*) Ich habe die Hauptsache bereits in meiner **Historiae juris Graeco-Romani delineatio, Heidelb. 1839**, zusammengestellt.

als zweifelhaft. Die Bibliotheken des Abendlandes haben nur Weniges aufzuweisen, was von dem Berg Athos gekommen wäre *): in den Klöstern des heiligen Bergs sind die Räume, welche die Bibliotheken einnehmen, meist noch jetzt überfüllt, so daß wohl niemals Bücher und HSS. in größerer Anzahl darin vorhanden sein konnten: wo sich alte Bibliothekscataloge finden, stimmt der jetzige Bestand im Ganzen mit dem alten Inventare zusammen: endlich die Zahl der HSS. in sämmtlichen Klöstern und Cellen beläuft sich noch jetzt auf zehn bis zwölf Tausende, und einen größeren Reichthum an Handschriften kann man billiger Weise in keiner Zeit für die Klöster des heiligen Bergs in Anspruch nehmen.

Ich hatte in Karyäs den Agogiaten wieder gefunden, mit dem ich von Saloniki nach dem Berg Athos gereist war, und trat mit demselben die Rückreise am 17. Juni an. Der Agogiat wollte aus Frömmigkeit ein Bild der heiligen Jungfrau, welches in Nea Skiti gemalt worden und für die Kirche von Chortiatsch bestimmt war, in Karyäs zu meinen Koffern auf das Maulthier packen. Aber das Bild war allzu groß und schwer, und mein Bediente wollte das Maulthier nicht überladen lassen. Nach einigem Zank und Streite brachen wir auf und kamen den ersten Tag bis Jerissos. Diesmal wurde ein anderer Weg, als auf der Hinreise, gewählt. Wir umgingen die Megali Wigla, wo sie nach Norden allmählig sich abdacht. Bevor wir dahin gelangten, kamen wir an Ruinen von

*) Das Meiste noch die Bibl. Coisliniana.

hohem Alter vorüber, denen der Agogiat den Namen Galitza gab. Jenseits der hohen Warte führte unser Weg zwischen dem Ufer und den Wolfshügeln hin, zwei Metochia berührend, die den Klöstern Watopädi und Chelantari gehören.

Am zweiten Tag ging es von Jerissos nach Larigowi: diesmal aber nicht über Niswora, sondern auf einem mehr westlichen Wege durch ein Thal, durch welches ein Flüßchen nach dem singitischen Meerbusen fließt. In dem Thale liegen mehrere Dörfer, von denen das größte Longumat heißt. Zwei Tage zuvor waren die Bewohner des Dorfes von einer Klephtenbande gebrandschatzt worden, und jetzt waren zum Schutze derselben und zur Verfolgung der Klephten türkische Soldaten von Nisworo angekommen, deren Einquartirung den armen Leuten noch härter zu fallen schien.

Larigowi am dritten Tage in aller Frühe verlassend erreichten wir um Mitternacht das Dörfchen Chortiatsch: ein Marsch, zu dem wir das erste Mal zwei volle Tage verwendet hatten. Nach Saloniki gelangten wir dann am 20. Juni bei guter Zeit.

Vierzehntes Capitel.

Konstantinopel.

Juli 1 bis 19. Juli 30 bis Aug. 12. 1838.

---

1. Nach Konstantinopel.

Zwischen Saloniki und Konstantinopel findet eine regelmäßige Verbindung durch Dampfboote statt, die der österreichischen Donaudampfschifffahrtsgesellschaft gehören. Mit dem Dampfboote Maria Dorothea verließ ich Saloniki am 29. Juni Abends 5 Uhr; am andern Morgen waren wir dicht an dem Athos, und fuhren dann zwischen den Inseln Lemnos, Thasos, Samothrake und Imbros den Dardanellen zu. Gegen Abend näherten wir uns der Meerenge, welche Asien von Europa trennt: landeinwärts erblickte man den Ida, und am Meere die Grabhügel des Achilles und Patroklus, weiter nach Süden Tenedos und die höchsten Spitzen von Mitylene. Nachts gingen wir in den Dardanellen vor Anker.

In der Regel machen die Reisenden von hier einen Ausflug nach dem benachbarten Troja. Indessen thut man vielleicht besser, wenn man das homerische Land in der Wirklichkeit zu sehen vermeidet, und das großartige

Bild, wie es dem Leser der Iliade sich darstellt, in der Einbildungskraft festhält. Wer durch die wirkliche Anschauung belehrt worden ist, daß der Simois mit seinen Fluthen und der Skamander mit seinen Untiefen nichts weiter sind, als unbedeutende Bäche, der beginnt zu denken, daß auch die Weisheit des Nestor, die Tapferkeit des Achilles, und die Klugheit des Ulysses nicht allzu groß gewesen sein mögen, und allmählig verschwindet ihm mehr und mehr die Poesie des Gedichts.

Mit dem prachtvollen Dampfboote Stambul, Capitän Ford, verließ ich am andern Morgen die Dardanellen, ohne Troja besucht zu haben, damit mir der Schauplatz der homerischen Heldenthaten in einen poetischen Schleier gehüllt bliebe. Das Dampfboot, welches von Smyrna kam, hatte eine Menge von Passagieren an Bord: zum Theile Reisende, die eben von Griechenland herübergekommen waren, zum Theile auch türkische Große. Ein junger Bey von Smyrna konnte als Muster eines modern gebildeten Türken gelten; bei Tische nahm er keinen Anstand, Wein zu trinken, bediente sich der Messern und Gabeln, wie ein Franke, und war in seinen Manieren einem Pariser Stutzer zu vergleichen. Auf dem Vorderdecke des Schiffes befand sich ein Sklavenhändler, der gegen zwanzig junge Sklavinnen aus Oberägypten zum Verkauf nach Konstantinopel führte. Diese Schwarzen waren erbärmliche Geschöpfe, die sich ein Weißer nur schwer für seines Gleichen zu halten entschließen konnte: menschliche Gefühle, wie Betrübniß, Neugierde, Heimweh, und Scham, waren ihnen völlig fremd. Ueber Nacht war

Eine von den Sklavinnen gestorben, und in's Meer geworfen worden: die Anderen waren dabei völlig gleichgültig geblieben, und hatten sich kaum in dem Winkel aufgerichtet, in welchem sie Alle zusammengekauert waren. Der Rauch, der der Feueresse entquoll, die Hitze in der Nähe des Kessels, das wunderbare Getreibe der Dampfmaschine, und Alles, was ihnen sonderbar hätte erscheinen müssen, schien nicht den geringsten Eindruck auf sie zu machen. Daß sie der Sklaverei entgegen gingen, verursachte ihnen nichts weniger als Trauer und Unruhe. Unter diesen Umständen ist es wahrlich kein Wunder, wenn die, welche die Schwarzen näher kennen, in der Sklaverei derselben kein Unrecht erblicken; der geistigen und leiblichen Wohlfahrt der Schwarzen ist gewiß die Sklaverei unter den Weißen mehr als Anderes förderlich, und aus Menschenliebe und zum Besten der Schwarzen sollte man nicht mehr verlangen, als daß ihre Sklaverei milde und menschlich sei.

Die Meerenge der Dardanellen hat zuweilen nicht mehr als die doppelte Breite des Rheins, wo dieser am breitesten ist; ein Leander würde gewiß nicht fehlen, sobald eine zweite Hero erstände. Zahlreiche Forts und Batterien, auf der europäischen oder asiatischen Seite angelegt, machen die Erzwingung des Durchgangs durch die Dardanellen für feindliche Schiffe um so unmöglicher, als die heftige Strömung nur bei dem günstigsten Winde und auch dann nur mühsam zu überwinden ist. Um Mittag waren wir bei Gallipoli, wo unser Capitän dem dort

residirenden Kapudan Pascha Briefe und Nachrichten zu überbringen hatte. Einstweilen konnten wir die türkische Flotte, die beim Eingang in die Propontis vor Anker lag, mit Muße betrachten. Es waren 35 Segel, lauter schöne, wohlausgerüstete Schiffe, die, wie die Häuser einer Stadt, bei einander lagen: eine Menge Boote fuhren hin und her, und belebten die Straßen der Schiffstadt. Die Flotte mit 21 Kanonenschüssen salutirend, fuhren wir dann in die Propontis ein, und warfen Nachts im goldenen Horn, dem Hafen von Konstantinopel, die Anker.

Am anderen Morgen welch' bezaubernder Anblick! Die herrliche Lage von Konstantinopel und den gegenüberliegenden Städten ist bekannt, und oft geschildert und gezeichnet worden. Ich will nicht wiederholen, was schon von Vielen und besser gesagt worden ist, als ich es zu sagen vermöchte. Aber jener Engländer hatte vollkommen Recht, der auf seiner Jacht von der britischen Insel nach dem Hafen von Konstantinopel und dem Bosporus segelte, und nach einigen Tagen heimkehrte, ohne an's Land gestiegen zu sein, schon durch den äußeren Anblick dieser Pracht völlig zufriedengestellt! Wir hatten Zeit im Anblick Konstantinopels zu schwelgen: die von der Sanitätscommission verordnete Reinigung der Passagiere und Effecten hielt uns den größeren Theil des Morgens auf dem Schiffe zurück. Endlich führten uns Boote nach Galata hinüber; eine enge, steile Gasse brachte uns nach Pera, wo sich in mehreren auf europäische Art eingerichteten Wirthshäusern leidliche Unterkunft finden läßt.

2. Allgemeines.

Das Innere der verschiedenen Städte, die wir unter dem Gesammtnamen Konstantinopel zu begreifen pflegen, steht mit der äußeren Schönheit, wie sie vom Hafen gesehn dem Auge sich darbietet, nicht ganz im Einklang. Denn die Häuser sind im Ganzen unscheinbar, die Straßen eng und winklicht, und nicht selten schmutzig. Indessen das eigentliche Konstantinopel hat mehrere umfangsreiche Paläste, und einige breite Straßen und sogar öffentliche Plätze. In den Straßen herrscht große Lebendigkeit: Türken in verschiedenen Trachten, und zum Theil in einer geschmacklosen, halb fränkischen Kleidung, die durch die ungewohnte Scheere türkischer Schneider noch mehr verunstaltet zu werden pflegt, — ferner Rajas in mehr oder minder eigenthümlicher Kleidung, Armenier, Griechen und Juden treiben sich hin und her; Alle sind deutlich, an Art und Wesen und an der Tracht, ihrem Berufe, wie ihrer Abstammung nach zu erkennen.

Grade in dieser scharfen Unterscheidung zwischen den Angehörigen der verschiedenen Volksstämme, die unter der Herrschaft der Pforte vereinigt sind, also in dem Mangel an Einheit unter dem Volke liegt für die Fortdauer des türkischen Reichs die größte Gefahr. Zwar werden weder die Juden noch die Armenier der Herrschaft der Türken den Untergang bringen: sie betrachten sich, wie auch die Franken in der Türkei, lediglich als Handelsleute, denen alles politische Leben fremd ist. Aber die griechischen und die slavischen Rajas, als Glaubensverwandte mit einander verbrüdert, bilden eine politische Partei, die an den Um=

sturz der türkischen Macht denkt; geschichtliche Erinnerungen machen sie zu Feinden der Türken, und zwar zu um so größeren Feinden, je mehr sie aus demselben Grunde von den Türken gehaßt und in den Staub getreten worden sind. Diese feindlich gesinnten Rajas sind in neuerer Zeit immer mächtiger geworden, und in demselben Verhältniß mußte das herrschende Volk, indem es auf der früheren Stufe der Ausbildung stehen blieb, tiefer und tiefer sinken. Auch das Zahlenverhältniß hat sich zum Nachtheil der Türken verändert: Fatalismus und die auf europäischem Boden nicht passende Vielweiberei haben die Reihen derselben bedeutend gelichtet. So erscheint denn, wenigstens in Europa, die Macht der Türken, die durch die neuesten Civilisationsversuche in europäischem Sinne auch noch des ächt muselmännischen Kernes beraubt worden ist, als ein schwaches, auf einer unsicheren Grundlage ruhendes Gebäude, das bei einer Erschütterung im Innern, oder bei dem leisesten Anstoß von Außen zusammenstürzen muß.

Seit den Reformen des Sultans Mahmud findet man in Konstantinopel nur noch Ueberreste von dem orientalischen Leben und Treiben, wie es von älteren Reisebeschreibern geschildert wird. Am interessantesten ist in dieser Hinsicht ein Besuch der Bazars und Bezestans von Konstantinopel, wo man sich zu den Kaufleuten in die Buden setzt, und bei einer Pfeife und Tasse Caffee die Waaren besieht, und um billige Preise zu erhandeln sucht. Zur Noth kommt man ohne Dollmetscher fort: oder es finden

sich Juden und Armenier, die sich als **Unterhändler** anbieten, und des Französischen oder der **lingua Franca** einiger Maßen mächtig sind.

Die Merkwürdigkeiten von Konstantinopel bestehen hauptsächlich aus Baudenkmälern der älteren und der neueren Zeit: diese Wasserleitungen und unterirdischen Wasserbehälter, Denksäulen, Paläste, Kirchen und Moscheen sind hinlänglich bekannt. Vor Allem besteigt man den hohen Thurm im Hofe des Seraskierpalastes, von dem man ganz Konstantinopel und die Umgegend übersieht, und eilt dann nach dem Atmeidan, dem alten Hippodrome, wo neben anderen Alterthümern noch ein großer ägyptischer Obelisk vorhanden ist. Dieser Obelisk war von dem König Thutmosis III., unter welchem die Juden aus Aegypten zogen, errichtet worden und stand vor einem Tempel, den der König seinem Vater Amon Ra erbaut hatte: er wurde später von dem Kaiser Theodosius nach Konstantinopel gebracht und in dem Circus aufgestellt. Ob dieser Obelisk ganz unversehrt, oder ob er an der Spitze oder an der Basis verstümmelt sei, darüber ist unter den gelehrten Reisenden vielfach gestritten worden. Indessen die Spitze ist wahrscheinlich ächt erhalten; sie ist zwar schief, aber ihre Seitenflächen sind mit Hieroglyphen bedeckt, die gewiß nicht erst bei einer Restauration der Spitze eingehauen worden sind. Dagegen scheint an der Basis des Obelisken allerdings ein Stück zu fehlen, welches vielleicht beim Transport abgebrochen wurde; die Basis ist nicht glatt gearbeitet, wie die Seitenflächen, und

das unterste hieroglyphische Zeichen auf einer dieser Flächen scheint zur Hälfte abgeschnitten zu sein. *)

Die Moscheen können nur mittelst eines besonderen Fermans gesehen werden. Von dem belgischen Gesandten, der binnen Kurzem Konstantinopel zu verlassen gedachte, war ein solcher Ferman erwirkt worden, und ein großer Theil des diplomatischen Corps, an welches anzuschließen mir, wie zahlreichen anderen Fremden, gestattet wurde, begleitete den belgischen Gesandten auf seinem Umgang durch die Moscheen, der unter Anführung eines türkischen Officieres stattfand. Die Hauptmoschee ist die heilige Sophia, unter Justinian von dem Baumeister Anthemius aufgeführt: ein großartiges Gebäude, das den später erbauten Moscheen zum Muster und Vorbild gedient hat, ohne je übertroffen zu werden. Aber auch die neueren türkischen Moscheen sind prachtvolle Gebäude, und haben zugleich ein antiquarisches Interesse, indem die schönen

---

*) Mein verehrter Freund, Herr R. Lepsius, Secretär des archäologischen Instituts zu Rom, dem ich eine Zeichnung der Hieroglyphen auf den vier Seiten des Obelisken überschickt hatte, schrieb mir unter dem 20. Mai 1839 aus London: „Es fehlt ein großer Theil des Obelisken, und, wie Sie richtig bemerkt haben, unten, nicht oben. — Sie erwähnen gar nicht des zweiten Obelisken in den Gärten des Serai, den mehrere englische Reisende gesehen haben wollen. —" Unter diesem zweiten „Obelisken" kann nichts Anderes gemeint sein, als die bekannte korinthische Säule, ein Siegesdenkmal, das auch vom Meere her gesehen werden kann. Von einem Obelisken habe ich in den Gärten des Serai's nicht die geringste Spur bemerkt.

Granit-, Porphyr- oder Marmorsäulen, mit denen das Innere oder die Vorhalle derselben geschmückt zu sein pflegt, fast insgesammt aus alten Tempeln, namentlich aus Kleinasien, genommen worden sind.

Mehr als die Besichtigung der Merkwürdigkeiten pflegen den fremden Besucher Konstantinopels Ausflüge in die reizende Umgebung anzuziehen. Wem wären Skutari, Therapia und Bujukdere, und überhaupt die Paläste und Villen, Thäler und Hügel am Bosporus unbekannt? Weniger gekannt, aber nicht minder reizend sind die Süßen Wasser von Europa, wie man das Thal des Flusses nennt, der sich in den Hafen von Konstantinopel ergießt. An einem Sonntage machte ich dahin einen Ausflug in Begleitung eines armenischen Freundes und seiner Familie. Wir fuhren in einem Boote an die Spitze des Hafens, und dann den Fluß hinauf bis zu einem Sommerpalaste des Sultans, wo sich auf einer geräumigen Wiese, die von herrlichen Bäumen beschattet ist, einige Caffeehäuser befinden. Unter einem Baume gelagert, am Ufer des Flusses, nahmen wir das mitgebrachte Mahl ein: neben uns lagerten mehrere fränkische, armenische und griechische Gesellschaften, worunter sich besonders Smyrnioten durch ihre laute Fröhlichkeit auszeichneten. Hie und da saß bei den Caffeehäusern ein einzelner Türke, ruhig sein Narghile oder Tzibuk *) rauchend. Von der Höhe bewegten sich bunt bemalte Wagen herab, in denen

*) Jenes eine Pfeife, wo man persischen Tabak durch Wasser raucht, dieses eine gewöhnliche Pfeife.

griechische und armenische Frauen spazieren fuhren. Diese Wagen waren mit Ochsen oder Pferden bespannt: sie bestanden aus einem mit einem Baldachin bedeckten Kasten, der ohne Federn auf vier schwerfälligen Rädern ruhte: auf dem Boden des Kastens waren Decken ausgebreitet, die als Sitzpläze dienten. Zuweilen kamen mehrere Reiter von den Hügeln herab in das Thal, und tummelten ihre Rosse auf der Wiese herum. In einzelnen Gruppen sah man Griechen und Franken bei europäischer Musik zum Tanze vereinigt, und die ganze Wiese gewährte überhaupt einen bunten und lebendigen Anblick. Da ließ plötzlich eine schwarze Gewitterwolke einzelne große Tropfen fallen, und drängte die bunte Menge mit ihrer Lust in den engen Raum der Caffeehäuser. Der Tanz dauerte aber hier fort, und veranlaßte komische Unfälle; eine hübsche Smyrniotin fiel einem ernsthaften, graubärtigen Türken auf den Schooß: ein fränkisches Paar strauchelte über die lange, vorgestreckte Pfeife eines Anderen. Das Wetter besserte sich endlich, und bei einbrechender Nacht strömte die Menge der Spaziergänger in Booten, oder zu Wagen und zu Pferde, zurück nach der Stadt.

3. Das großherrliche Serai.

Sultan Mahmud wohnt seit längerer Zeit am Ufer des Bosporus, bald auf der asiatischen, bald auf der europäischen Seite. Er hat das alte Serai zu Konstantinopel verlassen, um der strengen und lästigen Hofetiquette, die so genau mit der inneren Einrichtung desselben zusammenhing, auf immer los zu werden, ohne zu gewalt-

samen Reformen seine Zuflucht nehmen zu müssen; zugleich auch, um der Erinnerung an die mancherlei Gräuel, die in dem alten Serai verübt worden waren, und den daran geknüpften Wahrsagungen zu entgehen. Seitdem hält es nicht schwer, gegen Erlegung einer bestimmten Summe einen Ferman zur Besichtigung des alten Serai's zu erhalten, und alle Gemächer in Augenschein zu nehmen. Eine ähnliche Gelegenheit benutzend, wie mir zur Besichtigung der Moscheen geworden war, konnte ich mit Muße die früher so unzugänglichen Räume des Serai's und ihre Schätze in Augenschein nehmen.

Das Serai liegt auf der Landspitze, in welche Konstantinopel nach dem Bosporus zu ausläuft, und nimmt einen bedeutenden Raum ein. An der äußersten Spitze, dem Meere zunächst, steht das neue Serai, ein geräumiger Palast, von Gärten umgeben. Der Palast ist leicht gebaut, der obere Theil fast ganz aus Holz: die Gemächer sind geräumig und im neueren Geschmacke decorirt: man genießt aus den Fenstern derselben einer herrlichen Aussicht auf den Hafen, den Bosporus und die Propontis. In einem kleinen Wandschranke findet sich in einem Cabinete die Privatbibliothek Selim's III.: sie enthält zwischen 50 und 60 orientalische Handschriften, insgesammt schön geschrieben und prächtig gebunden. Durch die Gärten des neuen Serai's gelangten wir in den innersten (dritten) Hof des alten Serai's, der rings von niedrigen und unscheinbaren Gebäuden eingeschlossen ist. In der Mitte stehen zwei einzelne, einstöckige Häuser.

Das eine, näher dem Thore des zweiten Hofes, enthält den Audienzsaal, der jetzt etwas düster erscheint, aber im Ganzen prachtvoll und in orientalischem Geschmacke ausgeschmückt ist. Das andere Haus, mehr in der Mitte des Hofes gelegen, ein zierliches Gebäude, enthält den Bibliotheksaal, und ein Lesecabinet. Die Bibliothek hat lediglich Handschriften, die in mehreren Wandschränken hinter Drahtgittern aufgeschichtet liegen. Man machte keine Schwierigkeiten, die Schränke auf Verlangen zu öffnen: indessen fanden sich keinerlei griechische oder lateinische Handschriften, sondern nur orientalische, diese aber ungefähr 1300 an der Zahl, meist schön geschrieben, und im Ganzen wohl geordnet. Als eine besondere Kostbarkeit zeigte man einen großen Stammbaum der Sultane, auf welchem die einzelnen Sultane en miniature porträtirt zu sehen waren. Indessen scheint dieser Stammbaum ein russisches Machwerk, und deshalb von keiner historischen Bedeutung zu sein. Merkwürdig sind nur die Bilder, weil man gewöhnlich behauptet, daß von den Türken das Porträtiren für Unrecht gehalten werde. Aber nicht blos hier, sondern auch in einigen türkischen Buden und Caffeehäusern habe ich Bilder überhaupt und insbesondere Porträts gesehen.

Die Gebäude im zweiten und im ersten Hofe des Serai's sind weder groß noch prächtig: im Innern derselben sieht man einige Gemächer, die noch Spuren von alter Pracht enthalten. Im Ganzen aber sieht Alles sehr verlassen und verödet aus. Nur in der großen Münze,

welche zur Seite des ersten Hofes steht, ist noch Leben und Geschäftigkeit: es sind hier besonders Armenier angestellt, die unter der Direction eines türkischen Beamten stehn.

Von der wunderbaren Herrlichkeit des Serai's, von welcher so manche Schriftsteller erzählen, war also wenig oder nichts zu finden. Ebensowenig entsprachen die Bibliotheken den Erwartungen, die so Viele von ihrem Inhalte gehegt haben. Der Sage zufolge sollen noch in der großherrlichen Schatzkammer alte Handschriften aufbewahrt werden, aber auch diese Sage scheint um nichts besser begründet zu sein. Zwar kann ich hier nicht aus eigener Anschauung berichten; denn die Schatzkammer wurde uns nicht geöffnet, indem die Führer versicherten, daß sie durchaus nichts enthalte. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach verhält es sich wirklich so, und man schämte sich nur, die leeren Wände zu zeigen. Das Einzige, was man noch etwa dereinst zu entdecken sich Hoffnung machen kann, sind Urkunden aus der Zeit der letzten byzantinischen Kaiser. In der Kirche der heiligen Irene, die am Eingang des ersten Hofes befindlich ist, wollte ein Herr von Rothschild, der schon einmal vor einigen Monaten das Serai besucht hatte und auch diesmal in der Gesellschaft war, eine kleine Sammlung alter Waffen und einen Haufen von Urkundenrollen bemerkt haben. Diese Waffen und Urkunden konnte ich leider nicht sehen: man hatte vor Kurzem die Kirche ausgeräumt, um sie einer Reparatur zu unterwerfen, und alles Geräthe war in Kisten geworfen und bei Seite gestellt worden.

4. Der Patriarch. Die Bibliothek des heiligen Grabes. Die Schule zu Kurutschesme.

Der Secretär des Patriarchen, Herr Michalaki, mit dem ich durch Vermittelung der k. k. österreichischen Kanzlei bekannt geworden war, stellte mich am 15. Juli Seiner Heiligkeit (Παναγιότης) vor. Der Patriarch Grigorios ist ein Mann in den besten Jahren, mit einem blassen Duldergesicht und schwärmerischem Auge: demüthig und doch würdevoll in seinem Benehmen. Er empfing mich in einem geräumigen Saale, der rings an den Wänden einen einfachen, niedrigen Diwan, sonst aber keinerlei Möbel hatte. Nach einander wurden Süßigkeiten, Caffee und Pfeifen gebracht, und unterdessen von mancherlei Dingen gesprochen. Der Patriarch suchte den Mangel an Bildung, der unter den griechischen Mönchen und Geistlichen herrscht, zu entschuldigen. Wissenschaftliche Bildung gewährt den Rajas im türkischen Reiche nur wenig Ruhm und keinerlei weltlichen Vortheil, so daß man vergeblich versuchen würde, höhere griechische Schulanstalten zu gründen und aufrecht zu erhalten: die Wenigen, die nach mehr als dem gewöhnlichen Elementarunterricht verlangen, müssen die Schulen des Abendlandes besuchen. Für Geistliche aber und Mönche, meinte der Patriarch, sei es durchaus nicht rathsam, auf diesem Wege sich weitere Kenntnisse zu verschaffen: denn die Reinheit ihres Glaubens laufe Gefahr durch ketzerische Lehren befleckt zu werden. Vor dem Ausbruch des letzten griechischen Aufstandes habe indessen unter den Mönchen und Geistlichen größere Bildung geherrscht:

in den damaligen Kämpfen aber seien fast alle Besseren und Gebildeteren geopfert worden.

Der Patriarch ist ein streng orthodoxer Mann, der von einer Annäherung an die römischen Katholiken oder an die protestantischen Christen, wie sie zu verschiedenen Zeiten versucht worden ist, durchaus nichts wissen will. Grade jetzt beschäftigte ihn die mehr und mehr um sich greifende Wirksamkeit der englischen und amerikanischen Missionäre, und die schlaffer werdende Kirchenzucht unter den griechischen Geistlichen auf den jonischen Inseln. Besonders waren es die gemischten Ehen, deren Einsegnung er zu verhindern Bedacht nahm. In Griechenland nemlich waren in neuerer Zeit häufig gemischte Ehen vorgekommen, und die griechischen Frauen sollen den Verbindungen mit heterodoxen Fremden ziemlich geneigt gewesen sein. Die Eifersucht der griechischen Männer oder Eifer für die Reinheit des Glaubens hatten nun die heilige Synode zu Athen veranlaßt, der Schließung solcher Ehen entgegenzuwirken. Aber die griechischen Geistlichen auf den jonischen Inseln pflegten fortwährend den gemischten Ehen ihren Segen zu ertheilen, und gar manches Paar wurde auf Cephalonien getraut. Darüber waren Klagen und Beschwerden nach Konstantinopel gelangt, und der Patriarch glaubte nun kräftig einschreiten zu müssen. Das Recht der griechischen Kirche ist entschieden gegen die Zulassung der gemischten Ehen. Der Kanon 72. der sechsten ökumenischen Synode verordnet: „daß es einem orthodoxen Manne nicht gestattet sein solle, eine ketzerische Frau zu nehmen, noch einer orthodoxen Frau einen Ketzer

zu heirathen: und wenn ein Fall der Art vorgekommen sei, so solle die Ehe als nichtig angesehen, und die ungesetzliche Verbindung alsbald aufgelöst werden. Denn was unvermischbar sei, dürfe auch nicht vermischt werden, und der Wolf dürfe nicht mit dem Lamme gepaart, das Loos der Sünder nicht mit dem Theile Christi verbunden werden. Wer aber diese Verordnung übertrete, solle excommunicirt werden." Und in dem Steuerbuche der griechischen Kirche (Πηδάλιον) findet sich zu diesem Kanon auf S. 194 folgende Bemerkung: „Möchten die Priester auf den Inseln und überhaupt an allen Orten, wo sich Lateiner befinden, vor der Strafe, welche die Synode droht, zurückbeben, und in keinem Falle gestatten, daß ein Lateiner eine orthodoxe Frau oder eine Lateinerin einen orthodoxen Mann nehme. Denn wie kann eine Gemeinschaft des Lebens zwischen einem Orthodoxen und einem Ketzer stattfinden? Und sollten ohne ihr Wissen solche widerrechtliche Ehen auf irgend eine Weise eingegangen werden, so müssen sie dieselben sofort auflösen; u. s. w."
— Auch in dem Gesetzbuche für die Moldau (vom J. 1816) heißt es §. 91: „Ehen können nicht eingegangen werden zwischen Christen und Nichtchristen, noch auch zwischen Orthodoxen und Nichtorthodoxen"; ebenso in dem Gesetzbuche für die Walachei (vom J. 1817) Theil III. Cap. 16. §. 2.: „Es sollen eine Ehe nicht abschließen können Freie mit Sklaven, oder Christen (d. h. griechische Christen) mit anderen Glaubensverwandten." — Bei diesem Stande des griechischen Kirchenrechts kann es nicht Wunder nehmen, wenn der Patriarch Grigorios fest ent=

schlossen ist, darüber zu wachen, daß gemischte Ehen von den griechischen Geistlichen nicht eingesegnet werden, um so mehr, als in der griechischen Kirche Gewohnheit und Herkommen die gemischten Ehen bisher noch nicht in demselben Maße geheiligt haben, als dies in der römisch-katholischen Kirche der Fall gewesen ist. *)

Ueber die Ausübung der dem Patriarchen zustehenden Gerichtsbarkeit erhielt ich folgende Auskunft. Der patriarchalische Gerichtshof (κριτήριον) hält wöchentlich zweimal, am Mittwoch und am Freitag, Sitzung unter dem Vorsitz des Großprotosyngelos. Hier erscheinen die Parteien in Person, zuweilen von Beiständen begleitet, und tragen ihr Anliegen mündlich vor. Das Gericht versucht dann gewöhnlich den Streit in der Güte beizulegen, damit nicht die eine oder die andere Partei der Entscheidung des Gerichtshofs sich nicht zu fügen und an die türkische Obrigkeit zu appelliren veranlaßt werde. Wird aber ein Endurtheil von den Parteien verlangt, so pflegen die geistlichen Richter in der Regel der Billigkeit gemäß (κατὰ τὸ φαινόμενον τοῦ δικαίου) zu entscheiden, oder mit Berufung auf das Steuerbuch der griechischen Kirche (Πηδάλιον), auf die Exabiblos des Armenopulos, und zuweilen auch auf die Basiliken oder Löwenklau's **Jus Graeco-Romanum** und andere grade vorhandene Rechtsbücher. —

---

*) Bekanntlich ist seitdem der Patriarch Grigorios, wegen der Schritte, die er in Beziehung auf die jonische Geistlichkeit gethan hatte, auf Antrag des englischen Gesandten abgesetzt worden.

In den griechischen Bibliotheken in und um Konstantinopel war nach der Meinung des Patriarchen und seines Secretärs auf literärische Beute nur wenige Aussicht vorhanden. Die Privatbibliotheken seien von keiner Bedeutung, und beständen lediglich und allein aus gedruckten Büchern. Das Patriarchat besitze nur ein Archiv, aber keine Bücher- oder Handschriftensammlung, und die ehemalige Patriarchalbibliothek befinde sich gegenwärtig in der Schule zu Kurutschesme. Die Bibliotheken der Klöster auf den Prinzeninseln seien fast ganz verschwunden, und die einzige Bibliothek von einigem Werthe sei die des Patriarchen von Jerusalem. Uebrigens werde es keinerlei Schwierigkeiten haben, diese Bibliotheken zu besichtigen.

Herr Michalaki führte mich selbst nach dem Patriarchate von Jerusalem, wo die Bibliothek des heiligen Grabes (βιβλιοθήκη τοῦ ἁγίου τάφου) in einem geräumigen Saale in Schränken aufgestellt ist, und der Bibliothecar, der selbst nicht besonders gebildet zu sein schien, gestattete auf seine Fürsprache die freieste Durchsuchung. Die Bibliothek besitzt eine schöne und reiche Sammlung gedruckter Bücher, aber Handschriften sind nur wenige vorhanden, und die vorhandenen sind im Ganzen neu und unbedeutend. Von classischen Schriftstellern fand sich keine des Nennens werthe Handschrift; juristische HSS. fanden sich fünfzehn an der Zahl, davon 13 bekannte geistliche Rechtsbücher, 2 aber die Exabiblos des Armenopulos enthaltend. Die beiden letzteren HSS. waren aus dem 14ten Jahrhunderte, die eine auf Pergament und rescribirt. Die alte, ausgelöschte Schrift schien Stücke der

Basiliken zu geben, und zwar zum Theil solche, welche in den bekannten HSS. und Ausgaben fehlen. Da ich an eine Entzifferung der alten Schrift wegen des dazu nöthigen Zeitaufwands und wegen des Mangels an geeigneten Hülfsmitteln in Konstantinopel selbst nicht wohl denken konnte, so ließ ich dem Patriarchen von Jerusalem durch Herrn Michalaki von meiner Entdeckung Nachricht geben, und zugleich das Gesuch vortragen, daß mir die Handschrift zur näheren Untersuchung nach der Heimath mitgegeben werden möge. Der Patriarch von Jerusalem verlangte vor Allem, von der Möglichkeit, die alte Schrift wieder lesbar zu machen, durch eine Probe überzeugt zu werden, und bestimmte eine Deputation, die zugegen sein sollte, wenn Reagentien angewendet würden. Nachdem die Probe genügend ausgefallen war, wurde mir die HS. zu erhalten Hoffnung gemacht: indessen war diese Hoffnung noch nicht erfüllt worden, als ich Konstantinopel verlassen mußte *).

---

*) Erst später ist sie in Erfüllung gegangen. Durch die Vermittelung der k. k. österreichischen Internuntiatur und des großherzogl. badischen Ministeriums habe ich diese wichtige Handschrift Ende März 1839 erhalten, und seitdem die Entzifferung derselben begonnen und zu einem großen Theile sogar beendigt. Die rescribirte HS. des Armenopulos ist zusammengesetzt aus 112, jetzt in Quart umgebrochenen, Folioblättern, die ehemals einen Band einer Basilikenhandschrift bildeten. Von derselben Basilikenhandschrift scheinen andere Bände in der königl. Bibliothek zu Paris aufbewahrt zu werden (Coisl. 152 et Reg. gr. 1350). In jenem Bande waren das 15. 16. 17. und 18. Buch der Basiliken

Um die **Bibliothek der patriarchalischen Schule** zu besichtigen, fuhr ich am 17. Juli nach Kurutschesme, einem kleinen Dorfe, zwischen Galata und Therapia am europäischen Ufer des Bosporus gelegen. Die Schule befindet sich in einem geräumigen Gebäude, und zählt viele Schüler: es sind an ihr ein Oberlehrer und einige Unterlehrer angestellt. Die Sammlung von Büchern und Handschriften, die in einem besonderen Zimmer aufgestellt ist, ist durchaus unbedeutend. Es fanden sich nur wenige Handschriften, und diese waren aus neuer Zeit und ganz werthlos. Als Curiositäten verdienen vielleicht zwei HSS. erwähnt zu werden. Die eine enthält ein Rechtsbuch, welches aus Auszügen der Institutionen des Theophilus und der Basiliken besteht, die von einem Neugriechen in Frage und Antwort gebracht worden sind. (Ἐρωταποκρίσεις νομικαὶ ἀπό τε τῶν ἰνστιτού-

---

mit reichen Scholien enthalten; bei Gelegenheit der Verwendung zu einer neuen HS. sind einige Blätter verloren gegangen. Indessen lassen sich aus dem Inhalte der noch vorhandenen rescribirten Blätter jene vier Bücher der Basiliken, die wir bisher nur lückenhaft besaßen, vielfach ergänzen, der Scholien nicht zu gedenken, von denen unsere Ausgaben zu diesen Büchern fast nichts enthalten. Merkwürdig übrigens ist es, und ein Beweis des Verfalls der Rechtswissenschaft in jener Zeit, daß man im J. 1354, — denn in diesem Jahre ist die HS. rescribirt worden, — daran denken konnte, eine HS. der Basiliken, der vornehmsten byzantinischen Rechtsquelle, absichtlich auszulöschen, um das Pergament zu einer HS. des an sich nur wenig bedeutenden Armenopulos zu gebrauchen.

των καὶ βασιλικῶν.) Die andere enthält eine vollständige Abschrift des Textes von Löwenklau's **Jus Graeco-Romanum**, zum Beweise, daß diese Sammlung zur Zeit, wo die Abschrift gemacht wurde (**saec. XVIII**), in Konstantinopel selten und sehr geschätzt sein mußte.

5. Die Prinzeninseln.

Die Klosterbibliotheken zu sehen, machte ich am 4. August einen Ausflug nach den Prinzeninseln.

Die Prinzeninseln liegen südöstlich von Konstantinopel, beim Eingange in die Propontis an der asiatischen Küste hin. Sie sind von der Hauptstadt aus sichtbar, wenn man hinüber nach dem Olymp in Bithynien blickt. Es sind neun an der Zahl: aber nur vier sind von größerem Umfang und heut zu Tage bewohnt. Schon Plinius nennt uns sieben derselben mit Namen; diese Namen scheinen im Mittelalter zum Theile mit anderen vertauscht worden zu sein, und der Ursprung der neuen Benennungen ist leicht zu erklären. Die Insel, welche Konstantinopel zunächst liegt, ehemals Eläa genannt, heißt jetzt von ihrer Lage Πρώτη (die Erste); zwei kleine Inseln, welche südlich von der Ersten liegen, heißen von ihrer Gestalt 'Οξεῖα (die spitze) und Πλάτη (die platte Insel). Die alte Erebinthos oder Therebinthos, welche später nach einem auf ihr befindlichen Castelle und Hafen auch Panormos genannt wurde, hat im Mittelalter von einem ihrer Besitzer (Antigonos) den Namen Antigonia oder Antigoni erhalten: die größte Insel in der ganzen Gruppe, von Pli-

nius Megale (die Große) genannt, erhielt den Namen der Prinzeninsel (τοῦ Πρίγκιπος), wahrscheinlich seit Justinus II. einen kaiserlichen Palast daselbst erbaute. Die beiden Rhoidussae, die Chalcitis, und die Pityodes des Plinius haben ihre alten Namen bewahrt: sie heißen Ῥόβιθος, (auch Kanincheninsel genannt,) und Ἀντιρόβιθος, (auch Νίανδρος,) Χάλκη, und Πίτη. Die Türken nennen die ganze Inselgruppe Kisil Adalar, d. h. die rothen Inseln, von der Farbe des Erdreichs, und haben für die einzelnen Inseln ähnliche von ihrer Form oder ihren Eigenschaften entlehnte Namen; bei den Griechen Konstantinopels ist der Gesammtname τὰ νήσια (die Inseln) gebräuchlich. In der Geschichte des byzantinischen Reiches spielen diese Inseln eine nicht unbedeutende Rolle. In alten Zeiten waren sie nur wegen ihrer Bergwerke bekannt. Noch jetzt sind Spuren des alten Bergbaues zu sehen, der freilich seit mehr als einem Jahrtausende nicht mehr betrieben wird. Später, seitdem Konstantinopel zur Hauptstadt des römischen Reichs erhoben worden war, scheinen die Inseln von den Byzantinern zum Sommeraufenthalte benutzt worden zu sein: wir wissen, daß Justinus II. auf der großen Insel einen Sommerpalast erbaut hat. Allmählig wurden mehrere Klöster auf den Inseln gegründet; auch hier verstand man, die schönsten Punkte den Mönchen zum Wohnsitze zu wählen. Auf Prinkipo baute die Kaiserin Irene ein Kloster: unter ihrem Nachfolger Nicephorus hören wir von einem Kloster auf Proti, welches der Patrikios Wardanis gestiftet hatte; in der Folgezeit werden noch andere Klöster auf

Proti, Antigoni, Chalki, Plati und Oxia erwähnt *). Diese Klöster dienten zur Zeit des byzantinischen Kaiserthums als Verbannungsorte für verstoßene Kaiser und Kaiserinnen, und andere Großen des Reichs, welche des Lichts ihrer Augen beraubt und zu Mönchen geschoren wurden: die Ortschaften der Inseln aber scheinen fortwährend von den Griechen der Hauptstadt im Sommer zum ländlichen Aufenthalte benutzt worden zu sein. So ist es bis auf die jetzige Zeit geblieben. Die Inseln sind das Sommerparadies der Griechen von Konstantinopel: sie leben dort theils in den Dörfern, theils als Miethleute in den Klöstern ganz ungestört unter einander; denn ausgenommen in Chalki, wo eine türkische Kriegsschule ist und ein Aga seinen Sitz hat, wohnt weder Türke noch Armenier in diesem Bezirke. Aber auch zum Verbannungsorte müssen die Inseln noch dienen: in den Klöstern oder den Ortschaften der Inseln findet man häufig Leute, die von dem Patriarchen dahin in's Exil (ἐξορία) geschickt worden sind.

Vormals müssen die Klöster der Inseln reiche Bibliotheken und darin Handschriften besessen haben, die bis in das achte Jahrhundert hinaufreichten, wo einige derselben gegründet wurden; die Nähe von Konstantinopel, dem Sitze der byzantinischen Literatur: die kaiserliche Ausstattung, die ihnen zu Theil geworden war: der Umstand, daß sie so vielen Großen des Reichs zum letzten Asyle dienten: — das Alles mußte auf den Reichthum und die

---

*) Leunclavii jus Graeco-Romanum. I. p. 156.

Vortrefflichkeit der Bibliotheken einen entscheidenden Einfluß haben. Außerdem mögen auch manche literarische Schätze auf diese Inseln geflüchtet worden sein, als Konstantinopel dem Wüthen der Türken ausgesetzt war, jene Inseln aber eine verhältnißmäßig sichere Zufluchtsstätte boten *). Auch sagt Montfaucon in seiner **Palaeographia** ausdrücklich, daß ihm von den Schätzen jener Bibliotheken Nachricht zugekommen sei. In späteren Zeiten, als die literarische Bildung der Griechen immer mehr sank, die Abendländer aber immer eifriger wurden im Sammeln von alten Handschriften, sind die Bibliotheken der Prinzeninseln vielfach geplündert worden, was um so eher geschehen konnte, als zu gleicher Zeit ganze Klöster auf den Inseln untergingen, von denen jetzt nur noch Ruinen zu sehen sind. Eine große Anzahl schöner alter Handschriften sind durch Busbeck nach Wien, andere nach Paris gekommen: zu Anfang unseres Jahrhunderts sollen auf den Prinzeninseln Handschriften, meist aus dem XI. bis XIII. Jahrhundert, in Menge verkauft worden sein **). Nach diesen Nachrichten konnte ich allerdings in den Klöstern der Prinzeninseln nicht viele handschriftliche Schätze zu finden erwarten. Indessen war doch die Sache zu untersuchen: ein Ausflug nach den Prinzeninseln lohnte schon an und für sich, wenn auch die Aussicht

*) v. Hammer Constantinopolis und der Bosporus. II. S. 377.

**) Walpole Memoirs relating to Turkey. Lond. 1818. 4. p. 85 f.

auf eine wissenschaftliche Ausbeute nur äußerst gering war.

Mit einem von dem Großprotosyngelos ausgestellten Empfehlungsbriefe an die Vorsteher der Klöster auf den Prinzeninseln, den mir Herr Michalaki verschafft hatte, machte ich mich am 23. Juli (4. August) in Begleitung eines Bekannten am frühen Morgen auf den Weg. Wir gingen nach dem Hafen, an den Ort, wo gewöhnlich die Boote von den Inseln zu landen pflegen. Größere Boote mit sechs Ruderern unterhalten eine regelmäßige Verbindung zwischen Galata und Prinkipo, Chalki und Antigoni; Sonnabends fahren gewöhnlich viele Griechen mit ihnen hinüber nach den Inseln, um dort den Sonntag zuzubringen, und kehren Montags in die Stadt zu ihren Geschäften zurück. Als wir an den Landungsplatz kamen, waren die Boote noch nicht angekommen, und sollten, so hieß es, erst Abends nach den Inseln zurückkehren. Zwei türkische Bootleute aber erboten sich, mit ihrem kleinen Kaïk die Fahrt zu unternehmen. Nachdem die nöthigen Teskerehs (Pässe) eingeholt waren, fuhren wir endlich aus dem Hafen hinaus, und nun ging es rasch an Skutari und Kadiköi (Chalcedon) vorüber nach dem Vorgebirge Fanar Bagdschessi. Da begann der Wind stärker zu werden, die Wellen warfen weißen Schaum, und das zerbrechliche Kaik wurde auf bedenkliche Weise hin und her geschleudert. Die türkischen Bootleute, die in dergleichen Fällen lieber die Segel streichen, waren nur mit Mühe zum Aufziehn eines kleinen Segels zu bewegen, welches das Kaik über dem Wasser zu halten und ihm

eine stetere Richtung zu verleihen im Stande war. Ziemlich durchnäßt langten wir endlich um Mittag in Prinkipo an.

In dem Dörfchen waren schnell Esel für uns in Bereitschaft gesetzt, die uns nach den Klöstern der Insel bringen sollten. Zuerst ging es nach dem Christuskloster, welches auf einem Berge in der Mitte der Insel liegt: auf dem ganzen Wege dahin genießt man einer herrlichen Aussicht nach Konstantinopel. Im Kloster, welches nur von geringem Umfang ist, wurden wir freundlich aufgenommen und bewirthet. Der Vorsteher und einzige geistliche Bewohner desselben ist ein gebildeter Mönch: außer ihm wohnt hier für den Sommer die Schwester des Patriarchen nebst einigen anderen Frauen. Bereitwillig öffnete der Igumenos die Kirche, und in der Sakristei eine Kiste, in welcher etwa dreißig Handschriften aufbewahrt wurden. Es waren lauter papierne Handschriften aus neuerer Zeit, und unbedeutenden Inhalts, so daß die Untersuchung derselben bald zu Ende gebracht war.

Ein kurzer Ritt brachte uns dann nach dem Kloster des heiligen Georg, welches auf der südlichsten Bergkuppe der Insel liegt, und eine weite Aussicht auf die Propontis und den Olymp in Bithynien gewährt. Auch in diesem Kloster haust nur ein einziger Mönch: die anderen Bewohner des Klosters sind theils Verbannte theils Irre, die unter Aufsicht des Mönchs hier leben. Dieser war ein geborner Peloponnesier, und stolz darauf, sich zu den freien Griechen rechnen zu dürfen: mit vieler Theilnahme erkundigte er sich nach dem Könige und der

Königin von Griechenland. Auch auf Religion suchte er das Gespräch zu lenken, und verrieth durch seine Aeußerungen Kenntnisse und Freisinnigkeit in einem höheren Grade, als man gewöhnlich bei den griechischen Mönchen findet. In der Kirche lagen gegen fünfzehn unbedeutende Handschriften: der Igumenos aber erzählte, daß auf der Insel Kalolimni, die man vom Kloster aus in SW. beim Vorgebirge Bosburun erblicken konnte, zwei Klöster seien, τῆς Παναγίας und τοῦ Χριστοῦ, von denen das Letztere viele Handschriften und Alterthümer besitze.

Das dritte Kloster der Insel, das Kloster des heiligen Nikolaos, von einem einzigen, rohen und ungebildeten, Mönche und zwei griechischen Familien aus Konstantinopel bewohnt, liegt zwischen den beiden genannten Klöstern am Meeresufer, der Kanincheninsel gegenüber. Ich fand hier nichts als zwei liturgische Handschriften, die aber ziemlich alt und auf Pergament geschrieben waren.

Bei guter Zeit kamen wir wieder in das Dörfchen zurück, wo die Bootleute harrten. Der Igumenos des Christusklosters war von seinem Berge herabgekommen, um mir zum Abschiede noch zwei Flaschen des lieblichen Weines zu verehren, welcher auf dem Klosterberge wächst, und nicht mit Unrecht gerühmt wird. Wir bestiegen unser Kaik, und fuhren hinüber nach dem Dorfe auf der Insel Chalki, wo sich eine türkische Kriegsschule befindet, deren stattliches Gebäude weithin sichtbar ist.

Auf dem Berge oberhalb des Dorfes liegt das Kloster der heiligen Dreieinigkeit, in welchem eben=

falls nur ein einzelner Mönch wohnt, der in dem unansehnlichen und verfallenden Klostergebäude einige Gäste aus der Stadt beherbergt. Ich fand ihn beschäftigt mit der Bereitung seiner Abendmahlzeit, und bat ihn, mir schnell, (— denn das Aeußere des Klosters ließ nicht viele Schätze erwarten, —) die Kirche und Bibliothek zu zeigen. Bereitwillig legte er die häuslichen Geräthe zur Seite, und öffnete die Kirche. Die Kirche zeigte sich schöner und reicher, als zu erwarten stand. In einem Bretterverschlage, dessen Eingang mit allerlei Kisten und Kasten verstellt war, und in welchen kein Lichtstrahl zu bringen vermochte, befand sich, in einer Ecke der Kirche, die Bibliothek. Ein Licht wurde angezündet, und wir krochen hinein; aber ich erstaunte nicht wenig über den unerwarteten Reichthum. Die Bibliothek enthält über hundert Handschriften; sie sind größtentheils aus dem XI. bis XIV. Jahrhundert, auf Pergament, die Mehrzahl kirchlichen Inhalts. Einiges von Homer, Sophokles, Euripides ist aus neuerer Zeit: eine Handschrift des Libanius in 2 Bänden aus dem XIV. Jahrhunderte. Eine Pergamenthandschrift in 8., welche ein Troparion enthält, ist rescribirt; die alte Schrift ist aus dem VIII. Jahrhunderte, und enthält irgend ein theologisches Werk. Juristische Handschriften fanden sich nur zwei an der Zahl.

Mit der untergehenden Sonne verließ ich das Kloster, und kam bei einbrechender Nacht nach dem Kloster der allerheiligsten Mutter Gottes (τῆς Παναγίας). Dieses ist das bedeutendste unter den Klöstern der Inseln, wenn gleich auch hier nur ein einzelner, unwissender Mönch

lebt. Aber die Gebäude sind in gutem Stande, und werden zu einer wohleingerichteten griechischen Schule benutzt. Die Schule wird von mehreren angesehenen Griechen in Konstantinopel unterhalten; sie schicken ihre Söhne hieher, damit sie sich allerlei Kenntnisse und vorzüglich die zum kaufmännischen Stande nöthige Bildung erwerben. Ungefähr sechszig Schüler besuchen die Anstalt, und den Unterricht ertheilen sechs Lehrer. An der Spitze der Schule steht Herr Abraamios aus Käsaria, ein sehr gebildeter Mann, der zwar nicht auf europäischen Schulen studirt, aber sich in Smyrna die Kenntniß neuerer Sprachen erworben und mit der Literatur dieser Sprachen bekannt gemacht hat. Ich war ihm von dem Lehrer der hellenischen Schule in Kurutschesme empfohlen, und wurde sehr freundlich aufgenommen. Der Abend verging unter mancherlei Gesprächen über griechische Verhältnisse und wissenschaftliche Gegenstände. Die Schule auf Chalki unterscheidet sich wesentlich von den hellenischen Schulen der Geistlichen: zwar wird auch auf ihr das Altgriechische gelehrt; aber der Unterricht bezieht sich hauptsächlich auf Geographie, Geschichte, Mathematik und Physik. Sie ist die einzige griechische Unterrichtsanstalt dieser Art im türkischen Reiche: aber so einleuchtend ihr Nutzen und ihre Wichtigkeit ist, so ist ihr Bestehen doch nur höchst unsicher, da sie von der wandelbaren Theilnahme einiger Privatleute abhängt, und von den Verhältnissen nicht grade begünstiget wird. Die allgemeine Bildung, welche die türkischen Griechen für nöthig halten, beschränkt sich auf eine gewisse Kenntniß des Altgriechischen und des griechischen Alterthums

überhaupt. Sobald sie diese erworben haben, gehen sie in das thätige Leben über und streben nach materiellem Erwerb, auf welchen sie im türkischen Reiche beschränkt sind, und durch den sie allein sich für die Zukunft sicher stellen können. Die Kenntnisse, deren sie dazu bedürfen, erwerben sie leicht durch Erfahrung: ausgebreitete Kenntnisse sind ohnehin nicht vonnöthen, da unter der türkischen Herrschaft an einen Aufschwung der Industrie und große Handelsspeculationen, wenigstens von Seiten der Rajas, nicht gedacht werden kann. Unter solchen Verhältnissen kann natürlich eine Schule, die mehr als die gewöhnliche allgemeine Bildung verleihen soll, nur einen unsicheren Bestand haben, da sie lediglich von dem guten Willen und dem Eifer Einzelner abhängt, und nicht auf ein allgemein gefühltes Bedürfniß gegründet ist.

Die Nacht verbrachte ich im Kloster. Am andern Morgen zeigte mir Herr Abraamios die Einrichtungen der Schule, das physikalische Cabinet und die Bibliothek. Diese ist theils aus der alten Klosterbibliothek, theils aus einer neuen Sammlung zusammengesetzt, welche für die Schule angelegt worden ist, und aus französischen, englischen und italienischen Werken besteht. Die alte Klosterbibliothek enthält eine Sammlung von beiläufig 180 Handschriften, die zum Theile aus alter Zeit, aber meist nur theologischen oder liturgischen Inhalts sind: ich habe darunter ein Chronicon Manassis, und acht juristische Handschriften gefunden.

Wir gingen hierauf nach dem Kloster des heiligen Georg, das von Cypressen umgeben gar lieblich

am Abhange eines Berges auf der östlichen Seite der Insel, nicht fern von dem Dorfe, liegt. Es ist sehr ärmlich und auch nur von einem einzigen Mönche bewohnt. Auf meine Frage nach Handschriften wurden mir einige alte Papiere gezeigt: von einer Bibliothek war nicht die Rede.

Im Dörfchen wieder angelangt, bestiegen wir unser Kaik, und fuhren nach Antigoni hinüber. Hier wohnt in einem freundlichen Hause am Ufer Herr Athanasios, der entthronte Patriarch von Konstantinopel und Vorsteher des Klosters auf dem Berg Sinai. Die amerikanischen Missionäre rühmen von ihm, daß er ihre Bemühungen um die Aufklärung der Griechen begünstigt habe; er ist selbst ein aufgeklärter Mann und Gelehrter dazu. Einige seiner Schriften sind im Drucke erschienen; unter Anderen eine Topographie des alten und neuen Konstantinopels, (— wenn ich mich recht erinnere, gedruckt zu Venedig. 1820. 8. —,) aus welcher sich mancherlei Nachträge zu dem classischen Werke von Hammer's entnehmen ließen. Auch in neueren Sprachen ist er bewandert. Als ich ihm meine Aufwartung machte, las er grade in einem französischen Journale, dessen politische Nachrichten und Berichte über die Fortschritte der Civilisation zunächst besprochen wurden. Demnächst erhielt ich über das Kloster der heiligen Katharina auf dem Berge Sinai einige Auskunft: griechische Handschriften seien dort nicht zu finden, sondern nur orientalische. Die Inschriften, die man in den zum Sinai ziehenden Thälern *)

*) Waddy's genannt; der Name ist vielleicht verwandt mit dem griechischen βαθύς, tief.

bemerkt hat, und die, wie man glaubt, von vorüberpilgernden Wallfahrern herrühren sollen, waren dem Expatriarchen zum Theile bekannt: er schrieb sie chaldäischen Christen zu. Ob diese Behauptung ganz richtig sei, kann bezweifelt werden. So weit die jetzigen Untersuchungen reichen, scheint der Berg Sinai schon für die alten Aegyptier ein heiliger Ort gewesen zu sein, wonach das dritte und die folgenden Capitel im zweiten Buch Mosis zu erklären sind. Moses kommt an den „Berg Gottes Horeb", und hier, an dem heiligen Orte, erscheint ihm der Herr, und befiehlt ihm zum Könige von Aegypten zu gehen, und ihm zu sagen: „Der Herr hat uns gerufen. So laß uns nun gehen drei Tagereisen in die Wüste, daß wir opfern dem Herrn, unserm Gott." Pharao aber will die Israeliten nicht ziehen lassen, weil er nicht will, daß sie müßig seien; nicht etwa deswegen schlägt er die Bitte ab, weil ihm eine Wallfahrt nach dem heiligen Orte auffallend und sonderbar erschienen wäre. Auch die Aegyptier pilgerten nach der Wüste: in einem Waddy, nordwestlich vom Sinai, findet sich ein Platz, auf welchem eine Menge von Denksteinen stehen, die mit rohen Hieroglyphen bezeichnet sind, und zum Theile Königsnamen aus der vorpharaonischen Zeit tragen. Durch den Auszug der Israeliten erhielt der Berg Sinai und seine Umgegend für die Juden, und später für die Christen eine neue religiöse Bedeutung. Jüdische, und dann christliche Pilger aus verschiedenen Ländern gruben, am Ziele ihrer Wallfahrt angelangt, ihre Namen in der Sprache und Schrift ihres Landes und ihrer Zeit in die Felsen ein, damit das

Andenken an ihre Frömmigkeit auch auf die Nachwelt käme. So mögen denn unter den Inschriften allerdings auch solche vorkommen, die von chaldäischen Christen herrühren; und die Behauptung des Expatriarchen verdient in dieser Hinsicht um so größere Beachtung, als er mit den chaldäischen Alterthümern vertraut sein soll.

Antigoni hat nur ein kleines Kloster, welches gegen Nordwesten, der Insel Proti gegenüber, am Meere liegt. Bei dem Mönche, der hier einsam lebt, wohnen im Sommer einige griechische Familien aus Konstantinopel zur Miethe. Eine Bibliothek besitzt das Kloster nicht.

Wir fuhren nun um Mittag hinüber nach Proti, wo auf der Höhe ein ärmliches, halb verfallenes, Kloster liegt, von einem Mönche und einigen Griechen aus der Stadt bewohnt. Handschriften, — das wußte ich, — waren hier nicht zu finden: aber die Lage des Klosters war gar anlockend, und wir wollten nicht nach Konstantinopel zurückkehren, bevor wir nicht alle Klöster besucht hätten. Am Ufer trafen wir Fischer, die eben einen reichen Fang gethan hatten; für wenige Piaster erhielten wir allerlei größere und kleinere Fische, die uns dann der gefällige Mönch im Kloster zum Mahle bereitete. Gegen Abend trafen wir wieder zu Galata ein, zwar ohne literarische Beute, aber zufrieden mit dem reichen Genusse, den uns der zweitägige Ausflug gewährt hatte. —

Fünfzehntes Capitel.

Reise nach Trapezunt.

Juli 20 bis 29. 1838.

Nicht das Verlangen nach den rauhen Gebirgen am Pontus, über welche einst Xenophon und seine zehntausend Griechen gezogen waren, oder der Ruf der schönen Prinzessin von Trapezunt, sondern eine dunkle Sage von einer kaiserlichen Bibliothek der Komnenen, die noch in späterer Zeit daselbst vorhanden gewesen sein sollte, zog mich nach Trapezunt, das für literarische Zwecke bis jetzt noch von Niemand besucht worden war. Ehemals war eine Reise von Konstantinopel nach Trapezunt wegen der Stürme und Gefahren des schwarzen Meeres ein Wagstück: seitdem aber Dampfboote zwischen beiden Städten hin- und herfahren, bedarf es keines besonderen Muthes, um sich zur Fahrt zu entschließen.

Am 20. Juli, Mittags um 2 Uhr, verließ ich an Bord des Stambul, Capitän Ford, den Hafen von Konstantinopel. Mehrere Herren und Damen fuhren mit uns nach Bujukdere, wo des Abends beim preußischen Gesandten, Grafen Königsmark, ein glänzendes Fest stattfinden

sollte. Als wir aber aus dem Bosporus an den cyaneischen Felsen vorbei in den Pontus einfuhren, war die Gesellschaft, — 150 Deckpassagiere ausgenommen, — bis auf zwei Personen zusammengeschmolzen, die Gattin des Capitäns, und einen Engländer, der auf einige Wochen zur Schweinsjagd nach Trapezunt ging. Wetter und Wind waren besonders günstig. Wir fuhren der Küste von Kleinasien entlang, Buchten und Vorgebirge von Ferne erspähend. Den 21. Juli Abends um 10 Uhr legte das Dampfboot auf der Rhede von Sinope bei: die Lage und Ausdehnung der Stadt war an einigen flackernden Lichtern zu erkennen. Am anderen Morgen landeten wir in Samsun (ʼς ʼΑμισσόν), einem bedeutenden, aber für europäische Augen unscheinbaren Orte. Auf einer Anhöhe am Meere, nordwestlich von der Stadt, konnte man noch die Grundmauern einer altgriechischen Akropolis entdecken, und zwischen der Stadt und dem vorbeifließenden Flüßchen fand sich ein noch wohl erhaltenes byzantinisches Castell. Von Samsun ging es weiter der Küste entlang. Am Ufer sah man abwechselnd schroffe Felswände, oder weite, bewaldete Thäler, durch welche verschiedene Flüsse ihren Lauf nach dem Meere nehmen; dahinter zeigten sich mächtige Gebirgsrücken, die im Innern des Landes von Osten nach Westen streichen. Als wir Kerasunt gegenüber waren, brach die Nacht ein: und am 23. Juli früh 3 Uhr warfen wir auf der Rhede von Trapezunt die Anker.

Die Lage von Trapezunt, auf einer Fläche zwischen einem Berge und dem Meere, ist reizend; aber ihrer Bauart

nach ist die Stadt nichts weniger als ausgezeichnet. Zwar giebt es noch hie und da einzelne steinerne Häuser aus älterer Zeit: aber die Mehrzahl der Häuser ist niedrig und ärmlich, und die Straßen sind schmutzig und eng. Die Stadt zählt gegenwärtig, wie gut unterrichtete Personen versichern, höchstens 25,000 Einwohner: darunter nur wenige Franken, und gar keine Juden. Ueberhaupt hat das ganze Leben und Treiben in Trapezunt weit mehr einen türkischen Charakter, als dies in Konstantinopel der Fall ist. An Merkwürdigkeiten aus alter Zeit besitzt die Stadt nur noch ein verstümmeltes altgriechisches Basrelief, welches außen an einer griechischen Capelle eingemauert ist, und hohe Festungsmauern, die zum größten Theile von den trapezuntinischen Kaisern aufgeführt, zum Theil aber älter sind. An diesen Mauern finden sich vielerlei Wapen und Inschriften: einige in Stein gehauen, andere auf Metallplatten eingegraben, noch andere in ellenhohen Buchstaben aus Backsteinen zusammengesetzt, die in die Mauer eingefügt sind. Die eine dieser Inschriften nennt den Groß-Komnenen Alexius als Erbauer der Festungsmauer, die andere das Jahr 6832 von Erschaffung der Welt d. h. das Jahr 1324 n. Chr. als Jahr der Gründung der Mauer. Ueber dem Thore, durch welches man aus der Stadt in die Festung geht, ist auf einer Metalltafel in ziemlicher Höhe die bekannte justinianeische Inschrift eingemauert, die jedoch noch von keinem älteren Reisenden richtig copirt worden ist. Sie besteht aus elf Zeilen: in der letzten Zeile war das „INΔ“ wegen Spinnengeweben nicht deutlich zu erkennen. Sie lautet:

ΕΝΟΝΟΜΑΤΙΤΟΥΔΕCΠΟΤΟΥΗΜΩΝΙΗCΟΥ |
ΧΡΙCΤΟΥΤΟΥΘΕΟΥΗΜΩΝΑΥΤΟΚΡΑΤΩΡ |
ΚΑΙCΑΡΦΛ·ΙΟΥCΤΙΝΙΑΝΟCΑΛΑΜΑΝΙΚΟ |
ΓΟΘΙΚΟCΦΡΑΝΓΙΚΟCΓΕΡΜΑΝΙΚΟCΑΝ |
5. ΤΙΚΟCΑΛΑΝΙΚΟCΟΥΑΝΔΑΛΙΚΟCΑΦΡΙΚΟC |
ΕΥCΕΒΗCΕΥΤΥΧΗCΕΝΔΟΞΟCΝΙΚΗΤΗC |
ΤΡΟΠΕΟΥΧΟCΑΕΙCΕΒΑCΤΟCΑΥΓΟΥCΤΟC |
ΑΝΕΝΕΩCΕΝΦΙΛΟΤΙΜΙΑΤΑΔΗΜΟCΙΑ |
ΚΤΙCΜΑΤΑΤΗCΠΟΛΕΩCCΠΟΥΔΗΚΑΙ |
10. ΕΠΙΜΕΛΙΑΟΥΡΑΝΙΟΥΤΟΥΘΕΟΦΙΛΕCΤ |
ΕΠΙCΚΟΠΟΥ ΙΝΔ Γ ΕΤΟΥC ΥΠΓ. ~ |

Merkwürdig ist in dieser Inschrift besonders die angewendete Zeitrechnung. Sie erwähnt die dritte Indiktion und das Jahr 483 in der Regierung Justinians. Justinian aber regierte nach Christi Geburt vom Jahre 527—565, und unter diesen Jahren trifft die dritte Indiktion nur auf die Jahre 541 oder 556. Soll nun das eine oder das andere Jahr mit dem Jahre 483 der trapezuntinischen Zeitrechnung zusammentreffen, so muß diese entweder im J. 58 oder 73 n. Chr. anfangen. Daß übrigens, was die Zahl der Indiktion und des Jahrs betrifft, ein Irrthum in jener Inschrift nicht vorliege, beweist eine andere trapezuntinische Inschrift, in einem Kloster oberhalb der Stadt, welche also lautet: ΑΥΤΟΚΡΑΤΩΡ ΚΑΙΣΑΡ ΦΛ· ΙΟΥΣΤΙΝΙΑΝΟΣ ΕΥΣΕΒΗΣ ΝΙΚΗΤΗΣ ΤΡΟΠΑΙΟΥΧΟΣ ΜΕΓΙΣΤΟΣ ΑΕΙΣΕΒΑΣΤΟΣ ΑΥΓΟΥΣΤΟΣ ΠΑΡΕΣΧΕΤΟ ΙΝΔ Α ΕΤΟΥΣ ΥΠ. — Außer den erwähnten Antiquitäten finden sich noch die Ruinen einer byzantinischen Kirche, deren Räume zur Zeit in eine Färberei verwandelt worden sind; in der Mauer am Eingang sind einige zerbrochene Inschriften

eingefügt. Von dem Palaste der Komnenen ist nichts mehr erhalten: die Griechen von Trapezunt wollen wissen, daß er außerhalb der Stadt am Abhang des Berges gestanden habe.

Der Metropolit von Trapezunt empfing mich in seiner ärmlichen Wohnung auf eine sehr zuvorkommende Weise, und gab, so weit es ihm möglich war, über Alles die erbetene Auskunft. Vorkommenden Falles gebraucht er als Quelle des geistlichen Rechts das Steuerbuch der griechischen Kirche (Πηδάλιον), als Quelle des bürgerlichen Rechts aber das Civilgesetzbuch für die Moldau (den Κῶδιξ πολιτικὸς τῆς Μολδαβίας. — Jassi. 1816. fol. —). Er unterhält eine griechische Schule in Trapezunt, an welcher ein eigends von ihm besoldeter Didaskalos Unterricht ertheilt. Diese Schule hat eine kleine Bibliothek, die mit der Metropolitanbibliothek eine und dieselbe und in der Metropole aufgestellt ist. Sie soll ehemals bedeutender gewesen sein, aber durch wiederholte Feuersbrünste gelitten haben. Gegenwärtig zählt sie nur wenige Bücher und Handschriften: darunter sechs juristische HSS., einen unvollständigen Dioscorides auf Papier in Quart, und eine halbverbrannte Pergamenthandschrift aus dem 11ten Jahrhundert, welche Stücke von der Kirchengeschichte des Eusebius enthält.

Von bedeutenderen Klöstern finden sich drei in der Umgegend von Trapezunt, das Kloster Sumela, das des heiligen Georgios und das des heiligen Joannis. Das Letztere ist das kleinste und jüngste: es wird von nur wenigen Mönchen bewohnt, und soll keinerlei Bibliothek

besitzen. Dagegen sollten in den beiden anderen genannten Klöstern Sammlungen von Büchern und Handschriften vorhanden sein, und ich traf daher gleich am Tage meiner Ankunft in Trapezunt die nöthigen Vorkehrungen, um jene Klöster zu besuchen. Da ich ganz allein nach Trapezunt gekommen war, erlaubte der Metropolit dem Didaskalos, mich als Führer und Dollmetscher nach den Klöstern zu begleiten. Mit dem Didaskalos konnte ich mich leicht im Gespräche benehmen: die gewöhnliche Sprache der trapezuntinischen Griechen aber wich theils in den Worten und Redensarten, theils in der Aussprache so sehr von dem Dialekte ab, der von den europäischen Griechen gesprochen wird, daß ich nur selten und schwer die Leute verstand. Die Trapezuntiner haben in ihrer Sprache noch manche altgriechische Wörter bewahrt, aber auch fremde Wörter in dieselbe aufgenommen: ihre Aussprache zeichnet sich dadurch aus, daß sie die Diphthongen als wirkliche Doppelvocale aussprechen, z. B. ει, als ob es εϊ, und οι, als ob es οϊ geschrieben wäre (διαλύουσι τὰς διφθόγγους).

Um 2 Uhr nach Mittag (Juli 23.) setzten wir uns zu Pferde. Der Weg nach den Klöstern folgt erst mehrere Stunden weit der Straße, die nach Erzerum führt. Wie man aus den Häusern der Vorstadt Trapezunts heraustritt, geht es steil einen Berg hinauf; man genießt hier einer weiten Aussicht über das ganze Küstenland. Von der Höhe steigt man wieder herab in das Thal eines Flusses, der sich östlich von Trapezunt in das Meer ergießt. Beim Herabsteigen übersieht man das herrliche Thal in

einer Ausdehnung von mehreren Stunden: es ist zu beiden Seiten von hohen Bergen begrenzt, und im Süden stößt es auf einen mächtigen Gebirgsrücken, wo ich im Juli noch Schnee sah. Am Abhange des Bergs tröpfelt eine Quelle aus dem Felsen hervor, deren Wasser in Trögen gesammelt wird, die künstlich in die Felswand gehauen sind: die Quelle wird der Drachenbrunnen (Δρακοντοπηγάδι) genannt, weil einst an dieser Stelle der Komnene Alexius eine Schlange erlegt haben soll. Ein Trunk von dem köstlichen Wasser war bei der Schwüle des Tags ein großes Labsal. Ich hatte noch nie in diesen Ländern eine so drückende Hitze erlebt: und doch zeigten sich ringsum, im Thale und auf den Bergen, Pflanzen und Büsche im frischesten Grün. Die häufigen, kalten Nebel, die aus dem schwarzen Meere emporsteigen, und in den Thälern oder auf den Bergen niederschlagen, und die feuchten, kühlenden Winde, die von Norden über das Meer in's Land dringen, lassen in diesen Gegenden den ganzen Sommer hindurch die Vegetation gedeihen, während in Griechenland Alles vertrocknet und verbrennt.

Wir kamen nun weiter den Berg herab an einigen Häusern vorbei zu dem Bette eines über dem Flußthale gelegenen Sees, dessen Wasser durch einen Canal abgeleitet worden sind. Die vorhandenen Wasserbauten sind alle von türkischer Arbeit: mein Didaskalos aber erzählte, daß der See schon von Xenophon und seinen zehntausend Griechen den Trapezuntinern zu Gefallen trocken gelegt worden sei. Jetzt stiegen wir ganz in das Thal herab, und folgten dann dem Laufe des Flusses. Das Thal ist

höchst romantisch; der reißende Bergstrom, die hohen Berge mit ihren Felswänden und herrlichen Wäldern, die frischen, grünen Matten, die bis zu den Gipfeln der Berge hinaufreichen, dazwischen kleine Felder, die der Landmann mit Mühe urbar gemacht und mit türkischem Korne bebaut hat, endlich türkische Chonaks, eine Art Lehnsburgen, wie unsere Ritterburgen auf einzelnen hervorragenden Bergrücken erbaut, — das Alles erinnerte mächtig an die Thäler der Alpen. Wir stießen auf viele kleinere oder größere Züge von Lastthieren: Alles muß hier auf Pferden oder Maulthieren fortgeschafft werden, und da der Handel in das Innere und bis nach Persien auf dieser Straße zieht, so ist es lebhaft genug. Wenn uns Frauen begegneten, türkische oder griechische, so wickelten sie sich fester in das große blaue Tuch, das sie über dem Kopfe zu tragen pflegen, und blieben den Rücken uns zuwendend stehen, bis wir vorüber waren; wie der Didaskalos erläuterte, sollte das eine Art von Ehrfurchtsbezeugung sein. Gegen Abend kamen wir an den Zusammenfluß zweier kleineren Flüsse, die den Fluß bildeten, dem wir bisher gefolgt waren. Wir schlugen das Thal rechts ein, und setzten unseren Weg in der Dämmerung und dann in der Dunkelheit fort. Wir kamen an einem Felsen vorüber, der vereinzelt mitten im Thale liegt, und eine Capelle auf seinem Rücken trägt; der Didaskalos nannte Belisarius als Gründer derselben. Um halb 9 Uhr machten wir Halt in einem türkischen Caffeehause beim Tschebislik Karadia. Das Dörfchen, das einen Aga oder Woiwoden hat, besteht aus mehreren zerstreut umherliegenden

Höfen; die Dörfer in dieser Gegend sind alle in dieser Weise gebaut, während in Griechenland und Macedonien gewöhnlich die Häuser eines Dorfs nahe bei einander, und die Wiesen und Felder außerhalb liegen.

Den anderen Morgen um 4 Uhr ritten wir weiter. Das Thal wurde immer enger und wilder, hie und da strömten Bäche aus Seitenthälern dem Hauptflüßchen zu. Um 8 Uhr befanden wir uns am Fuße einer Felswand, die sich steil aus dem Thale emporhebt: sie lehnt sich an ein hohes Gebirge an, in dessen Schluchten noch Schnee lag. Auf der Südseite liegt hoch oben in einer Vertiefung der Felswand das Kloster der heiligen Mutter Gottes, mit dem Beinamen Sumela (Σουμελᾶ). Mühsam kletterten wir einen steilen Bergpfad hinan, und gelangten dann über einen tiefen Abgrund auf einem hölzernen Stege an die verschlossene Pforte des Klosters. Nachdem erst der Pförtner die Erlaubniß zum Einlaß eingeholt hatte, wurde die enge Thüre geöffnet, und unter Glockengeläute empfing uns der Igumenos im Hofe des Klosters. Das Kloster ist finster und ärmlich im Vergleiche mit den stattlichen Klöstern auf dem Berg Athos. Es zählt gegen 20 Mönche; seine Einnahmen bestehen hauptsächlich in den Geschenken der Pilger, welche in großer Anzahl nach dem Kloster wallfahren, um das Bild der Mutter Gottes, von des Apostels Lukas eigener Hand gemalt, zu verehren und anzubeten. Die beiden Hauptpersonen im Kloster sind ein vom Patriarchen hieher verbannter Bischof, der die besseren Zimmer des Klosters

bewohnt, und von den Mönchen mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt wird, — und ein geisteskranker Mönch, den man im Kloster für einen Begeisterten hält. Auf ihre Fürsprache ward mir die Bibliothek zu sehen erlaubt: der Igumenos hatte zuvor, trotz eines Empfehlungsschreibens von Seiten des Patriarchen, allerlei Schwierigkeiten erhoben. Auf einer Leiter stiegen wir zu einer Kammer hinauf, in welcher die Handschriften und Bücher verwahrt wurden: meine Erwartungen aber wurden bitter getäuscht. In der Kammer lagen oder standen einige wenige gedruckte Bücher und etwa zehn, ganz neue und unbedeutende, Handschriften umher: das einzige Werthvolle war die Sammlung der byzantinischen Geschichtschreiber, — der Βυζαντίδες, wie man sie hier zu nennen pflegt, — in der schönen Pariser Ausgabe. Das Kloster und seine Bibliothek soll im Laufe des 18ten Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst gelitten haben: vielleicht daß vor dieser Zeit die Bibliothek in besserem Zustande war.

Mittags um 1 Uhr stiegen wir vom Kloster wieder hinab in das Thal, und schlugen den Weg nach dem Kloster des heiligen Georg ein, welches in einer Entfernung von acht Stunden östlich von Sumela in den Gebirgen liegt. Wir mußten zuerst einen hohen Bergrücken erklimmen, von dessen Gipfel, nach der Erzählung meines Didaskalos, die Griechen des Xenophon einst „Θάλαττα“ gerufen haben sollen. Mir war leider der Anblick des Meeres durch einen feuchten und undurchdringlichen Nebel entzogen worden, der plötzlich Berge und Thäler über-

zogen hatte. Wir konnten kaum einige Schritte weit sehen, und mußten ohne eigentlichen Weg oder Steg einige Stunden lang in der Wildniß umherirren. Endlich des Abends um 7 Uhr kamen wir in ein Thal herab, wo wir mit Mühe unter den zerstreuten Gehöften das Haus eines Griechen ausfindig machten, der dem Didaskalos befreundet, uns willig für die Nacht beherbergte.

Früh um 5 Uhr brachen wir wieder auf: der undurchdringliche Nebel begann sich in Regen aufzulösen. Auf schlechten Pfaden, Berg auf Berg ab, über grüne Matten und durch hochstämmige Wälder, kamen wir um 8 Uhr nach dem Kloster des heiligen Georg, mit dem Zunamen ὁ Περιστερᾶς. Es ist auf einem schroffen Felsen am Abhang eines Berges erbaut: seinen Zunamen hat es von einem Mönche, der der erste Ansiedler auf diesem Felsen war, und den seine Taubenliebhaberei in der Umgegend bekannt machte. Die Mönche, deren das Kloster nur zwölf zählt, waren freundlicher, als in Sumela; ohne Anstand öffnete man die Bibliothek, und was aus derselben von den einzelnen Mönchen in ihre Stuben genommen worden war, wurde bereitwillig herbeigetragen. Die Bibliothek ist reicher, als die von Sumela: aber unter den Handschriften ist keine besonders alt oder wichtig.

Um Mittag endlich verließen wir das Kloster und traten den Rückweg nach Trapezunt an. Drei Stunden lang ging es steil bergab: bei dem anhaltenden Regen waren die Pfade höchst schlüpfrig geworden, und die Pferde glitten beständig aus. Nachher gelangten wir wieder auf

den Weg, auf dem wir zwei Tage zuvor von Trapezunt ausgegangen waren, und durchnäßt und erschöpft kamen wir Abends um 6 Uhr an.

Tags darauf (Donnerstag den 26. Juli) fuhr ich um 2 Uhr Mittags mit dem Stambul ab. Vom Winde begünstigt trafen wir schon des anderen Tages um 4 Uhr Abends in Sinope ein. Da stiegen drohende Windwolken am südlichen Horizonte empor, und kamen mit Blitzesschnelle herangezogen. Aber der Capitän fürchtete nicht die herannahende Gefahr, und freute sich eher, eine Gelegenheit zu finden, um die Tüchtigkeit und Kraft des Schiffs zu erproben. So fuhren wir denn dem Sturme entgegen: — und der Sturm wurde schrecklich! Der Wind pfiff und sauste grauenvoll: die Wellen schlugen von allen Seiten mit wilder Kraft an das Schiff, und warfen es wie einen Federball herüber und hinüber. Es waren nicht regelmäßige, hochgehende Fluthen, vom Winde aufgewühlt, sondern Brandungen, wie sie beim Begegnen heftiger Strömungen im Meere entstehen, aber nur ungleich wilder und heftiger. Das Dampfboot, das sich übrigens als ein vorzügliches Schiff erwies, hatte einige Havereien zu erleiden; mehrere Planken wurden zertrümmert, die Ruderschaufeln und das Steuer stark beschädigt. Der Sturm dauerte zwei volle Tage: er hatte sein Wüthen bis nach Konstantinopel erstreckt. Im Bosporus waren mehrere Boote untergegangen, und 129 Personen sollten das Leben verloren haben. Das Dampfboot Metternich, welches nach Trapezunt auf dem Wege war, hatte umkehren müssen. Wir stießen zu verschiedenen Malen auf die Trümmer

gescheiterter Schiffe: eine türkische Brigg, mit Brettern befrachtet, war von der Gewalt der Wogen auf offener See in der Mitte aus einander gerissen worden, und das Meer war in einem Umkreise von zwei Meilen mit Balken und Brettern bedeckt. Statt Samstag Abend trafen wir erst am Montag im Hafen von Konstantinopel ein!

Sechszehntes Capitel.

Von Konstantinopel nach Wien.

Aug. 13. bis Sept. 13. 1838.

Am 13. August bestieg ich um Mittag das Dampfboot Ferdinand I., Capitän Everson, welches der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft gehört, und den Dienst zwischen Konstantinopel und Gallacz versieht. Ich schied von der Hauptstadt des türkischen Reichs und den Gestaden des Bosporus in einer mehr freudigen als wehmüthigen Stimmung. Um als Erholungs- oder Vergnügungsreise gelten zu können, ist eine Reise in der Türkei mit allzuviel Schwierigkeiten und Beschwerden verbunden, die nur das Streben nach der Erreichung eines bestimmten Zweckes dem Reisenden erträglich zu machen vermag; sobald dieser Zweck erreicht ist, tritt eine völlige Abspannung ein, auf welche eine unüberwindliche Sehnsucht nach dem civilisirten Europa folgt.

Die Reisegesellschaft bestand aus neun Personen: größtentheils Männern, die auch von einer Reise in den Orient zurückkehrten, und mit denen ich schon früher wiederholt an verschiedenen Orten zusammengetroffen war.

Die Reisenden in der Levante, so verschieden auch sonst ihre Wege sein mögen, pflegen doch regelmäßig einander an Hauptorten oder auf Dampfbooten zu begegnen, so daß, wer nur einige Zeit in diesen Gegenden verweilt, bald überall auf Bekannte stößt.

Den 14. August legte das Dampfschiff vor Mittag bei Warna an. Warna ist theils durch die blutige Niederlage, welche hier einst die christlichen Waffen im J. 1444 erlitten, theils durch die Eroberung von Seiten der Russen im letzten Feldzuge berühmt geworden. Es liegt im Norden einer Bucht, die den Schiffen sichere Zuflucht bietet. Die Festungswerke bestehen gegenwärtig aus einem Walle und Graben, die rings um die Stadt gezogen sind: dem Meere entlang ist nur eine einfache Schutzmauer erbaut. Capitän Everson meinte, mit zwei oder drei englischen Linienschiffen würde es ein Leichtes sein, eine solche Festung von der Seeseite her in Schutt und Trümmer zu verwandeln. Auch von der Landseite ist der Angriff leicht, da die Festung von einer Anhöhe im Norden vollkommen beherrscht wird. Wenn es dennoch den Russen im letzten Feldzuge so schwer fiel, die Festung einzunehmen, so lag der Grund allein in der Schwierigkeit, die nöthigen Truppen und das Belagerungsgeschütz an Ort und Stelle zu bringen.

Am 15. August waren wir früh bei Tagesanbruch an der Sulinehmündung der Donau, welche durch den letzten Frieden in die Gewalt der Russen gekommen ist. Der an sich unbedeutende Landstrich, den die Türken den Russen abzutreten genöthigt wurden, hat die Russen

zu Beherrschern des Handels auf der unteren Donau gemacht. Die Donau nemlich theilt sich unterhalb Gallacz in drei Hauptarme, deren nördlichster an Ismail und Kilia vorüber durch die Kiliamündung, der mittlere durch die Sulinehmündung, der südlichste durch die S. Georgsmündung nach dem Meere fließt. Der nördliche und der südliche Arm können nur von kleinen Booten befahren werden, da sich am Ausflusse in das Meer Untiefen befinden, die jedem größeren Schiffe den Eingang unmöglich machen; und nur an der Sulinehmündung finden die Kauffahrer eine hinreichende Tiefe des Wassers zur Einfahrt. Wer also diese Mündung beherrscht, gebietet zugleich über den Handel zwischen der unteren Donau und dem schwarzen Meere. Man hat die Bedeutung dieser russischen Eroberung Anfangs völlig verkannt, und die dabei betheiligten Staaten sind erst spät darauf aufmerksam geworden. Rußland hat an der Sulinehmündung eine militärische Stellung eingenommen: Häuser und Magazine sind errichtet und eine Zollstätte angelegt worden: eine hinreichende Anzahl von Kanonenbooten beschützen die neue Niederlassung. Man spricht sogar von Gründung einer Stadt und eines Forts: ein Unternehmen jedoch, welches auf dem morastigen Boden des Donaudelta's bei den regelmäßig wiederkehrenden Ueberschwemmungen und bei dem ungesunden Klima auf große Hindernisse stoßen wird. Um für die Zukunft den Handel auf der unteren Donau dem russischen Einflusse zu entziehen, hat man die Anlegung eines Canals oder einer Eisenbahn zwischen Rassowa und Kostendsche in Vorschlag gebracht, wodurch

das russische Gebiet umgangen werden würde. Kostendsche, ein kleiner Hafen am schwarzen Meere, liegt in der Mitte zwischen Warna und Sulineh; Rassowa liegt in derselben Breite an der Donau, 15 bis 20 Stunden in grader Richtung von Kostendsche entfernt. Die Donau, die bis Rassowa nach Osten fließt, wendet sich hier plötzlich nach Norden und schlägt erst hinter Gallacz wieder die Richtung nach Osten ein. Ehemals scheint wenigstens ein Arm der Donau von Rassowa aus in grader Linie nach Osten geflossen zu sein, der dann bei Kostendsche in's Meer fiel: das alte Bette ist noch an einer Reihe von fortlaufenden Vertiefungen zu erkennen. Später soll der Kaiser Trajan einen Canal in dieser Richtung geführt haben, wenn nicht diese Sage auf einer Verwechslung mit der langen trajanischen Mauer beruht. Könnte man nun durch Herstellung eines Canals oder durch Anlegung einer Eisenbahn von Rassowa aus die untere Donau mit dem Hafen von Kostendsche verbinden, so würde man die russischen Linien umgehen, und dabei noch den großen Vortheil erlangen, dem Handel einen um das Sechsfache kürzeren Weg zu eröffnen.

Ohne aufgehalten zu werden, fuhren wir, an den russischen Kanonen vorbei, in die Sulinehmündung ein. Ringsum ist plattes, morastiges Land, mit hohem Schilfe bewachsen; der Strom windet sich in unendlichen Krümmungen langsam hindurch. Auf allen Seiten sieht man die Masten und Segel zu Berg oder zu Thal fahrender Seeschiffe über dem Schilfe hervorragen. Russische Kanonenboote fahren auf dem Strome hin und her: auf

dem linken Ufer stehen in Zwischenräumen russische Schildwachen, die den Sanitätscordon bilden. Sumpfvögel, Reiher und Pelikane schwimmen in großen Zügen auf dem Flusse, und fliehen beim Nahen des Bootes; nur selten erreicht sie die nachgeschickte Kugel. Der Strom ist oft an siebenzig Fuß tief, und hat oberhalb der Stelle, wo er sich in mehrere Arme vertheilt, eine Breite, die der der Dardanellen beinahe gleich kommt. Wir kamen an der türkischen Stadt Tuldscha vorüber, sahen die russische Stadt und Festung Ismail zu unserer Rechten liegen, und langten gegen Abend in dem moldauischen Gallacz an. Die Nacht und den folgenden Morgen blieben wir unthätig liegen: gegen Abend fuhren wir die kurze Strecke nach dem walachischen Braila, wo wir den Ferdinand I. mit dem Dampfschiffe Pannonia, das erst am andern Morgen eintraf, vertauschen sollten.

Gallacz und Braila sind zwei kleine Städte, die im letzten Kriege viel gelitten haben, jetzt aber allmählig wieder sich heben, und durch den zunehmenden Handel immer bedeutender werden. Wir konnten sie nicht besuchen, weil wir, aus dem verpesteten Konstantinopel kommend, der neu eingerichteten Quarantäne unterworfen waren. Vom Schiffe aus konnten wir nur einige Häuser und einzelne Abtheilungen des moldauischen und walachischen Militärs erblicken, das ganz auf russischem Fuße eingerichtet ist. Der lange, unnütze Aufenthalt in Gallacz und Braila ist den Reisenden überaus unangenehm und lästig. Schnacken sind hier in solcher Menge vorhanden, daß an eine Nachtruhe nicht zu denken ist. Sie stechen durch die

Kleider hindurch, und selbst Netze vom feinsten Musselin, in die man sich hüllt, vermögen nicht hinlänglichen Schutz zu gewähren; man muß, um nicht gepeinigt zu werden, in den Mantel gehüllt und rauchend die ganze Nacht auf dem Verdecke umhergehen. Dazu kommt noch, daß die Abend- und Nachtluft auf der Donau von dem schädlichsten Einflusse ist; nach der ersten Nacht, die wir auf der Donau zugebracht hatten, befiel uns Alle ein Unwohlsein, das erst nach einigen Tagen vorüberging.

Endlich fuhren wir von Braila ab. Tags zuvor hatten wir mit mehreren Engländern, die mit dem Dampfboote Pannonia die Donau herabgekommen waren, die Plätze getauscht, und Sonnabend den 18. August traten wir auf dem neuen Schiffe, das uns bis Orsowa bringen sollte, die Weiterreise an. Die Pannonia ist ein artiges Boot; aber die Dampfmaschine ist schwach und treibt das Schiff nur langsam vorwärts. Diese Langsamkeit ist dem Reisenden um so unangenehmer, je uninteressanter die Fahrt ist. Die Donau selbst zwar strömt auch hier in majestätischer Breite zwischen grünen Inseln dahin: aber die Ufer sind gar flach, und nur auf der türkischen Seite etwas erhöht. Auf dem walachischen Ufer wird die einförmige Ebene nur hie und da durch Dörfer oder durch vereinzelt stehende Erdhügel unterbrochen. Diese Erdhügel, die den alten Grabhügeln im Aeußeren ähnlich sind, sollen während der Kriege in diesen Ländern von den Türken gemacht worden sein, welche, sobald sie ein Lager beziehen, die Erde zu einem künstlichen Hügel aufzuwerfen pflegen, um die Fahne darauf zu pflanzen.

Am 19. August kamen wir in der Frühe nach Silistria. Die Lage der Stadt ist sehr fest, die Festungswerke aber und die Vertheidigungsmittel nur unbedeutend. In der Stadt, einer Masse ärmlicher Hütten, fiel uns eine in großem Style begonnene griechische Kirche auf. Die Russen haben den Bau während der kurzen Zeit ihres Besitzes der Stadt angefangen, und der Kaiser soll zur Fortsetzung desselben die nöthigen Summen angewiesen haben.

Des anderen Morgens kamen wir an Rutschuk vorbei, und später nach dem freundlichen Sistowa, einer nicht unbedeutenden Handelsstadt, deren Aeußeres schon für die Wohlhabenheit der Einwohner spricht. Auf einem Hügel hart an der Donau sind die Ruinen eines Castells, wo man einer weiten Aussicht genießt. Auf der Höhe steht eine einsame Kanone, auf die Stadt gerichtet; in eine Mauer des Castells ist ein Bruchstück einer alten Inschrift eingemauert, von der noch Folgendes, in der dritten Zeile aber nicht ganz sicher, zu erkennen war:

. . ALERIV
M. F. FAB. MER
C. ATIIVSIVS

Wahrscheinlich war hier eine römische Niederlassung, vielleicht die „neue“ Colonie (Novae).

Den 21. August waren wir früh bei Nikopolis, und Mittwoch den 22. um Mittag in Widdin, einer volkreichen und großen Stadt, und einer der bedeutendsten Festungen des türkischen Reichs. Sie ist fast unbezwinglich, theils wegen ihrer Lage in einer flachen Ebene, theils

wegen ihrer drohenden Werke, die auf der einen Seite von der Donau, auf den andern durch Sümpfe und Graben geschützt werden. Alles ist in gutem Stande, und gegenwärtig werden noch neue Batterien angelegt. Commandant ist der berühmte Hussein Pascha, den man seiner Zeit aus sieben und mehr Gründen für den wiederauferstandenen Napoleon hielt, und der nach seiner Niederlage im russisch-türkischen Kriege in ein ehrenvolles Exil auf diesen Posten geschickt wurde. Wir hatten Gelegenheit, ihn in einem Hause in der Nähe des Hafens zu sehen und zu sprechen; er erkundigte sich viel nach dem Stande der Dinge in Konstantinopel. Ein Krieg, der seiner Verbannung vielleicht ein Ende machte, schien das Ziel seiner Wünsche zu sein. — In der Stadt selbst war nicht viel zu sehen: der Leibarzt des Pascha, ein Franzose von Geburt, machte uns auf einen römischen Sarkophag aufmerksam, und erzählte mancherlei von Antiquitäten in der Umgegend, auf dem türkischen sowohl, als auf dem walachischen Ufer. Am Thore, das in die Citadelle führt, saß ein türkischer Schreiber, der auch einige Bücher feil bot: wir handelten lange um eine abgenutzte Handschrift des Korans, während sich mehrere Türken um uns versammelten, und dem Ankaufe des heiligen Buchs von Seiten eines Ungläubigen sich widersetzen zu wollen Mine machten. Wir mußten froh sein, als wir zuletzt diesen Gläubigen mit dem Koran noch glücklich entkamen.

Beim Anbruch des folgenden Tags sahen wir uns den Bergen näher gerückt, — den Karpathen im Norden, den serbischen Gebirgen im Süden, — durch welche das Bette

der Donau mehr und mehr eingeengt wird. Wir kamen an dem Orte vorbei, wo noch die Ueberreste einer alten, von Trajan erbauten, Brücke, die auf steinernen Pfeilern ruhte, und der sie beschützenden Castelle zu sehen sind. Um Mittag langten wir bei dem serbischen Dorfe Gladowa an. Hier wurden die Waaren von der Pannonia auf ein leichtes, plattes Boot gebracht, auf welchem auch wir des anderen Tags die Fahrt durch das berüchtigte eiserne Thor nach Orsowa antreten mußten. Von einer serbischen Sanitätswache begleitet, gingen wir einen großen Theil des Weges zu Fuße am Ufer entlang, während das Boot von einigen und zwanzig Ochsen durch die reißende Strömung hindurch gezogen wurde. Ein Felsenriff läuft hier quer durch das ganze Bette der Donau, und ist die Ursache der Untiefe und des Falles, welche den Schrecken der Schiffer bilden. Ein Canal zur Umgehung der gefährlichen Stelle würde auf dem serbischen Ufer wohl auszuführen sein, wenn nicht die österreichisch-serbischen Sanitätsanstalten einem solchen Unternehmen zur Zeit noch unübersteigliche Hindernisse in den Weg legten. Vielleicht gelingt es dereinst noch, mit leichten, eisernen Dampfbooten das eiserne Thor zu passiren, wodurch das Umladen der Waaren erspart und die Donaureise viel kürzer und bequemer werden würde. Jenseits dem eisernen Thore kamen wir an der türkischen Grenzfestung Neu-Orsowa vorüber, welche auf einer Insel mitten im Strome liegt, und landeten um Mittag an der Skella *) bei dem

*) Soviel als Scala, Treppe, d. h. Landungsplatz für die Inficirten.

österreichischen Grenzstädtchen Orsowa. Wir wurden sofort von Lazaretdienern in Empfang genommen, und mit unserem Gepäcke nach der Quarantäne von Schupaneh gebracht, welche in einiger Entfernung von der Donau mitten in einem lieblichen Thale liegt.

Die Anstalt besteht aus mehreren von Mauern und Gebäuden eingeschlossenen Höfen: diese Gebäude enthalten theils Wohnungen für die Beamten, theils Magazine für die zu reinigenden Waaren und Quartiere für die Reisenden; jedes Quartier besteht aus zwei Zimmern zu ebener Erde, einer Küche, einem Speicher, und einem Hofe mit einem Ziehbrunnen. Wir wurden je drei oder vier in diese Quartiere vertheilt, und jedem Quartiere wurde für die Zeit unseres Aufenthalts ein Diener zugewiesen. Früh machte der Arzt die Runde: um Mittag vereinigten wir uns zu einem gemeinsamen Mahle in dem geräumigsten Quartiere, und blieben dann gewöhnlich bis Abends im Hofe beisammen. Ein von Mauern umschlossener Gang, der um das Viereck, in welchem die Fremdenquartiere befindlich sind, herumläuft, diente uns zuweilen unter dem Geleite unserer Diener zum Spaziergange. Abends um 7 Uhr wurden wir wieder in unsere Quartiere eingeschlossen. In dieser einförmigen Weise verflossen allmählig die zehn Tage, auf welche die Dauer der zu haltenden Quarantäne bestimmt war. Wir hatten nur über den Mangel an Freiheit zu klagen; mit den Einrichtungen der Anstalt und der Behandlung von Seiten der Lazaretbeamten hatten wir keine Veranlassung unzufrieden zu sein, und nur die

Bewirthung von Seiten des Speisewirths ließ noch Vieles zu wünschen übrig.

Am 3. September endlich gelangten wir wieder in's Freie, und eilten nach Orsowa, nachdem wir noch einige Zeit durch die Visitation und Verzollung unseres Gepäckes aufgehalten worden waren. Einige von den Reisegefährten machten noch an demselben Tage einen Ausflug nach den benachbarten, reizend gelegenen Bädern von Mehadiah, wo sich noch mancherlei Ueberreste des römischen Alterthums finden: die Uebrigen aber verbrachten den Tag in Orsowa und seinen Umgebungen.

Oberhalb Orsowa drängen die Berge den gewaltigen Strom in ein enges Bette ein, welches an manchen Orten von Felsenriffen durchzogen ist, und überall Strudel und Untiefen hat. Von Drenkowa stromabwärts werden die Reisenden gewöhnlich auf leichten Booten geführt: aufwärts aber legt man den Weg besser und in kürzerer Zeit zu Lande zurück. Um die Landfahrt zu erleichtern, ist eine schöne Straße auf dem linken Ufer der Donau angelegt worden, die oft ganz in den Felsen gesprengt werden mußte. Auf dieser Straße traten wir den 4. Sept. in leichten Karren die Fahrt nach Drenkowa an.

Gegenüber am serbischen Ufer sieht man die unbedeutenden Spuren einer römischen Heerstraße, welche von Trajan angelegt worden war; die Inschrift, die ihn als Erbauer nennt, steht noch tief in den ewigen Felsen gegraben, während das große Werk selbst nur noch an wenigen Spuren erkennbar ist. Nach diesen zu urtheilen, war die trajanische Heerstraße dem schroffen Donauufer

entlang von sonderbarer Construction. In einer gewissen Höhe über dem Strome sind tiefe Löcher in den Felsen gehauen; in diese Löcher waren Balken eingefugt, die den Weg in Gestalt einer über dem Wasser schwebenden Brücke zu tragen bestimmt waren. Vielleicht könnten dergleichen Wegbauten, wiewohl wir die Felsen mit Pulver zu sprengen im Stande sind, auch heut zu Tage mit Nutzen in Anwendung gebracht werden. In gebirgigen und unwegsamen Gegenden, z. B. in Griechenland, könnte man nach der Trajanischen Methode schnell die nöthigen Wege herstellen, und dann allmählig in Erbauung fester Straßen fortfahren. Es würde auf solchen Wegen ein innerer Verkehr in Griechenland bald möglich sein, während es nach dem jetzigen Systeme des Wegbaues noch lange an einer regelmäßigen Verbindung zwischen den Hauptorten fehlen wird.

Abends langten wir in Drenkowa an, einem Orte, der nur aus wenigen der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft gehörigen Häusern besteht. Hier erwartete uns der Zrinyi, ein schönes Boot, mit einer Maschine von 80 Pferde Kraft, aber weniger bequem eingerichtet, als die Pannonia und der Ferdinand. Auf ihm traten wir am 5. September die Reise nach Pesth an. Die Fahrt war im Ganzen sehr einförmig, und Unterhaltung gewährte allein die mehr und mehr wachsende Zahl der Reisenden. Der Strom windet sich hier in vielen Krümmungen durch die große ungarische Ebene, und seine Ufer bieten nur wenige Abwechslung dar. An einigen geschichtlich merkwürdigen Orten, z. B. an **Belgrad**, **Semlin**, **Carlowitz**, **Peter**-

warbein, Mohàcs vorüber kamen wir Sonntags den 9. September um Mittag nach Pesth. Hier blieben wir diesen und den folgenden Tag. Pesth ist eine vergleichsweise junge, aber doch große und schöne Stadt. Freundlicher als Pesth, das in einer niedrigen Ebene liegt, ist gegenüber das alte Ofen mit seinen Bergen. In Pesth und in Ofen ist nur Weniges, was die Neugierde des Reisenden befriedigen oder seine Aufmerksamkeit fesseln könnte.

Den 11. September schiffte ich mich auf dem Dampfboote nach Wien ein. Von den alten Reisegefährten waren einige krank in Pesth zurückgeblieben, andere fuhren noch kränkelnd mit bis Wien: die Donaunebel hatten uns Alle angegriffen. Sonst war das Dampfboot mit Reisenden überfüllt und dabei war unglücklicher Weise das Wetter kalt und regnerisch. Bei besserer Witterung und günstigerer Stimmung hätte die Fahrt, die durch herrliche Gegenden an bedeutenden Orten vorüber führt, höchst angenehm und reizend sein müssen; aber gedrängt, durchnäßt und ungeduldig dachte Jeder nur an die Ankunft in Wien. Endlich am 13. September landeten wir Abends am Ende der Praterinsel. Die Reise von Konstantinopel bis Wien hatte im Ganzen 32 Tage gekostet.

Anhang.

Der folgende Anhang soll einige Proben liefern von der Sprache und dem Style, dessen sich die griechischen Geistlichen bedienen, wie auch von türkischen Reisepässen. Die letzteren gebe ich in einer Uebersetzung, für welche ich dem Herrn Bibliothecar Dr. Weil verpflichtet bin; die griechischen Schreiben aber im Originale, und ohne Uebersetzung, um nicht das Buch zu sehr zu vergrößern. Von No. II. steht eine Uebersetzung S. 245.

I.

Schreiben des Mönchs Nikiphoros vom Berge Athos, gegenwärtig in Athen.

Τῷ πανοσιωτάτῳ ἁγίῳ ἀρχιμανδρίτῃ τῆς Ἱερᾶς Μονῆς τοῦ Χιλανδαρίου Κυρίῳ Ἡσαΐᾳ, τῷ ἐν χριστῷ μοι ἀξιοποθήτῳ ἀδελφῷ, παναισίως. Εἰς τὸ ἅγιον ὄρος τοῦ Ἄθωνος, εἰς τὴν τοῦ Χιλανδαρίου.

Τὴν ἀξιοπόθητόν μοι αὐτῆς πανοσιότητα ἀδελφικῶς προσκυνῶν ἀσπάζομαι καὶ ὑπερήδιστα προσαγορεύω σὺν τῷ χριστὸς ἀνέστη.

Ὁ γραμματοκομιστὴς τοῦ παρόντος μου, τὸ γένος Γερμανὸς, Σούττιτος καὶ ὑπήκοος τῆς Ἰμπερατορικῆς Μεγαλειότητος τοῦ Αὐτοκράτορος τῆς Αὐστρίας *), Κύριος Ἐδοάρδος Ζαχαρίας, γόνος καθηγητῶν καὶ φιλοσόφων διδασκάλων τῆς Γερμανίας, κατὰ φιλοτιμίαν καὶ κοινωφέλειαν κινούμενος ἔθετο σκοπὸν νὰ ἐκδώσῃ εἰς ἑλληνικὴν διάλεκτον βιβλία περὶ νόμων, καὶ μὴ φειδόμενος οὐδὲ κόπων περιοδικῶν οὐδ' ἐξόδων, ἔκρινε νὰ ἔλθῃ καὶ εἰς ταῦτα τὰ μέρη τῆς Ἑλλάδος, νὰ μεταβῇ δὲ καὶ αὐτόθι εἰς τὸ ἅγιον ὄρος, διὰ νὰ πε-

---

*) Vergleiche S. 245. Anm.

ριέλθῃ τὰ ἱερὰ μοναστήρια καὶ θεωρίσῃ καὶ ἀναγνώσῃ τὰ ἐν ταῖς αὐτῶν βιβλιοθήκαις σωζόμενα χειρόγραφα βιβλία, καὶ λάβῃ σημειώσεις ὅσαι τῷ ἀναγκαιοῦσι. καὶ συστηθεὶς πρὸς ἐμὲ παρὰ τῶν ἐνταῦθα μεγάλων ὑποκειμένων, τοῦ τε Ἐξοχωτάτου Πρέσβεως τῆς Αὐστρίας καὶ ἄλλων τῶν τοῦ βασιλικοῦ τῆς Ἑλλάδος Παλατίου, μὲ ἀξίωσίν των διὰ νὰ τὸν συστήσω εἰς αὐτόθι ἐν πράγμασι γνωστούς μοι καὶ φίλους, ἔλαβον τὴν τιμὴν θάῤῥει ἀδελφικῷ καὶ ἀνέκαθεν φιλικῷ, νὰ συστήσω αὐτὸν τὸν εὐγενῆ νέον καὶ πρὸς τὴν αὐτῆς ἀξιοπόθητόν μοι πανοσιότητα, παρακαλῶν αὐτὴν, ὅπως ἐρχόμενον καὶ εἰς τὴν ὑμετέραν ἱερὰν μονὴν ὑποδεχθῆτε φιλοφρόνως μὲ τὴν ἀνήκουσαν αὐτῷ περιποίησιν, καὶ ὅσα χειρόγραφα βιβλία σώζονται καὶ ἐν τῇ ὑμετέρᾳ ἱερᾷ μονῇ ἐπιδείξατε αὐτῷ εἰς ἀνάγνωσίν του, διὰ νὰ λάβῃ σημειώσεις ὅσαι τῷ ἀναγκαιοῦσι, καὶ μὴ ἀμφιβάλλων ὅτι θέλετε τὸν εὐχαριστήσει εἰς τὸν σκοπόν του διὰ νὰ εἶναι κύρηξ εὐγνώμων καὶ περὶ τῆς ὑμῶν Σλοβανικῆς περιποιήσεως καὶ διαθέσεως. καὶ ἐμὲ θέλετε ὑποχρεώσει τὸν συνιστῶντα, καὶ τοὺς πρὸς ἐμὲ τὴν ἀξίωσίν των προτείναντας. μένω

τὴν 20. Ἀπριλλίου 1838. ἐν Ἀθήναις.

τῆς ἀξιοποθήτου μοι πανοσιότητός της ἐν χριστῷ ἀγαπητὸς ἀδελφὸς καὶ εἰς τοὺς ὁρισμοὺς

Νικηφόρος χαρτοφύλαξ Ἰβηρίτης.

II.

Schreiben der vier Vorsteher der Gemeinde des heiligen Bergs an die Vorsteher der zwanzig Klöster.

Πανοσιώτατοι Προεστῶτες τῶν καθ' ἡμᾶς εἴκοσι Ἱερῶν Μονῶν!

Ὁ ἐπιφέρων τὸ παρὸν Νομοδιδάσκαλος Κύριος Ἐδουάρδος Ζαχαρίας Γερμανὸς τὸ γένος καὶ ὑπήκοος Αὐστριακὸς συνιστᾶται τῷ ἐνδοξοτάτῳ Βοεβόδα μας παρὰ τοῦ Βαλῆ Θεσσαλονίκης, καὶ τοῖς Προϊσταμένοις τῶν εἴκοσι Μοναστηρίων παρὰ τοῦ Ἁγίου Θεσσαλονίκης, καὶ ἐν Θεσσαλονίκῃ κοινοῦ Ἐπιτρόπου μας, καὶ παρ' ἄλλων ἐγκρίτων Ἀτόμων, ἵνα περιέλθῃ τὰ Ἱερὰ Μοναστήρια, ἐπεξελθόμενος τὰ ἐν ταῖς Βιβλιοθήκαις σωζόμενα παλαιὰ χειρόγραφα καὶ ἄλλας βίβλους, καὶ συνάζων τὰς γνώσεις αἵτινες χρησιμεύουσι τῇ λογιότητί του πρὸς σύνθεσιν Νομικοῦ βιβλίου κοινωφελεστάτου εἰς πᾶσαν πολιτικὴν Κοινωνίαν.

Γνωστοποιοῦντες τὴν παρὰ τόσων ὑπεροχικῶν μερῶν σύστασιν τῆς σοφολογιότητός του, ἅτε δὴ καὶ τὸ πολυμαθὲς καὶ πολύπειρον τοῦ ἀνδρὸς, καὶ τὸ εὐγενὲς αὐτοῦ καὶ κόσμιον φρόνημα, παρακαλοῦμεν ἵνα ὑποδεχθῆτε τὴν σοφολογιότητά του εὐγενέστατα καὶ φιλοφρονητικώτατα ἀναλόγως τῆς ὑπολήψεως καὶ χαρακτῆρός του, ἀνοίγοντες προθύμως καὶ πασιχάρως τὰς Βιβλιοθήκας σας ἵνα ποιῇ τὰς ἀναγκαίας ἐπεξεργασίας πρὸς κτῆσιν τῶν τῷ πονήματι συντεινουσῶν γνώσεων, καὶ

ἀναχωροῦντι τοῦ Μοναστηρίου σας δι' ἄλλο Μοναστήριον νὰ τῷ παραχωρῆτε ἡμιόνους καὶ ἄξιον ἀδελφὸν καὶ χρήσιμον συνοδοιπόρον, ἵνα ἐναρεστηθεῖσα ἡ σοφολογιότης του γένῃ διαπρύσιος κύρηξ *) τῆς φιλοφρονητικῆς εὐμενοῦς καὶ ἀγαθῆς πρὸς αὐτὴν διαθέσεώς σας, εἰδότες, ὅτι ἡ εἰς τὰ τοιαῦτα ὑποκείμενα παρεχομένη εὐμένεια καὶ συναντίληψις ἐπὶ ταῖς τοιαύταις προθέσεσι πώποτε δὲν μένει ἀβράβευτος, ὡς τελειοποιοῦσα τὰ χρέη τῆς φιλοξενίας.

τῇ 21. Μαΐου 1838.

Οἱ ἐπιστάται τῆς Κοινότητος τοῦ ἁγίου ὄρους ἄθω.

III.

Schreiben des Großprotosyngelos an die Vorsteher der Klöster auf den Prinzeninseln. **)

Πανοσιώτατοι ἅγιοι καθηγούμενοι τῶν ἐν ταῖς τέτταρσι νήσοις κειμένων ἱερῶν σταυροπηγιακῶν μοναστηρίων, εἴστε ἐν κυρίῳ ὑγιαίνοντες. Ὁ ἐπιδιδοὺς ὑμῖν τὴν παροῦσαν ἡμῶν ἀπόδειξιν Γερμανὸς Σιδρ Ζαχαρίας ἐξητήσατο αὐτὴν πρὸς σύστασιν τὴν εἰς ὑμᾶς ἕνεκα περιεργείας του. ὅθεν

---

*) So schreibt man heut zu Tage: nicht κήρυξ. Der Ausdruck διαπρύσιος κύρηξ ist von Gregor von Nazianz entlehnt.

**) Die zwei folgenden Schreiben sind verfaßt von dem ἀρχιγραμματικὸς τῆς τοῦ χριστοῦ μεγάλης ἐκκλησίας κῦρος μιχαὴλ θεοδώρου, und von dem Patriarchen und Protosyngelos blos unterzeichnet.

γράφοντες προτρεπόμεθα ὑμᾶς, ὅπως, δεχόμενοι τὴν αὐτοῦ εὐγένειαν περιποιητικῶς, εὐχαριστῆτε αὐτῷ τὴν περιέργειάν του, ἀποδίδοντες πᾶσαν ἀνάπαυσιν καὶ περιποίησιν ἀνάλογον, διὰ νὰ φανῆτε εὐάρεστοι εἰς τὸ σκοπούμενόν του καὶ ἐπαινέται του. οὕτω ποιήσατε, καὶ ἐν κυρίῳ εὐημέρως ὑγιαίνοιτε. τοῦ 22. Ιουλίου 1838.

Ὁ μέγας Πρωτοσύγγελος.

IV.

Brief des Patriarchen Grigorios an die Vorsteher des Klosters Sumela bei Trapezunt.

Τοῖς ὁσιωτάτοις τῷ τε Ἡγουμένῳ καὶ λοιποῖς Πατράσι τοῦ ἐν τῇ ἐπαρχίᾳ Τραπεζοῦντος κειμένου ἱεροῦ καὶ σεβασμίου ἡμετέρου πατριαρχικοῦ καὶ σταυροπηγιακοῦ μοναστηρίου, ἐπιλεγομένου τοῦ Σουμελᾶ, τέκνοις ἐν κυρίῳ ἀγαπητοῖς τῆς ἡμῶν μετριότητος.

Γρηγόριος ἐλέῳ θεοῦ ἀρχιεπίσκοπος κωνσταντινουπόλεως νέας ῥώμης καὶ οἰκουμενικὸς πατριάρχης.

Ὁσιώτατοι ὅ τε Ἡγούμενος καὶ λοιποὶ Πατέρες τοῦ ἐν τῇ ἐπαρχίᾳ Τραπεζοῦντος κειμένου ἱεροῦ καὶ σεβασμίου ἡμετέρου πατριαρχικοῦ καὶ σταυροπηγιακοῦ μοναστηρίου τῆς ὑπεραγίας θεοτόκου, ἐπιλεγομένου τοῦ Σουμελᾶ, τέκνα ἐν κυρίῳ

ἡμῶν ἀγαπητὰ, χάρις εἴη ὑμῖν καὶ εἰρήνη παρὰ Θεοῦ. Ἐπειδὴ ὁ τὴν παροῦσαν πατριαρχικὴν ἡμῶν ἐπιστολὴν συνεπιφερόμενος Δόκτωρ Ζαχαρίας, Γερμανὸς τὸ γένος, ἀνὴρ λόγου ἄξιος καὶ πολυμαθὴς, ἔρωτι φιλολογίας τετρωμένος, περιέρχεται παρατηρῶν τὰς ἑκασταχοῦ βιβλιοθήκας, πρὸς ἀπόκτησιν γνώσεων φιλολογικῶν, ἔρχεται δὲ ἤδη ἐπ' αὐτῷ τῷ σκοπῷ καὶ πρὸς τὸ ἱερὸν ὑμῶν μοναστήριον, διὰ τοῦτο συνιστῶντες αὐτὸν διὰ τῆς παρούσης πατριαρχικῆς ἡμῶν ἐπιστολῆς ἐντελλόμεθα καὶ παραγγέλλομεν τῇ ὁσιότητί Σας, ὅπως ἀφικόμενον ὑποδεχθῆτε μετὰ πάσης φιλοφροσύνης καὶ περιποιήσεως, καὶ προθυμοποιηθῆτε εἰς ὅσα ἀφορῶσι τὴν ἐκπλήρωσιν τοῦ φιλολογικοῦ πόθου του, καὶ τὴν ἐλευθέραν παρατήρησιν τῆς μοναστηριακῆς βιβλιοθήκης καὶ εἴτινος ἄλλου περιεργείας ἀξίου, εἰς τρόπον ὥστε εὐχάριστος διαμείνας, νὰ κατασταθῇ ἐπαινέτης τῶν περιποιητικῶν τρόπων Σας. ἡ δὲ τοῦ Θεοῦ χάρις εἴη ὑμῖν.

͵αωλη'. Ἰουλίου δ'.

Ὁ Κωνσταντινουπόλεως ἐν χριστῷ εὐχέτης.

V.

Firman des Pascha von Thessalonich.

Da der in Salonik residirende hohe österreichische Consul uns aufgefordert hat, dem wohlgeborenen Herrn Zachariä, der mit seinem Diener Georg nach Ainoros reist, einen Sicherheitsbrief zu geben, so ertheilen wir ihm

diesen Firman, damit ihm und seinem Diener auf ihrer Hin- und Herreise Niemand Hindernisse in den Weg lege, und die auf seiner Reise nöthiaen Lebensmittel ihm gereicht werden. Auch sollen ihm die zu seinem Transport nöthigen fünf Pferde unter billigen Bedingungen geliefert, und auf unsicheren, gefahrvollen Wegen sollen ihm bewaffnete Männer zur Bedeckung mitgegeben werden. Zu diesem Zwecke ist dieser Firman geschrieben und in seine Hand gegeben worden, damit ein Jeder dessen Inhalt gemäß handle und sich wohl hüte, ihn zu übertreten.

24ten Safar 1254.

Mohammed Issat.

VI.

Großherrlicher Firman.

Den unter unseren Befehlen stehenden Beamten, zu welchen dieser Firman gelangt, sei bekannt, daß die Zierde der christlichen Glaubensgenossen, der hohe Gesandte der Königin von England *), uns ersucht hat, dem wohlgebornen Herrn Zachariä einen Firman zu ertheilen, damit er mit seinen zwei Dienern in Sicherheit von Salonika nach Ainoros reisen könne, daß ihm sowohl auf seiner Hin- als auf seiner Herreise kein Hinderniß in den Weg gelegt werde, und daß ihm, wo er sich auch aufhalte, von

*) Dieser Firman wurde mir auf Verwenden des englischen Gesandten zu Athen, Sir Edmund Lyons, von der englischen Gesandtschaft in Konstantinopel erwirkt und nach Saloniki gesendet.

Seiten der Zollbeamten unter keinem Vorwande wegen Zollabgaben u. dgl. Schwierigkeiten gemacht werden. Wir haben daher der zwischen uns und England bestehenden reinen Freundschaft und Eintracht und den Friedensverträgen gemäß diesen Firman ausfertigen und dem genannten wohlgebornen Zachariä übergeben lassen, damit er ungehindert mit seinen zwei Dienern reisen könne, von Seiten der Zollbeamten nirgends belästigt werde, und allenthalben Schutz und Schirm finde. Dieser hohe Firman werde überall beachtet, wo er hingelangt, und dessen Inhalt treu befolgt.

End Safar 1254.

VII.

Firman des Vicepascha von Trapezunt.

Sicherheitspaß.

Damit der wohlgeborne Deutsche, Zachariä genannt, in Sicherheit und ohne irgend eine Kränkung befürchten zu müssen, einige Klöster in der Gegend von Matzuk *) besuchen, und ungehindert die Reise hin und zurück machen könne, ist dieser Paß geschrieben und ihm überliefert worden. Mit Gottes Willen wird man überall, wo er hingelangt, dessen Inhalt gemäß handeln, und sich wohl hüten, ihn unbeachtet zu lassen.

Den 2ten Dschemaz el euwel 1254.

Muhammed Muniosch Seid
Stellvertreter des Pascha.

---

*) Vgl. **Eustathii Opuscula etc. ed. Tafel. Francof. 1832. 4. p. 366 sq.**



